This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07574000 5

Der Heilige.

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Zwölfte Auflage.

Leipzig,
Verlag von H. Haeſſel.
1894.

-30712-

ASTOR L.
MAR
14
1895
N.Y.

I.

Langſam fallend deckte der Schnee das blache Feld und die Dächer vereinzelter Höfe rechts und links von der Heerſtraße, die aus den warmen Heilbädern an der Limmat nach der Reichsſtadt Zürich führt. Dichter und dichter ſchwebten die Flocken, als wollten ſie das bleiche Morgenlicht auslöſchen und die Welt ſtille machen, Weg und Steg verhüllend und das Wenige, was ſich darauf bewegte.

Jetzt erſcholl auf dem Holzboden der bedachten Brücke, welche ſich unfern der Stadt über den Sihlſtrom legt, der dumpfe Hufſchlag eines Pferdes und unter dem Sparrenwerk der finſtern, den Stadtmauern zugewendeten Oeffnung erſchien ein einſamer Reiter. Seine feſte Geſtalt war ſo warm in einen grobwollenen Mantel gewickelt und er hatte ſich deſſen Kapuze derart über den Kopf gezogen, daß von ſeiner Perſon kaum mehr als ein breiter grauer Bart zum Vorſchein

kam. Hart hinter dem ſtarken Gaul von heimiſcher Race trabte mit beſchneitem Rücken und melancholiſch geſenkter Schweiffahne ein großer Pudel. Der polternde Wiederhall des Hufes in der Holzwölbung weckte die drei Reiſegefährten aus dem Halbſchlummer, den Froſt und Schnee über ſie gebracht hatten, und ſtellte ihnen Thor und Herberge in nahe Ausſicht. Erſteres wurde in raſchem Trotte erreicht. Unter dem niedrigen Thorbogen warf der Reiter ſeine Kapuze zurück, ſchüttelte die Flocken vom Mantel, rückte ſich die Pelzmütze aus der energiſchen Stirn und ritt in guter, trotz der Laſt ſeiner Jahre kriegeriſcher Haltung durch den Rennweg, die erſte am Fuße der kaiſerlichen Pfalz ſich hinziehende Straße.

Es war der drittletzte Tag des Jahres der Gnade 1191, denn der Reiſende hatte die Gewohnheit, Zürich zwiſchen Weihnachten und Jahresende heimzuſuchen.

Rechts wo der Bäcker ſeine friſchen Laibe ausgab, links wo unter dem rußigen Vordach der Rollenſchmiede der Amboß erdröhnte und die Funken ſprühten, ward der Reiter auch heute, wie jederzeit bei ſeinem Einzug in Zürich, mit ſchallendem Zuruf als Hans der Armbruſter, Hans der Engelländer bewillkommt. Die alemanniſchen Laute aber, in welchen er Gruß und Rede zurückgab, ſchlugen ſo rund und frank aus ſeinem

Munde, daß sein zweiter Zuname kaum auf eine ferne Heimath zurückführte, sondern auf befriedigte Reiselust und kecke Wanderfahrt.

Auch gab der Reisende dem Herbergsvater zum Löwen, der bei ertönendem Hufschlag neugierig unter die Thür getreten war und, den Vorüberreitenden erkennend, sich von demselben, mit gezogener Kappe, Auskunft über das Verhalten des heurigen Schaffhausers im Keller erbat, so sachkundige und den Betheiligten verrathende Antwort, daß unschwer zu erkennen war, wo Hans dem Engelländer heute sein Waizen blühe und sein Wein reife.

Bis hieher geschah Alles, wie Hans der Armbruster die Stadt der Fürstin-Aebtissin seit Jahrzehnten kannte. Eines aber befremdete ihn an diesem Tage, der kein Festtag war, und allgemach begann er sich darüber zu wundern. Von Frauen verkehrten sonst in dieser strengen Jahreszeit und frühen Stunde nur wenige vor dem Hause; heute aber überschritten sie eilfertig und geschmückt alle Schwellen; und als Meister Hans durch steil abfallende Gäßlein der Mitte der Stadt und den rasch dahinschießenden Wassern der Limmat sich zuwandte, als er über die untere Brücke und am Rathhause vorüber ritt, sah er es wie Ameisenzüge an beiden Flußufern aufwärts laufen. Häuflein folgte

dem Häuflein Frauen jeglichen Standes, hochmüthige Edelweiber mit kostbaren Meßbüchern in der Hand, ehrbare Töchter des Handwerks, züchtige Klosterfrauen, hübsche Dirnen von leichtem Wandel eilten neben runzligen, hustenden Großmüttern, die das Oberkleid im Schneegestöber über die armen, grauen Häupter gezogen hatten. Alles strömte seewärts, wo am Ausfluß der Limmat wie zwei Behelmte die Münster stehen.

Doch — was bedeutete das? — nur eines derselben, das Münster unserer lieben Frau, ließ mit fliegenden Glocken seine dringende Einladung erschallen: das gegenüber liegende große Münster aber verharrte in einem mißbilligenden Schweigen.

Nachdenklich ritt der Armbruster, dem allgemeinen Zuge folgend, unter den Schwibbögen längs der Limmat hinauf der berühmten Herberge zu den Raben St. Meinrads entgegen, wo er alljährlich abzusteigen pflegte. Jetzt aber, unten am Hügel, wo weiland St. Felix und Regula geblutet haben, hielt er seinen Braunen an. Er hatte einen Blick in die steile Kirchgasse geworfen, die hier, vom Großmünster herabführend, ausmündet. Es bewegte sich darin, ihm entgegenschreitend und sorgsam die besten Stellen im schmelzenden Schnee aussuchend, die feine, ehrwürdige, in Marderpelz gehüllte Gestalt eines Chorherrn. Das

unter dem schwarzen Barett blaß erscheinende Antlitz heftete sich mit schmerzlichem Ausdruck auf die genäßten Schuhe. So wurde er des Armbrusters nicht gleich gewahr, der sich rüstig vom Pferde geschwungen hatte, um den alten Herrn in bescheidener Stellung und trotz des noch immer dauernden Gestöbers mit entblößtem Haupte zu erwarten.

„Gottes und seiner Mutter Gnade zum Gruß, ehrwürdiger Herr," sagte Hans der Engelländer, als der Greis neben ihm stand.

Leicht überrascht heftete dieser das kluge Auge auf den Grüßenden und ein plötzlicher Gedanke leuchtete über seine durchsichtigen Züge, ein Gedanke offenbar erfreulicher Art, den er aber listig für sich behielt.

So sprach ihn denn der Armbruster zuerst und folgendermaßen an: „Gestattet, daß ich mich bei Euch erkundige, ob ich den edeln Herrn Kuno, Euern würdigen Bruder, im Stifte finden werde. Er schuldet mir eine Kleinigkeit für hergestellte Armbruste, ferner den Kaufpreis eines nach englischer Manier gebauten Stückes, das vor drei Jahren bestellt und geliefert wurde, was Alles, nach meiner Uebung, ich vor Neujahr einzuziehen trachte. Den vorletzten und letzten Christmond traf ich den edeln Herrn bei erschöpfter Kasse, da er mit dauerndem Unglück im Würfelspiel

zu kämpfen hatte. Wie mag es wohl heuer um ihn ſtehen?"

„Das frage Du ihn ſelber, nachdem Du Imbiß bei mir gehalten haſt!" erwiderte der Alte. „Er kehrt bei Zunachten ins Stift. Alle Brüder, Probſt und Capitel, ſind auf die Jagd verritten, mich Alten, wie Du ſiehſt, ausgenommen. Ich gedachte meinen Ausgang dem neuen Heiligen zu widmen, deſſen Marter und Wunder dort drüben" — er wies nach dem ſchlank aufſteigenden Chor des Fraumünſters — „zu dieſer Stunde von einem geiſtreichen Luzernerpfaffen dem gläubigen Volke dargelegt werden und deſſen Glorie meine darüber unbilliger Weiſe empfindlichen Brüder für heute aus der Stadt vertrieb. Da jedoch mehr Neugier als Andacht meine Schritte lenkte und der Schnee des Himmels ſie hemmt, ſo mag ich ohne Schaden meiner Seele umkehren.

Laß Deinen Braunen in die Herberge zu den Raben führen! Dort ſteht der Stallknecht St. Meinrads wie eingepflanzt am Waſſer und ſtarrt nach der Frauen Münſter hinüber! Dein Tapp, der hier trübſelig im Schnee ſitzt, mag ſich an meinem Küchenfeuer wärmen. Aber bei St. Felix' blutigem Haupte, ich kann nicht länger im Naſſen ſtehen! In dieſen Schneepfützen ſitzt die tückiſche Hexe mit ihrer Zange, ich

meine die böſe Gicht, die mich dieſen Winter gezwickt und erſt vor Kurzem losgelaſſen hat. Folge mir bald, Engelländer!“

Nach dieſen geflügelten Worten ſchmiegte Herr Burkhard ſich fröſtelnd in ſeinen Pelz und begann, vorſichtig wie er gekommen war, die feuchte Gaſſe wieder hinanzuſteigen.

Hans aber rief den lungernden Knecht herbei und übergab ihm mit den Zügeln ſeines Gauls allerhand Aufträge und Weiſungen an den Wirth und die Stammgäſte des Hauſes zu den Raben; denn dort ſprach der Adel ein und unter ihm hatte der Armbruſter viele Kunden und Schuldner.

Dann ſchnallte er ſein Felleiſen von dem Rücken des Thieres, nahm das Gepäck unter den Arm und ſchritt mit Tapp, der ſich nie von dem Eigenthum ſeines Herrn trennte, die zum Stifte führende ſteile Gaſſe hinauf.

Die Einladung des Chorherrn kam ihm gelegen, denn Hans der Armbruſter war ein ſparſamer Mann.

II.

Der Wintertag blieb so dunkel, daß der schmale Wohnraum des Chorherrn, wo er seinen Gast bewirthete, mehr von der golden flackernden Flamme des Herdes als durch das einzige hochgelegene Bogenfensterchen erhellt wurde.

Während der Armbruster sein Mahl beendigte, hatte sich Herr Burkhard, der von feiner Körperlichkeit und mäßiger Lebensweise war, schon eine Weile in seinen mit weichen Vließen überlegten Armstuhl versenkt und die pelzumhüllten Füße dem Feuer zugestreckt. Ein ebenfalls ergreifter Schaffner räumte das Tischgeräthe weg und stellte eine Kanne kräftigen Landweins mit zwei silbernen Bechern auf das Steinsims des Kamines.

Der Chorherr war offenbar in vergnügter Stimmung. Es ergötzte ihn, an diesem trüben Wintertage einen welt- und menschenkundigen, auch weitgewanderten Mann schnellen Geistes in sein Gelaß gelockt zu haben

zur Befriedigung einer längst gehegten Neugierde. Das feingeformte Haupt mit seinen wenigen schneeweißen Locken lag auf dem rothen Kissen der Lehne, mit geschlossenen Augen, aber dem wachen Ausdrucke des Triumphes über einen gelungenen Anschlag.

Jetzt öffnete er plötzlich einen leuchtenden Blick und sagte: „Gesegnete Mahlzeit, Hans! Wende Deinen Stuhl und rücke zu mir. Du fragtest mich, wer der neue, von der Frau am Münster erhöhte, von uns Chorherren aber geschmähte Heilige sei. Ueber Tisch halte ich es nicht für heilsam, von kirchlichen oder gar himmlischen Dingen zu reden; aber nun bin ich da, um Auskunft zu geben. Der neue, von dem heiligen Vater der Christenheit bescheerte Fürsprecher im Himmel hat im selben Jahre mit mir das Licht der Welt erblickt. Schon das spricht gegen ihn. Es gilt von den Heiligen, wie vom Weine: je älter, desto besser und wunderthätiger. Wie dieser hier," — er schlürfte aus seinem Becher — „das Blut unseres Bodens, mit unserem Blute verwandt ist und es seit undenklicher Zeit würzt und stärkt, ähnlich wirken unsere Heiligen St. Felix und Regula, über deren Leibern dieses Stift und diese Stadt erbaut sind. Geschlecht um Geschlecht haben sie als streitbare Nothhelfer behütet. Wir sind ihnen und sie uns vertraut und verpflichtet. Mit

ihrem Bild und Siegel machen wir, nach dem Vorgange unserer Väter, unser Thun und Lassen gültig. Ich will keine Hoffart damit treiben, daß sie nach ihrer blutigen Marter die abgeschlagenen Häupter urkundlich in den eigenen Händen von der Richtstätte am Limmatufer bis hieher getragen haben, vierzig Schritte bergan, obgleich ihnen das sicherlich keiner der abgeschwächten neuen Heiligen nachthut. Für mich kommt in Betracht, daß St. Felix und Regula ihren Glauben gegen einen heidnischen Kaiser mit ihrem Blute bezeugt und nicht gegen einen christlichen König und Lehensherrn sich überhoben und aufgelehnt haben, wie dieser neue Heilige von meinem Jahrgang.

Solcher gerechten Erwägungen aber sind die Köpfe unserer Frauen vom fürstlichen Stifte nicht fähig! Da mußte ihnen unter andern kostbaren Schriftstücken ein Pergament zukommen, worauf das Leben und die Marter meines Altersgenossen beschrieben und verherrlicht ist. Die heiligen Acten wurden zur Erbauung während der Mahlzeit vorgelesen und von Stund' an konnten die Gedanken der edeln Frauen nicht mehr zur Ruhe kommen. Sie trieben offen und heimlich daran, daß der Tag dieses Märtyrers auch bei uns feierlich begangen werde.

Den Weibern gefällt das Neue und Fremdländische.

Der Rath unſerer Stadt war aus genannten Gründen der Sache abhold und hätte ſie auch wol verhalten, wäre den Frauen nicht eine Güte des Himmels zu Hilfe gekommen.

Verwichenen Herbſtmonat bei der langen Dürre gerieth der Abtei eine Scheune voll Heu neben ihrem großen Gehöfte zu Wiedikon in Brand. Der Föhn jagte die Flamme gerade auf das Meierhaus zu, das zu rauchen begann und verloren ſchien. Da ließ die mächtig fromme Kuſterin, Frau Berta, die eben zugegen war, durch den Meier und ſeine Söhne den ſchweren Schiefertiſch vor das Haus ſchleppen, zog eine Kreide aus der Taſche und ſchrieb mit armlangen Buchſtaben auf die Platte:

Sancte Thoma, ſteh' uns bei!

Was geſchah? Blickte der Heilige vom Himmel herunter und las? Dem ſei wie ihm wolle, der Wind wandte ſich augenblicklich, das Scheuerlein fiel in erlöſchenden Schutt zuſammen und die Meierei war gerettet. Jetzt langte die Hilfe aus der Stadt an. Hier ſtand der Tiſch, dort verkohlte der Trümmerhaufen — das Wunder und der Heilige waren nicht weiter anzufechten.

So iſt es gekommen, daß wir heute ſein Feſt feiern,

den Tag, daß ich's zu ſagen nicht vergeſſe, des heiligen Thomas von Canterbury."

Nach dieſer ausgiebigen Rede ergriff der Chorherr ſeinen Pokal, that ein paar kleine Züge und, die Kanne ergreifend, ſah er ſich nach ſeinem Zuhörer um, deſſen Becher er auffüllen wollte. Hans, der auf einem Holzſchemel am Feuer ſaß, gab keinen Laut von ſich. Etwas Seltſames war mit ihm vorgegangen. Im Anfang war er, die Ellenbogen auf die Kniee ſtützend und das geſenkte Haupt in die Hände gelegt, der Erzählung des Chorherrn mit Aufmerkſamkeit gefolgt. Herr Burkhard hatte den Namen des Heiligen abſichtlich bis zuletzt verſchwiegen, doch der Armbruſter mochte ihn ſchon früher errathen haben. Er blieb jetzt unbeweglich, wie in ſich ſelbſt zuſammengebrochen und es war, als ſchüttle ein Schauder ſeine Glieder. Der Chorherr ſchenkte ihm den Becher voll und betrachtete ihn mit Blicken der Theilnahme und etwas durchſchimmernder Schadenfreude.

„Halt' ich Dich endlich, ſchlauer Mann!" begann er wieder. „Bei den blutigen Zöpfen der heiligen Regula, heute, Armbruſter, trittſt Du mir nicht über die Schwelle zurück, ohne mir von St. Thomas von Canterbury erzählt zu haben, was Du weißt, und ganz andere Dinge, als der Luzernerpfaffe unſerer

gnädigen Frau drüben im Stift aufbindet oder als in dem Pergamente ſtehen, das mir die edle Herrin zur Geſundung meiner Seele geliehen hat. Du biſt dem Heiligen zu ſeinen Lebzeiten begegnet, das wirſt Du mir nicht leugnen! Ich habe es ſelbſt gehört, wie Du meinen Brüdern, den Chorherren, es mag ſich jetzt gerade verjähren, in unſerer Trinkſtube mit lauter Stimme — denn ſie hatten Dir mit dem Becher ſtark zugeſetzt — und gewaltigen Geberden darthateſt, daß Du an König Heinrich gehaftet habeſt wie der Knopf am Wamſe, ja wie die Haut am Leibe. Du gerietheſt in lodernden Eifer; denn die Herren hatten in Zweifel gezogen, daß König Heinrich bei jener unſeligen Krönung ſeines älteſten Sohnes Thränen der Freude vergoſſen habe. Du rieſeſt: „Ich habe ſie rieſeln ſehen!“ und verſchwureſt Dich bei Deiner Seelen Seligkeit. Ich, der gerade eintreten wollte, um einen geſelligen Becher zu trinken, denn ich war noch um das jünger, und Dich Deine Geſchichte betheuern hörte, ich glaubte Dir, denn Du biſt kein Prahler. Biſt Du aber immerdar um König Heinrich geweſen, haſt ihm Gewand und Becher gereicht, ſein Lachen und Weinen gekannt, wie Du verſicherteſt, ſo mußt Du auch den Mann gekannt haben, der ihm Leib und Seele zerſtört hat, ſei es, während er als Kanzler ihm zu Dienſten war,

ſei es ſpäter, da er als heiliger Biſchof, ſein Feind und ſein Opfer, ihn zur Verzweiflung und ins Verderben trieb. Am Ende, Unglücklicher, wareſt auch Du unter Jenen, die dem Heiligen zu ſeinem Martertode geholfen haben. Doch nein! In dem Pergamente der Aebtiſſin ſteht geſchrieben, wie die Mörder des Heiligen durch ihre Sünde dergeſtalt entmenſcht wurden, daß es der ganzen Schöpfung vor ihnen graute und ſelbſt ihre Leibhunde den Biſſen aus ihrer Hand verabſcheuten. Tapp aber" — er wies auf den zwiſchen den Knieen des Armbruſters ſich aufmerkſam hervordrängenden Pudelkopf — „nimmt, wie ich geſehen habe, Alles, was Du ihm reichſt."

„Der gnädige Gott hat mich davor behütet," murmelte Hans; „aber den Heiligen — ja — ich habe ihn gekannt, ſo gut als ich Euch kenne, Herr Burkhard. Und dabei bin ich auch geweſen, wenn Ihr es doch wiſſen wollt, als ihm der Wilhelm Tracy vor dem Hochaltare den Schädel einſchlug. Und ſein Lächeln ſehe ich noch, das — Gott genade mir — heilige Hohnlächeln, mit dem er verſchied, als erwieſen ihm ſeine Henker gerade einen Liebesdienſt. O Herr, das ſind ſchwere, unerforſchliche Geſchichten!"

„Erzähle Hans," rief der Chorherr mit zitternder Lebendigkeit, und richtete ſich, die alten Hände auf

die Armlehnen ſtützend, begierig in ſeinem Stuhl in die Höhe.

Der Armbruſter ſchürte ſchweigend das Feuer und faßte ſeine Gedanken zuſammen. Seine feſten eckigen Züge waren finſter geworden und ſeine funkelnden Augen ſannen. Offenbar ſchien ihm billig, den Wunſch ſeines Gaſtfreundes zu erfüllen; aber ungerne that er es. Denn jene Ereigniſſe, ſtaunenswerth und unbegreiflich nicht nur für die Fernſtehenden, ſondern auch für die Mithandelnden, waren der wichtigſte Theil ſeiner eigenen Geſchichte, die es dem verſchloſſenen Manne zu erzählen ſchwer wurde, und griffen in Tiefen ſeiner Seele hinunter, wo ſein Empfinden zwieſpältig wurde und ſeine Gedanken wie vor einem Abgrunde ſtehen blieben.

Er äußerte ſich mit behutſamen Worten: „Ihr mögt leichtlich beſſer Beſcheid wiſſen, Herr Burkhard, in dem was meines Herrn Königs Fürſtenhändel und Thaten im Weltlauf betrifft; was aber den Wandel und die Natur ſeiner Perſon angeht — und des Thomas Becket Menſchenantlitz auch," — fügte er ſcheu und leiſe hinzu, — „ſo habe ich wahrlich vor einem Jahre in jener trunkenen Nacht nicht geprahlt, als ich mich berühmte, ſie zu kennen, obwol ich, heilſamer für mich, davon geſchwiegen hätte. Noch jetzt, Herr, brauch' ich

nur die Augen zu ſchließen, um den König wie den Prieſter leibhaft vor mir zu ſehen. Lieblich iſt der Anblick nicht, wie der dieſer langen ruhigen Geſichter, welche Eure Stadtheiligen hier in den Händen tragen!“ und er wies auf das Mittelbild eines farbig gewirkten Teppichs, der die Mauer bekleidete. „Viele Jahre lang, nachdem ich aus Engelland heimgekehrt war, hatte ich während des Tages in Gedanken und des Nachts im Traume mit jenen zwei unglücklichen Herren zu ſchaffen. Am Tage mußte ich mir die ſanften, ſpitzfindigen Reden des Einen, die leichtfertigen Scherze, harten Drohungen und verzweiflungsvollen Zornworte des Andern ohne Unterlaß wiederholen und war gezwungen, darüber nachzuſinnen, wie unabwendbar beider Verderben ſich daraus entwickelte. Des Nachts ſah ich ſie aufeinanderſtoßen mit Rauch und Feuer, wie der Apoſtel Hans in ſeiner Offenbarung ſchreibt, und keines meiner Weiber, — ich habe deren etliche gehlicht und begraben, — konnte es dann unterlaſſen, mich mit Angſt und Grauen aus dem Schlafe zu rütteln. Denn, Herr, es iſt etwas Anderes, wenn Könige und Heilige gegen einander fahren, als wenn in unſeren ſchwäbiſchen Trinkſtuben geſchrieen und geſtochen wird. Wolan, ich will Euch von dieſen Geſchichten erzählen, obwol es ein ſchlimmes Ding iſt und ſchwierig zu

bewältigen; aber ich darf den Wunsch meines Gastfreundes nicht unerfüllt lassen," schloß der Armbruster mit einem grimmigen Lächeln.

„So thue, wie Du verheißest," sagte der Stiftsherr und legte sich mit erwartungsvoll angeregten Mienen in seinen Sessel zurück.

---

nur die Augen zu schließen, um den König wie den Priester leibhaft vor mir zu sehen. Lieblich ist der Anblick nicht, wie der dieser langen ruhigen Gesichter, welche Eure Stadtheiligen hier in den Händen tragen!“ und er wies auf das Mittelbild eines farbig gewirkten Teppichs, der die Mauer bekleidete. „Viele Jahre lang, nachdem ich aus Engelland heimgekehrt war, hatte ich während des Tages in Gedanken und des Nachts im Traume mit jenen zwei unglücklichen Herren zu schaffen. Am Tage mußte ich mir die sanften, spitzfindigen Reden des Einen, die leichtfertigen Scherze, harten Drohungen und verzweiflungsvollen Zornworte des Andern ohne Unterlaß wiederholen und war gezwungen, darüber nachzusinnen, wie unabwendbar beider Verderben sich daraus entwickelte. Des Nachts sah ich sie aufeinanderstoßen mit Rauch und Feuer, wie der Apostel Hans in seiner Offenbarung schreibt, und keines meiner Weiber, — ich habe deren etliche gehlicht und begraben, — konnte es dann unterlassen, mich mit Angst und Grauen aus dem Schlafe zu rütteln. Denn, Herr, es ist etwas Anderes, wenn Könige und Heilige gegen einander fahren, als wenn in unseren schwäbischen Trinkstuben geschrieen und gestochen wird. Wolan, ich will Euch von diesen Geschichten erzählen, obwol es ein schlimmes Ding ist und schwierig zu

bewältigen; aber ich darf den Wunſch meines Gaſtfreundes nicht unerfüllt laſſen," ſchloß der Armbruſter mit einem grimmigen Lächeln.

„So thue, wie Du verheißeſt," ſagte der Stiftsherr und legte ſich mit erwartungsvoll angeregten Mienen in ſeinen Seſſel zurück.

III.

„Ich rede nicht gerne von meiner Jugend“ — begann Hans der Engelländer seine Erzählung — „und meine Gedanken weichen ihr aus, wenn ich nicht vor den heiligen Festen, um mich vor Gott und seiner heiligen Mutter zu demüthigen, sie aus dem Dunkel emporsteigen lasse, oder wenn nicht ein Neider und Widersacher mir dieselbe böswillig in meinen alten Tagen gegen die Zähne wirft.

Lieber Herr“ — und der Armbruster that einen tiefen Seufzer — „sie ist eine unehrliche und befleckte. Dennoch muß ich damit Euch und mir zur Last fallen, denn mein armer Lebenslauf läßt sich von dem des Heiligen und des Königs nicht trennen, wenigstens in meinem alten Kopfe nicht. Ihr müßt wissen, ich bin aus einem edeln Geschlechte, und wenn Ihr Hohenklingen oder Hohenkrähen sagt, so nennet Ihr zwar nicht mein Stammhaus, das in Schutt versunken ist, aber sein Name lautete ähnlich und es lag, wie jene festen Häuser, unweit vom Bodan und vom Rhein.

Schon mein Vater war ſchwer verſchuldet und — warum, das weiß Gott — von ſeiner Sippe geſcheut und gemieden, als er, um ſeinen Gläubigern zu entgehen und um ſeine Seele zu retten, ſich das Kreuz anheftete und nach dem gelobten Lande zog, aus welchem er nicht zurückkehrte. Mein Mütterlein ſchleppte ſeit meiner Geburt einen ſiechen Leib und weinte ſich die Augen blind, als mein älterer Bruder nicht in ritterlicher Fehde, ſondern in böſem Raufhandel um Dein und Mein erſchlagen wurde; denn wir halfen uns, wie wir konnten und lauerten an den Wegen, wo etwas vorüber kam. Bei meiner Sippe ſuchte ich weder Rath noch Hilfe, ich hätte dort keine gefunden. Die einzigen Freunde waren mir meine Armbruſt und meine Hunde, mit denen ich zu Walde zog; aber ich ſelbſt ward wie ein Wild gehetzt von einem böſen Feinde, den ich wie den Teufel haßte. Das war der Jude Manaſſe, der in Schaffhauſen ſaß und auf Zinſen lieh. Ihm hatte mein Vater ſeinen Burgſtall und ſeine wenigen Aecker verpfändet. Nun begab es ſich, daß mich meine Mutter zu dem Juden ſchickte, um Aufſchub zu verlangen, aber keine Barmherzigkeit war bei dem Wucherer zu finden. Da erfaßte mich plötzlich eine große Kümmerniß und ein Erbarmen mit meinem ſiechen Mütterlein und auch mit dem blutigen

Leiden unſeres Heilandes, den die Juden grauſam gemartert haben, und ich ſchlug den Manaſſe hart mit Fäuſten, daß er ſtarb. Gott rechne mir dieſen Mord nicht zu! Als ich ihn beging, war ich, wenn auch ſchon von Mannesgeſtalt und Stärke, noch ein Kind und dazu von weicher und heftiger Gemüthsart. Der Jude indeſſen hatte in der Stadt und unter dem umliegenden Adel viele Freunde und ich wäre verloren geweſen ohne die geöffnete Kloſterpforte von Allerheiligen. Und da ich froh ſein mußte, daß ſie ſich feſt hinter mir ſchloß, wurde ich unverhofft geiſtlich und nach Jahresfriſt ein Mönch. In alledem hatte ich aufrichtig gehandelt und war kein Falſch an mir geweſen; aber ich taugte ſchlecht zum Mönche und hatte den Wuchs meiner Natur und das Erdreich ihres Gedeihens nicht vorausgekannt. Mißverſteht mich nicht, Herr! Nicht das ſündige Blut unſerer Stammeltern allein meine ich, ſondern mehr noch den zündenden Funken, der aus der Schöpferhand Gottvaters in den Thon, aus welchem ich geformt bin, herübergeſprungen iſt, das iſt: Kraft, Verſtand, Unternehmung, Baukunſt und Wanderluſt. Aber von menſchlicher Kunſt und Wiſſenſchaft war zu Allerheiligen Nichts zu lernen, als der Poet Virgilius, den ich auch heute noch großentheils auswendig weiß.

Der Prior rühmte an dieſem Poeten, daß er ein frommer Heide geweſen und Gott ihm zum Lohne ſeiner Tugenden prophetiſche Kraft eingehaucht, ſo daß in ſeinen Verſen die hochgelobte Mutter mit dem Kinde ſich ſpiegle und deutlich zu erkennen ſei. Daher kam es, daß die Rolle, aus der ich lernte, ganz von Meſſerſtichen durchlöchert war. In der Johannisnacht, da ich von Allerheiligen ſchied und bevor ich den Sprung über die Mauer that, habe auch ich hineingeſtochen zu dreien Malen, nach inbrünſtiger Anrufung der drei heiligen Namen, und die Worte getroffen: sagittas, calamo, arcui. Und Virgilius hatte wahr geſprochen: mit Pfeil und Bogen hab' ich all' mein Lebtag zu thun gehabt.

So genoß ich denn meiner raſchen Füße wieder und eilte durch das Waldgebirg dem Elſaß zu, den großen Bogen des Rheines mit einer geraden Linie abſchneidend. Gegen Mittag kam ich vor einem feſten Orte auf eine Wieſe, wo von allerlei Volk ein Bogenſchießen abgehalten wurde. Ich war ſchon unterwegs wie berauſcht von dem Odem der Erde und der Luft, meine Glieder zu brauchen, und da iſt es nicht zu verwundern, daß ich mir in dem Luſtlager und Getümmel der Schießenden von den ausgelaſſenen Geſellen, die der verlaufene Mönch ergötzte, einen Bogen in die

Da warf ich mich auf die Kniee und rief, nach dem Hause hinüberblickend, die heilige Frau inbrünstig an, mir zu allem guten und heilsamen Werke behilflich zu sein. Was höre ich hinter mir? ein unterdrücktes Gekicher, ein toll ausbrechendes Gelächter und, rasch den Kopf wendend, sehe ich den Fahrenden, der die Zipfel seines Gewandes zu zwei langen Ohren gestaltet hatte, die er neben den meinigen winken und wedeln läßt. Zu gleicher Zeit lachten die Anderen unbändig: „Der Esel betet zum Hause der schönen Frauen hinüber! . . .“ Aber schon lag der Schalk unter meinen Knieen, während ich schwere Thränen fallen ließ über die Bosheit und Schlechtigkeit der Welt und ihn würgte, daß ihm der Lebensodem ausgegangen wäre, wenn ihn mir die Anderen nicht entrissen hätten.

In Straßburg trat ich in die erste Lehre bei einem Bogner, der mich ehrlich hielt und mir die Handgriffe, so viel er sie wußte, rechtschaffen beibrachte. Doch war er ein Mann des Brauches und der Gewohnheit, der den Kopf eigensinnig schüttelte zu den Verfeinerungen und Ausbildungen, deren das Wesen und die Gestalt der Armbrust fähig ist und die damals aus Engelland und Flandern, besonders aber aus dem heidnischen Granada bis zu uns in das

deutſche Reich hereindrangen. Mir aber, der einen jungen und neugierigen Geiſt hatte, ließ es, nach den einmal überwundenen Anfängen, keine Raſt noch Ruhe; denn, lieber Herr, in jeder, auch der geringſten Kunſt iſt ein Ziel der Vollendung verborgen, das uns ruft nd lockt, ihm Tag und Nacht ſehnſüchtig nachzuziehen.

Oft hab' ich damals im Traume eine Armbruſt ,ebaut und einen Bolzen gebildet, die noch weiter trugen als das ſarazeniſche Schießzeug, aber im Frühlicht verblichen meine Fündlein wie höhniſche Irrwiſche; denn es waren plumpe Taſtungen oder willkürliche Gedanken, da ich wol einige Griffe, aber noch nicht die Gründe und Geſetze meiner Kunſt erkannt hatte.

So beſchloß ich zu wandern und bei den Meiſtern zu lernen. Durch Frankreich und Aquitanien wanderte ich und überſtieg den Pyrenäenberg und erblickte jeden Abend in den rothen Wolken des Sonnenniederganges die Wunderſtadt Granada, wohin mich meine Seele zog, bis ſie zuletzt wahr und wirklich vor mir auf dem Abendhimmel ſtand. Und es war mir vergönnt, die Weltpracht, die ſie dort aufgerichtet haben, zu betrachten, das durchbrochene Schmuckwerk ihrer Paläſte, die Palmen und Cypreſſen ihrer Zaubergärten und die auffſteigenden Strahlen ihrer rauſchenden Waſſerkünſte."

„Und Du biſt unbeſchnitten an Leib und Glauben

Da warf ich mich auf die Kniee und rief, nach dem Hause hinüberblickend, die heilige Frau inbrünstig an, mir zu allem guten und heilsamen Werke behilflich zu sein. Was höre ich hinter mir? ein unterdrücktes Gekicher, ein toll ausbrechendes Gelächter und, rasch den Kopf wendend, sehe ich den Fahrenden, der die Zipfel seines Gewandes zu zwei langen Ohren gestaltet hatte, die er neben den meinigen winken und wedeln läßt. Zu gleicher Zeit lachten die Anderen unbändig: „Der Esel betet zum Hause der schönen Frauen hinüber! . . .“ Aber schon lag der Schalk unter meinen Knieen, während ich schwere Thränen fallen ließ über die Bosheit und Schlechtigkeit der Welt und ihn würgte, daß ihm der Lebensodem ausgegangen wäre, wenn ihn mir die Anderen nicht entrissen hätten.

In Straßburg trat ich in die erste Lehre bei einem Bogner, der mich ehrlich hielt und mir die Handgriffe, so viel er sie wußte, rechtschaffen beibrachte. Doch war er ein Mann des Brauches und der Gewohnheit, der den Kopf eigensinnig schüttelte zu den Verfeinerungen und Ausbildungen, deren das Wesen und die Gestalt der Armbrust fähig ist und die damals aus Engelland und Flandern, besonders aber aus dem heidnischen Granada bis zu uns in das

deutſche Reich hereindrangen. Mir aber, der einen jungen und neugierigen Geiſt hatte, ließ es, nach den einmal überwundenen Anfängen, keine Raſt noch Ruhe; denn, lieber Herr, in jeder, auch der geringſten Kunſt iſt ein Ziel der Vollendung verborgen, das uns ruft und lockt, ihm Tag und Nacht ſehnſüchtig nachzuziehen.

Oft hab' ich damals im Traume eine Armbruſt gebaut und einen Bolzen gebildet, die noch weiter trugen als das ſarazeniſche Schießzeug, aber im Frühlicht verblichen meine Fündlein wie höhniſche Irrwiſche; denn es waren plumpe Taſtungen oder willkürliche Gedanken, da ich wol einige Griffe, aber noch nicht die Gründe und Geſetze meiner Kunſt erkannt hatte.

So beſchloß ich zu wandern und bei den Meiſtern zu lernen. Durch Frankreich und Aquitanien wanderte ich und überſtieg den Pyrenäenberg und erblickte jeden Abend in den rothen Wolken des Sonnenniederganges die Wunderſtadt Granada, wohin mich meine Seele zog, bis ſie zuletzt wahr und wirklich vor mir auf dem Abendhimmel ſtand. Und es war mir vergönnt, die Weltpracht, die ſie dort aufgerichtet haben, zu betrachten, das durchbrochene Schmuckwerk ihrer Paläſte, die Palmen und Cypreſſen ihrer Zaubergärten und die aufſteigenden Strahlen ihrer rauſchenden Waſſerkünſte."

„Und Du biſt unbeſchnitten an Leib und Glauben

Da warf ich mich auf die Kniee und rief, nach dem Hause hinüberblickend, die heilige Frau inbrünstig an, mir zu allem guten und heilsamen Werke behilflich zu sein. Was höre ich hinter mir? ein unterdrücktes Gekicher, ein toll ausbrechendes Gelächter und, rasch den Kopf wendend, sehe ich den Fahrenden, der die Zipfel seines Gewandes zu zwei langen Ohren gestaltet hatte, die er neben den meinigen winken und wedeln läßt. Zu gleicher Zeit lachten die Anderen unbändig: „Der Esel betet zum Hause der schönen Frauen hinüber! . . .“ Aber schon lag der Schalk unter meinen Knieen, während ich schwere Thränen fallen ließ über die Bosheit und Schlechtigkeit der Welt und ihn würgte, daß ihm der Lebensodem ausgegangen wäre, wenn ihn mir die Anderen nicht entrissen hätten.

In Straßburg trat ich in die erste Lehre bei einem Bogner, der mich ehrlich hielt und mir die Handgriffe, so viel er sie wußte, rechtschaffen beibrachte. Doch war er ein Mann des Brauches und der Gewohnheit, der den Kopf eigensinnig schüttelte zu den Verfeinerungen und Ausbildungen, deren das Wesen und die Gestalt der Armbrust fähig ist und die damals aus Engelland und Flandern, besonders aber aus dem heidnischen Granada bis zu uns in das

deutſche Reich hereindrangen. Mir aber, der einen jungen und neugierigen Geiſt hatte, ließ es, nach den einmal überwundenen Anfängen, keine Raſt noch Ruhe; denn, lieber Herr, in jeder, auch der geringſten Kunſt iſt ein Ziel der Vollendung verborgen, das uns ruft und lockt, ihm Tag und Nacht ſehnſüchtig nachzuziehen.

Oft hab' ich damals im Traume eine Armbruſt gebaut und einen Bolzen gebildet, die noch weiter trugen als das ſarazeniſche Schießzeug, aber im Frühlicht verblichen meine Fündlein wie höhniſche Irrwiſche; denn es waren plumpe Taſtungen oder willkürliche Gedanken, da ich wol einige Griffe, aber noch nicht die Gründe und Geſetze meiner Kunſt erkannt hatte.

So beſchloß ich zu wandern und bei den Meiſtern zu lernen. Durch Frankreich und Aquitanien wanderte ich und überſtieg den Pyrenäenberg und erblickte jeden Abend in den rothen Wolken des Sonnenniederganges die Wunderſtadt Granada, wohin mich meine Seele zog, bis ſie zuletzt wahr und wirklich vor mir auf dem Abendhimmel ſtand. Und es war mir vergönnt, die Weltpracht, die ſie dort aufgerichtet haben, zu betrachten, das durchbrochene Schmuckwerk ihrer Paläſte, die Palmen und Cypreſſen ihrer Zaubergärten und die aufſteigenden Strahlen ihrer rauſchenden Waſſerkünſte."

„Und Du biſt unbeſchnitten an Leib und Glauben

wieder zurückgekehrt, armer Hans?“ warf Herr Burkhard ein.

„Zweifelt nicht daran und mit einem weit klügeren Kopfe auf den Schultern, als ich ihn hingetragen hatte. Was aber meinen Christenglauben betrifft, Herr, so habe ich ihn gegen einen großen Philosophen behauptet, dem ich die Röhren, wodurch er den Gang der Gestirne beobachtete, vervollkommnen half. Allnächtlich zeigte er mir die langsam wandelnden Heere des Himmels und erklärte mir, wie von Ewigkeit her die menschlichen Geschicke an diese leuchtenden Zeichen und Figuren, diese Thiergestalten und Wagen geschmiedet seien, so daß keine Hand, weder menschliche noch göttliche, in die sich drehenden Speichen des Feuerrades greifen könne und kein Raum bleibe weder für die menschliche Wahl noch für den Zorn und die Gnade Gottes.

Ich aber glaubte ihm nicht und berief mich auf die Gewitterfluth der Reue, wann ich meine Sünde vollbracht hatte.

Im Uebrigen fand und lernte ich in Granada, was ich dort zu suchen gekommen war. Es ist nur die Wahrheit, lieber Herr! die heidnischen Bogner sind unübertroffen. Haben sie doch vor Zeiten mit klugem Witze aus dem Umfange des Bogens die gedrungene

und handliche Gestalt der Armbrust gezogen, wie die Sage lautet und ich gerne glauben will: denn Gott hat den Heiden viele Kunst und Wissenschaft gegeben, Mathematik, Mechanik, Baukunde, alle Lehre, wo gezählt und gewogen wird, um ihnen, wie ich meine, vor dem ewigen Tode einen kurzen Stolz zu gönnen."

Der Chorherr nickte billigend zu diesem weisen Worte und der Bogner fuhr fort:

„Drei Jahre verblieb ich in der Heidenstadt, die Tage verflogen mir im Wettlaufe der Arbeit und an den Abenden ergötzte ich mich, da mir nach und nach die arabische Zunge geläufig wurde, ohne Wein und Streit in den luftigen offenen Hallen, wo sie Märchen erzählen. Dort vernahm ich einmal aus dem Munde eines braunen, gluthäugigen Burschen, dem sie am liebsten lauschten, denn er verstand es, die Geberde beider Geschlechter und jeden Alters und Standes mit beweglichem Mienen- und Gliederspiele darzustellen, eine Geschichte, nicht besser und nicht schlechter als seine übrigen: sie scheint Euch abweges; aber ich lasse sie nicht liegen, denn sie gehört zur Sache.

Es ist das Märchen vom Prinzen Mondschein.

Ein junger Fremdling sei von einer gegen Mitternacht gelegenen Insel nach Cordova gekommen und habe sich dort bei dem Kalifen in Gunst gesetzt durch

den Zauber ſeiner Geſtalt und Rede und durch ſeine Meiſterſchaft im Schachſpiele. Daneben habe er trotz ſeiner anmuthigen Jugend eine ſolche Schärfe des Verſtandes und politiſche Weisheit beſeſſen, daß der von ihm berathene Kalife ohne Krieg und Blutvergießen durch die bloße Anwendung der Staatskunſt in nicht langer Zeit der mächtigſte der mauriſchen Könige geworden ſei. Darum habe er den Prinzen Mondſchein — ſo nannten die Cordovaner den Fremdling um der Bläſſe und Sanftmuth ſeines Antlitzes willen — ganz närriſch liebgewonnen und ihm ohne Bedenken die ſchönſte ſeiner Schweſtern zum Weibe gegeben, Prinzeſſin Sonne, die, nachdem ſie einmal den Fremdling erblickt, ihre leuchtenden Augen nicht mehr von ihm habe abwenden können. Sonne und Mond ſeien aber nicht über einen Jahreslauf zuſammengeblieben, da die Geburt eines Mädchens der Prinzeſſin das Leben gekoſtet. Hierauf hätten hundert neidiſche Höflinge gegen den Fremden, deſſen Stellung ſie erſchüttert glaubten, ſich heimlich verſchworen. Der Kluge habe ſie entlarvt, doch in milder Geſinnung für ihr Leben gebeten. Da ſeien eines Tages von königlichen Sclaven zehn Maulthiere, mit eben ſo vielen Säcken beladen, durch die Pforten ſeines Palaſtes getrieben worden, und, als das Geſinde die Säcke geöffnet, ſeien die

abgeschnittenen Köpfe seiner hundert Feinde auf den Marmorboden des Hofes gerollt. Der Beschenkte aber sei beim Anblicke der blutigen Gabe erblassend in seine Gemächer zurückgetreten und habe nach eingebrochener Nacht sein Kind aus der Wiege gehoben, ein Pferd bestiegen und die schlummernde Cordova verlassen. Mit ihm aber habe Glück und Macht dem König auf immer den Rücken gewandt.

Der Märchenerzähler verschwor sich im Feuer seines Vortrages, den Prinzen Mondschein persönlich gekannt und ihn oft auf den Plätzen von Cordova mit über der Brust gekreuzten Armen demüthig begrüßt zu haben. Sie seien nicht sehr verschieden an Alter und nicht zehn Jahre seien vorüber seit jenen Begebenheiten.

Er war überzeugt, daß er die Wahrheit rede, aber ich nicht völlig; denn die Mauren, ehrwürdiger Herr, lügen mit mehr Aufrichtigkeit als wir, weil ihnen ihre rasche Einbildungskraft das Nichtgeschehene täuschend wie das Geschehene vorgaukelt.

Kurz vor meiner Abreise dann hörte ich den braunen Gesellen die Märe vom Prinzen Mondschein zum anderen Male erzählen und — diese Gerechtigkeit widerfahre ihm! — ohne merklichen Ausschmuck oder Umbau. Das fiel mir auf. Doch hatte ich nicht Zeit, ihn auszufragen, denn ich selber bereitete mich damals

darauf vor, wie Prinz Mondschein, aus diesen fremden Sitten und Gebräuchen mich in der Stille nach der Christenheit heimzufinden.

Ich unternahm eine Meerfahrt nach Engelland, wo es mir bald gelang, bei dem vornehmsten Bogner in der Stadt London selbst Arbeit zu finden. Er hatte seine Werkstätte an der Themse unweit des festen Stadtthurmes aufgethan und arbeitete mit vielen Gesellen. Da seine Kunst von König und Ritterschaft gesucht wurde, war sein Gut groß angewachsen und man hätte ihn einen angesehenen Mann nennen können, wäre er nicht, wie alle vom Handwerk, von sächsischem Geblüte gewesen. Die Sachsen aber werden seit der Eroberung von ihren normännischen Herren unehrlich gehalten und auf eine unchristliche Weise unterdrückt."

„Oho!" unterbrach Herr Burkhard. „Ist das die Rede eines Mannes, der ein halbes Menschenalter hinter Herrn Heinrich getrabt und stolzirt hat?"

Hans warf dem Chorherrn einen gescheidten Blick zu und erwiderte ohne langes Besinnen:

„Es kommt, o Herr, beim Urtheilen wie beim Schießen lediglich auf den Standpunkt an. Damals, mitten unter den Sachsen lebend, drückte ich mich bei Seite, oder zog die Mütze, wann ein Zug Normannen auf ihren gepanzerten Rossen vorübersprengte. Hernach,

als ich selber droben saß, hätte es meine Ehre nicht gelitten, mich von einem Sachsen anders als baarhaupt ansprechen zu lassen. Jetzt, da Sachsen und Normannen für mich verblichene Bilder sind, habe ich, nebst der Weisheit meiner grauen Haare, einen mittleren und mäßigen Stand und spreche: Macht und Eroberung sind von Gott gesetzt, und da die Normannen schärferes Blut und ungestümere Geister haben, so sind sie die Herrscher. Aber derselbe Gott hat Knechtsgestalt angenommen und uns alle mit seinem theuern Blute gekauft: darum mache der Herr sein Gesinde nicht bitter und vergreife sich nicht an dem Weibe und Kinde seines Knechts!

Solches aber geschah meinem Meister, dem zu seinem Unsegen eine schöne Tochter im Hause wuchs.

In Wahrheit, die goldhaarige Hilde war die schönste Magd in London und ich konnte kein Auge von ihr verwenden, wann sie uns nach der Vespermahlzeit, ohne sich allzulange bitten zu lassen, ihre Balladen vorsang."

Von Erinnerung überwältigt, wiegte der Bärtige seine breit vorragende Stirn und summte in unmelodischen Tönen:

„In London was Young Beichan born,
He longed strange countries for to see —"

„Wohin verläufst Du Dich, Hans?“ rief Herr Burkhard, der das Engliſche nicht verſtand, mit beginnendem Mißmuth.

Der Armbruſter fuhr aus ſeinem Traume auf und in den etwas abgeſpannten Zügen ſeines alten Zuhörers leſend, daß dieſem der Einleitung zu viel und die Weile lang werde, ſprach er ihn heftig an: „Wiſſet Ihr, Herr, von was dieſe Ballade, welche jung Hilde uns vorſang, handelt? . . .

Von der Geburt eines Heiligen aus dem Schooße einer Sarazenin, deſſelben heiligen Thomas, deſſen Geſchichte Euch zu erzählen ich hier bin!“

Die plötzliche Wendung, mit welcher Hans ſein Schifflein aus dem Fahrwaſſer des eigenen Lebens in die Strömung eines größeren hineinſteuerte, gab dem Chorherrn einen Stoß; er richtete ſich in ſeinem Seſſel ſo ſteil und ſo raſch in die Höhe, als ſein Alter es zuließ und rief erſtaunt:

„Sarazenenblut in den Adern des heiligen Thomas? Lieber, biſt Du bei guten Sinnen?“

„Hättet Ihr das Pergament geduldig geleſen, das Euch die Frau vom Münſter, wie Ihr ſagt, geliehen hat, Ihr würdet mich nicht mit ſo entſetzten Augen anſchauen. Denn gerade dieſer Punkt, will ich wetten, iſt darin ſchön hervorgehoben. Hat ſich doch die ganze

Pfaffheit von London ſtark der Sache angenommen und die Heidin, bevor ſie dieſelbe in eine chriſtliche Ehe treten ließ, ſorgfältig bekehrt! Sie tauften ſie auf den Namen Grazia oder Grace, was deutſch lautet: Gnade. Um der großen Gnade willen, welche die Mutter Gottes der Ungläubigen erwieſen!

In der Brautnacht der Sarazenin aber hatte eine prophetiſche Nonne zu London ein Geſicht und ſah aus dem neuen Ehebunde eine weiße Lilie, das iſt einen Heiligen, entſprießen und gen Himmel wachſen.

Und es geſchah, wie die Nonne geſehen hatte.

Aber viel hat es gebraucht, bis aus dem Heidenkinde der Heilige herauswuchs: Blut und unendlichen Jammer, den Sturz eines Königs und wo nicht den Untergang, doch die Erſchütterung eines Königreiches!

Ich will nun ganz nach der Ordnung, wie es Euch bequem iſt, Herr, erzählen, wer die Eltern des Thomas Becket geweſen ſind.

Die Geſchichte iſt mir vertraut; denn ſie war die Freude der blonden Hilde, welche damals noch jung und unſchuldig war und das Wunder natürlich fand, daß Zweie, die ſich liebten, über Land und Meer zuſammenkamen.

Vor vielen Jahren begab es ſich einmal, daß ein Handelsmann aus London mit Namen Gilbert Becket

nach dem Morgenlande fuhr und dort von einem mit seinen Reitern und Heerden in der Wüste ziehenden Fürsten überrascht und gebunden wurde. Die eigene Tochter des Heiden aber erbarmte sich seiner Bande und zerschnitt sie. Vor Jahresfrist dann floh sie dem Sachsen nach; denn sie hatte ihr Herz an ihn verloren, und in Engelland singen und sagen sie, daß die vornehme heidnische Magd, obwol ihrem Willen und Gedanken nur zwei Worte zu Gebote standen: London und Gilbert, mit diesen den Weg zu ihrem Lieblinge gesucht und gefunden habe."

„Höre, Hans," gab der Chorherr einem aufsteigenden Zweifel Ausdruck, „Du reitest das geflügelte Rößlein der Fabel nicht schlechter als Dein brauner Freund, der Märchenerzähler in Cordova. Es fehlt nur noch, daß auch Du darauf schwörest, Du seiest dabei gewesen."

Der Bogner zuckte gleichmüthig die Achseln.

„Nicht ich, lieber Herr; mein Meister aber in London, der ein pünktlicher und trockener Mann war, hat mir oft gesagt, wie er, ein junger Geselle, durch die Straßen der Stadt hinter der fahrenden Sarazenin hergelaufen sei. Denn diese habe jeden Vorübergehenden angehalten und ihn gefragt: „Gilbert?" Dadurch sei sie stadtkundig geworden, so daß ihr am Ende viel

Volk nachgezogen, um mit ihr „Gilbert!“ zu rufen. Die Einen aus Mitleid mit dem schönen ausgehungerten Frauenbilde, das vor Kümmerniß jede Speise zurückwies, die Andern der Thörin spottend, die einen Gilbert aus Tausenden in London, wo der Name gemein ist, herausfinden wollte. Endlich sei der wahre Gilbert an sein Fenster und vor seine Schwelle getreten, habe die Heidin bei der Hand ergriffen und an seinen Herd geführt.

Wann aber der Meister so erzählte, ermangelte er nie anzufügen:

„Fahrende Heidinnen, Hans, bringen uns Christen nichts Gutes. Wäre doch das Wüstenkind in seinem Zelte geblieben, statt nach unserm Engelland zu schwimmen und uns hier den Kanzler auf die Welt zu setzen, den Verräther an seinem Volke!“ —

Der Kanzler, der weltberühmte Kanzler von Engelland, die Wonne und Weisheit des Königs, die Bewunderung und der Neid der Normannen, der Haß und geheime Schrecken der Sachsen, war damals in Aller Munde.

Sein rasch aufleuchtender Stern, die wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn über ihn ausgeschütteten Gnaden und Würden, seine Thürme, Burgen, Abteien, seine Zaubergärten und unbegrenzten Wälder, sein

Gefolge von hundert und dann von tausend Rittern, die goldenen Geschirre seiner Rosse und Mäuler, die üppigen Tafeln seiner Feste und die unabsehbaren Reihen der Geladenen, seine köstlichen Gewande und blitzenden Steine — das Alles gab den Leuten von London zu wundern und zu reden von Morgen bis Abend.

In der Werkstätte konnte ich mir während der Arbeit die Ohren nicht verhalten und so klangen sie mir unablässig von dem Sohne des Sachsen und der Sarazenin. Daß ihm seine Landsleute alle schwarzen Frevel nachredeten, setzte mich nicht in Erstaunen und lag in den Staatsverhältnissen, da der Kanzler der einzige Sachse war, der im Sonnenlichte der königlichen Gnade wandelte. Aber denkwürdig bleibt es immerhin, daß die Väter an demselben Manne keine gute Faser fanden, den die Söhne jetzt auf den Knieen anrufen.

Ein schlechter Sohn sei er gewesen, der den Geruch der väterlichen Oelfässer und Waarenballen verabscheut habe. In den Dienst eines schwelgerischen normännischen Bischofs sei der Jüngling zuerst getreten, dort habe er französisch lispeln gelernt und kein ehrliches sächsisches Wort sei mehr über seine Lippen gekommen. Um seinen von Vaterseite sächsischen Ursprung zu ver-

wischen, habe er von den Händen dieses Normannen, als ein Leichtfertiger, die ersten Weihen empfangen. Dann, reich geworden durch den Tod des Vaters, sei er über Meer gefahren, habe in Calais seine treuen sächsischen Diener verabschiedet, welsches Gesinde gedungen, köstliche Gewande gekauft und sich als Ritter aufgethan. Durch Aquitanien und Spanien sei er an die mauriſchen Höfe gezogen, von seinem mütterlichen heidnischen Blute getrieben, und beim Könige von Cordova in die höchste Gunst gekommen. Dort habe er mit Weisen aus dem Morgenlande Sterndeutung und geheime Wissenschaft getrieben, worin er seine Meister bald übertroffen, so daß es ihm nach seiner Heimkehr habe glücken können, König Heinrich durch hölliſche Sympathie unvergänglich an sich zu ketten.

Herr, darin war das Goldkorn der Wahrheit schwer zu finden. Um so mehr wuchs meine Begierde, diese lebendige Fabel mit Augen zu schauen; aber lange mußt' ich mich gedulden, denn Thomas Becket weilte damals mit dem Könige jenseits des Meerarmes in Aquitanien, das, wie Ihr wißt, zu dem Weibergute seiner Königin gehörte.

Endlich kam der Tag. Ich schnitzte in der Werkstatt an einem Bolzen. Da fängt es an, auf der Straße unruhig zu werden, zu treiben und zu summen.

Meine Geſellen verlaſſen ihr Zeug, ſteigen auf Schemel und Bänke und drücken die Köpfe in die Fenſter. Pauken und Cymbeln ſchmettern. Hinter den berittenen Spielleuten folgte ein Herold mit den drei Pardeln auf der Bruſt und bereitete den Weg dem Sohne der Heidin Grazia.

Ein ſchöner Mann war er und fürſtlich, wie König Salomo. Mit den normänniſchen Herren konnte er ſich wol nicht meſſen an Friſche des Antlitzes und Macht des Wuchſes. Aber er lenkte mit unvergleichlichem Anſtande ſeinen goldgeſchirrten, tanzenden Araber und ſein farbloſes Antlitz beſaß eine ernſte Lieblichkeit.

Wie ich damals, mitten unter dem niedern Volke ſtehend, ihn bewunderte, ließ ich mir nicht einfallen, daß ich ſelbſt über ein Kurzes in den Dienſt des Königs treten und dort dieſem wunderſamen Herrn täglich, ja ſtündlich begegnen würde.

Das begab ſich aber folgendergeſtalt.

In der Werkſtätte meines Meiſters gingen die Normannen ein und aus, denn da gab es ſtets mit neuer Kunſt erfundene oder vervollkommnete Armbruſte zu prüfen. Leider blieb bei dieſen Beſuchen die ſchüchterne Hilde nicht immer verborgen. Sie war die Freude und der Wunſch meiner Augen; ſo konnte

mir nicht entgehen, daß die der normänniſchen Ritter ſchärfer auf ihr hafteten als heilſam war. Einer von ihnen, den ſie Gui Malherbe, das iſt Veit Unkraut, hießen und der im Gefolge und an der reichen Tafel des Kanzlers ſein ſchädliches Daſein friſtete, ein frecher, ungebundener Edelknecht, aber gegen die Frauen von geſchmeidigen Manieren, wurde mir täglich mehr zum Stachel und zum Aergerniß, und es fraß mir das Herz ab, ihn mit der ſächſiſchen Magd auf der Grenzſcheide verblümter Tändelei und nackter Herrenfrechheit ſpielen zu ſehen, ohne ihm dafür mein Meſſer zwiſchen die Rippen ſtoßen zu dürfen. Mein Leben hätt' ich es mir vielleicht koſten laſſen; aber den Meiſter und das Mägdlein wollt' ich nicht ins Verderben ſtürzen, wie es doch damit geſchehen wäre.

Was ſoll ich da Worte machen, wo mein Herr Burkhard ſich aus ſeiner Jugend erinnert, wie behend der Böſe in ſolchen Fällen ſein Netz auswirft und zuzieht!

Eines Tages wurden der Meiſter und ich auf ein etliche Meilen von London gelegenes Schloß gerufen, um einem normänniſchen Herrn die Waffenkammer einzurichten. Es wird ein verabredetes Spiel geweſen ſein. Wir wurden unter allerlei Vorwand dort aufgehalten, und als wir nach London heim-

kehrten, war Jung Hilde verſchwunden — gewaltſam entführt nach der Ausſage der Nachbarn, die nächtlicherweile Pferdegetrappel und eine jammernde Stimme gehört hatten, willig folgend, wie die feigen Geſellen und furchtſamen Mägde logen, da ſie der Meiſter zur Rede ſtellte.

Ich warf meinen Verdacht auf Gui Malherbe — was ſage ich? die Sache war mir gewiß und ſo rieth ich meinem Meiſter, dem Kanzler knieend den Weg zu verlegen, wenn er an unſerer Werkſtatt vorüberritte nach dem feſten Thurme von London, zu deſſen Kaſtellan der König ihn erhoben hatte, und nicht zu weichen, bis er ihm Gehör gebe und ſeinen normänniſchen Knecht zur Rechenſchaft ziehe.

So geſchah es eines Tages. Mein armer Meiſter warf ſich vor dem prächtig geſchirrten Zelter des Kanzlers in den Staub und heiſchte, ſeinen grauen Bart raufend, mit erſtickter Stimme und mit thränenbedeckten Wangen Gerechtigkeit gegen den Räuber ſeines Kindes, der mit trotziger Miene, aber unruhigen Augen in der dritten Reihe hinter ſeinem prunkenden Gebieter herritt.

Ich kann es nie vergeſſen und ſehe es jetzt noch, wie dieſer gelaſſen und unbewegt, ohne eine Miene zu verziehen, den Geängſtigten kaum mit einem dunkeln

Blicke aus seinen halbgeschlossenen Augen streifte, das Pferd langsam an ihm vorüberlenkend.

Als dann der verzweifelnde Sachse auf die Füße sprang, die geballten Fäuste gegen ihn schüttelte und ihm nachschrie: „Schade, Pfaffe, daß du kein Kind hast, das dir ein Normanne verderben kann!“ da berührte Thomas Becket, wie von einem lästigen Insect umschwärmt, leise sein arabisches Roß, um es in etwas raschere Gangart zu setzen. Ich aber drängte den alten Mann in sein Haus zurück und entzog ihn den höhnenden Blicken und verächtlichen Scherzreden der den Kanzler geleitenden Reiterschaar.

Nun folgten jammervolle Tage, an die ich noch heute nur mit Bitterkeit zurückdenke; damals glaubte ich sie kaum zu überstehn. Es wurde nichts besser, als eines Tages die arme Hilde unversehens, da es dunkelte, in der verlassenen Werkstatt saß, den Vater erwartend, von dem sie wußte, daß er bei einbrechender Nacht mit eigenen Händen Laden und Thüre verriegelte.

Ich habe nie erfahren, ob der Normanne Malherbe seine Gefangene freiwillig zurückgab, weil er ihrer müde geworden, oder ob der Kanzler in seiner verborgenen Weise einen Druck auf ihn ausgeübt hatte.

Eines dagegen sah ich deutlich: der Meister trieb

mich in treuer Absicht aus dem Hause. Er war gesonnen, sein zertretenes und scheu gewordenes Kind einem Angelsachsen aus seiner Verwandtschaft, der in der Werkstatt arbeitete und Trustan Grimm hieß, einem ungeschlachten Rothkopf, zum Weibe zu geben. Dabei wollte er mich nicht zusehen lassen. So lag er mir täglich an, eine bessere Stellung zu suchen, und da ich in jener Zeit, um Groll und Gram zu verwinden, eine Armbrust erfand, die weiter trug und sich leichter spannen ließ als alle damaligen — ein braves Werk, wenn ich es auch später abermals übertroffen habe — so redete er mir zu, meine Erfindung König Heinrich, der ein Förderer und Pfleger der edeln Wurf- und Schießkunst war, persönlich zu überbringen und zu empfehlen. Ich sah, er meinte es gut mit mir, und ich befolgte seinen Rath.

IV.

Als ich auf Schloß Windſor zum erſten Male vor den König von Engelland trat, zitterte mir das Herz im Leibe, denn er war von gewaltigem Wuchs und herriſcher Geberde und ſeine blauen unbeſchatteten Augen brannten wie zwei Flammen. Er blickte mich zuerſt ungnädig an, begriff aber ſogleich, warum es ſich handelte, mehr aus der dargebotenen Armbruſt als aus meinen ſtockenden Worten, nahm, ſpannte ſie, legte den Pfeil, trat an das geöffnete Fenſter und ſchoß nach einer Krähe, welche ſich auf die, da es windſtill war, bewegungsloſe Fahne des Schloßthurms geſetzt hatte; und ein helles Lachen ging über ſein Antlitz, wie ſich die Fahne drehte und das Thier flatternd in die Dachrinne ſtürzte.

Noch einmal prüfte er mit dem Finger Senne und Drücker, dann warf er mir einen befriedigten Blick zu. „Das iſt mit Kunſt gemacht, mein Junge,“

lobte er mein Werk. „Da, trag' es in meine Rüſtkammer und melde dich beim Waffenmeiſter als meinen Dienſtmann; denn du bleibſt um mich, Deutſcher, und magſt mir die Armbruſt auf die Birſch nachtragen."

Da war keine Widerrede, auch wenn mein eigenes Herz nicht danach gelüſtet hätte, den Königsdienſt zu verſuchen als das Höchſte im Weltſpiel.

Während Herr Heinrich noch zu mir ſprach, kam ſein Dritter, der halbwüchſige Herr Richard, hereingeſprungen mit dem Jubelrufe: „Vater, die normänniſchen Hengſte ſind da! Prächtiges Blut!" und Herr Heinrich ließ ſich von ſeinem Lieblinge fortziehen.

Jetzt erhob ſich aus einer tiefen Niſche, wo er, ohne von mir erblickt zu werden, vor einem mit Schriftſtücken belegten Marmortiſch geſeſſen hatte, ein vornehmer, bleicher Mann in köſtlichen Gewanden und trat, dieſe ſchön und langſam bewegend, zu mir, als trüge er Verlangen, auch ſeinerſeits über meine Erfindung ſich unterrichten zu laſſen. Es war der Kanzler. Ich wiederholte meine Lehre mit mehr Verwirrung — könnet Ihr es glauben? — als vor dem Könige; denn mir wurde bange, da er, aufmerkſam lauſchend, mich ganz ausreden ließ, und mir ſchien,

als ertöne meine einsame Rede viel zu keck und laut in der hochgewölbten Halle.

„Eure Gnade," endigte ich, „ist ein Gelehrter und hat wol kein Gefallen an Kriegszeug?"

Er senkte die dunkeln Augen und antwortete leutselig: „Ich liebe das Denken und die Kunst und mag es leiden, wenn der Verstand über die Faust den Sieg davonträgt und der Schwächere den Stärkeren aus der Ferne trifft und überwindet."

Mit diesem schönen und einsichtigen Lobe der Armbrust, lieber Herr, köderte mich der Kanzler ohne es zu wollen, und ich hätte ihm meine Lust an seiner Weisheit mit dankbaren Worten bezeigt, hätte ich meine Scheu vor seinem blassen und übermenschlich klugen Antlitz verwinden können.

In die Rüstkammer tretend, fand ich dort den Waffenmeister, einen eisgrauen Normannen, der mich wol um Kopfeslänge überragte. Herr Rollo empfing mich hochfahrend und geringschätzig, beschäftigte sich dann aber eingehend mit meiner Erfindung; denn er war in Engelland der beste Kenner alles Rüstzeuges. Er brummte etwas Beifälliges zwischen den Zähnen und kam endlich dahin, meinen Gedanken zu billigen. Als er mich dann um meine Heimath befragte und

erfuhr, ich ſtamme von unweit des ſchwäbiſchen Meeres her, ſchenkte er mir aus ſeinen harten Runzeln einen aufmerkſamen Blick.

„Treue Leute, die Schwaben, und deren ſind wir hier zu Hofe bedürftig," ſagte er. „Hältſt du dich aufrichtig, Deutſcher, ſo mangelt es hier nicht an Gnaden und Lohn. Du trittſt in eines gewaltigen Herren Dienſt."

Und er hob an, das Weſen der normänniſchen Könige mit großen Worten zu preiſen und mir ihre Reiche und Herrſchaften aufzuzählen. „Dieſſeits und jenſeits des Meeres ſind ſie mächtig," rühmte er, „und was ſie ergreifen, das laſſen ſie nimmermehr los."

Dabei zeigte er mir die Panzerhemden und Kronhelme des Eroberers und ſeines Sohnes, welche, an den Mauern der langgeſtreckten Halle, zuvorderſt in einer endloſen Reihe von Rüſtungen und Waffenſtücken hingen.

„Eines nur," fuhr er kopfſchüttelnd fort und wehrte mir, einen verroſteten Pfeil zu berühren, der unter der Rüſtung des zweiten Königs auf den Steinflieſen lag, „Eines nur, das Letzte, mißräth ihnen. Die hohen Herren haben alleſammt ein böſes Sterben. Dieſer Bolz — Gott und der Teufel wiſſen, wer ihn abſchoß — hat Herrn Wilhelm dem Rothhaarigen mitten

im lustigen Jagen den Lebensfaden zerschnitten. Aber was thut's? Glänzende Sonnen gehen blutig unter."

So ritt ich denn von nun an in Jagd und Fehde hinter meinem Herrn und Könige her und fand ihn, wie er sich mir am ersten Tage gezeigt hatte: von wechselnden Launen wie April, harsch, ungeduldig, aufbrausend, schrecklich im Zorn, aber auch wieder von mittheilsamem Gemüthe, zugänglich und leutselig, so daß man zur guten Stunde einen Scherz wagen durfte und es geschehen konnte, daß der erhabene Herr mit seinem Gesinde lachte, bis ihm die hellen Thränen über die Backen liefen.

Daß ich aber aus dem Stalle und der Gewehrkammer in das Vorzimmer gelangte und mich zuletzt auf die Schwelle der königlichen Schlafkammer wie ein Rüde betten durfte, das geschah nicht sprungweise, sondern allmälig von Schritt zu Schritte.

König Heinrich war ein gewaltiger Nimrod, der es liebte, in gestrecktem Jagen auf den Fährten eines Hirsches zu fliegen, sein Gefolge weit hinter sich lassend, und der dann, von wenig Bedürfnissen wie er war, bei einbrechender Nacht mit dem ersten besten Lager vorlieb nahm. Da war ich, auf meinem schnaubenden Thiere mich dicht hinter ihm haltend, oft der

Einzige in der Nähe, ihn zu bedienen und brachte ihn auch trunken zu Bette, wann er, nach dem Schweiße der Jagd, dem Becher zugesetzt hatte. So gewöhnte er sich an meinen Dienst und mich, und, wenn ich mich auch nicht mit bösen Listen einschmeichelte, war ich doch witzig genug geworden, um mir mein gutes Spiel nicht täppisch zu verderben.

Dreierlei aber kam mir dabei zu gute: daß ich weder Normanne noch Sachse war, daß ich von Niemandem als meinem Herrn Mieth' und Gabe nahm — einzig den Kanzler, dem Keiner etwas weigern durfte, zu Zeiten und unter Umständen ausgenommen — und daß ich, ohne gerade den dummen Hans zu spielen, mich etwas einfältiger stellte, als ich von Natur war, und etwas neuer, als mich die Erfahrung gelassen hatte. Dergestalt fand Herr Heinrich ein Wohlgefallen an meiner schwäbischen Treuherzigkeit.

Doch auch Herr Thomas half mir weiter in der Gunst des Königs dadurch, daß er seine Blicke gnädig auf mir ruhen ließ — denn der König sah mit den Augen seines Kanzlers — und dadurch, daß er mir zuweilen ein scherzendes, sinnvolles Wort zuwarf, welches er in seiner Ehrerbietung an Herrn Heinrich nicht richten durfte und von welchem er doch wünschte, daß dieser es vernehmen möge.

Das Wohlwollen des Kanzlers aber fiel mir zu an einem Tage, da er und ich den Finger an den Mund legten.

Im erſten Jahre meines Königsdienſtes nämlich begab es ſich, daß Herr Heinrich an einem ſchwülen Sommernachmittage in ſeinem Gemache ſich zum Schlummer gelegt hatte, als der Kanzler in dringenden Geſchäften ihn aufſuchte. Ich trat Herrn Thomas entgegen und flüſterte, den Finger auf die Lippen legend: „Herrlichkeit, der König ſchläft. . . .“ Nun müſſet Ihr wiſſen, ehrwürdiger Herr, daß die Heiden in Granada, Vornehm und Gering, die fromme Gewöhnung haben, jedesmal wann von Schlummer und Schlaf geredet wird, hinzuzufügen: „Gelobt ſei, der nicht ſchläft noch ſchlummert!“ So thun ſie von Kindesbeinen an, ohne ſich mehr dabei zu denken, als wir Schwaben bei unſerem „Grüß Gott“. Da ich unter den Heiden lebte, hatte ich mir dieſen Spruch gleicherweiſe angewöhnt, um mir auf eine unſchuldige Art etwas Landesfarbe zu geben. War ich nun ſelber ſchlummertrunken, oder erinnerte mich der im verhängten Zimmer noch blaſſer als ſonſt erſcheinende Kanzler an einen Mauren, oder that ich es aus bloßer Gewohnheit, deren Macht ſtark iſt, — kurz, ich ſagte: „Herrlichkeit, der

König ſchläft, — gelobt ſei, der nicht ſchläft noch ſchlummert!“

Da lächelte der Kanzler wider ſeinen Willen, bis zuletzt die ganze Reihe ſeiner Perlenzähne ſchimmerte, und fragte mich dann in ernſthaftem Tone: „Wie kommt ein Deutſcher zu dieſem Gruße?“

Ich erzählte ihm, das Erwachen des Königs erwartend, daß ich drei Jahre in Granada die Bognerkunſt erlernt hätte, und erzählte ihm auch die Geſchichte des Prinzen Mondſchein. Das war freilich ein gewagter Muthwille und hätte mir zum Schlimmen gereichen können. Aber die Verſuchung zu ergründen, ob Prinz Mondſchein und der Kanzler ein und dieſelbe Perſon ſeien und zu erproben, ob der ewig Ruhige nicht wenigſtens diesmal ſich überraſchen laſſe, war für mich zu ſtark. Herr Thomas aber verzog keine Miene. Er hielt eine Weile, wie er zu thun pflegte, die Augen ſinnend geſenkt, dann erhob er ſie auf mich und legte langſam den weißen Finger auf den Mund. Ich dagegen bog das Knie vor ihm und meldete ihn dann dem Könige, der in ſeiner Kammer eben ein Geräuſch gemacht hatte.

Da mich nun die beiden Herren leiden mochten und mir gleicherweiſe trauten, werdet Ihr an das Wunder glauben, daß ich der ſeltnen Gunſt genoß,

hinter dem Stuhle meines Königs zu stehen, wann er mit dem Kanzler in Staatsgeschäften zusammensaß. Herr Heinrich ließ sich dann von mir einen perlenden weißen Wein einschenken, der aus Frankreich kam, während er mit listigen Augen und innigem Vergnügen den scharfsinnigen Auseinanderlegungen und verwickelten Schachzügen seines Kanzlers folgte, und dieser sonnte sich, wie eine schlanke weiße Schlange, in den Strahlen der fürstlichen Gunst.

König Heinrich betrachtete den von ihm aus dem Nichts Gehobenen mit Wohlgefallen als sein Geschöpf; aber das Geschöpf, ehrwürdiger Herr, war dem Schöpfer unentbehrlich geworden und unterjochte ihn mit seinem sanften Eigensinne.

Oft habe ich dabeigestanden, wann der Kanzler den König, dessen zur Jagd gesattelte Pferde schon im Schloßhofe wieherten und stampften, noch beim Ueberschreiten der Schwelle aufhielt, seine Rollen vor ihm entfaltete und den Unbändigen durch den Zwang seiner milden Worte nöthigte, ihm Gehör zu schenken, und ich mußte mich wundern, wie er, den Stift in der einen und das Pergament in der andern Hand, Herrn Heinrich's hingeworfenen Bescheid wiederholte und entwickelte, denselben in eine schöne, geschmeidige Rede verwandelnd, daß es nur so strömte, wie flüssiges Gold."

„Auch Deine Rede ſtrömt, daß ich mich wundern muß," ſtichelte der greiſe Chorherr.

„Gebt Raum meiner Rede," rief Hans, „und laßt mich Euch den wunderſamſten Mann beſchreiben, welchen die Erde getragen hat, das Vorbild und die Mode des Jahrhunderts. Der vornehmſte Adel von Engelland gab ihm ſeine Söhne als Edelknaben in die Lehre und welcher Jungherr den Ritterſchlag nicht von der Hand des emporgekommenen Sachſen empfangen hatte, galt nicht für voll unter dieſer hochmüthigen und wegwerfenden Jugend.

Es hat mich oft ergötzt, wann die ſchmucken Knaben, welche ihre blühenden Lippen nie mit einem engliſchen Worte verunreinigt hätten, an den farbloſen des Thomas Becket hingen, dem freilich die franzöſiſche Herrenſprache zierlicher vom Munde klang, als nicht Einem unter ihnen; wie ſie ſich jede ſeiner Redensarten und Wendungen ſorgfältig merkten, die Feinheit ſeiner Scherze bewunderten, den Schnitt ſeiner Kleidung nachzeichneten und ſeine ruhige Geberde nachahmten, als das Höchſte höfiſcher Vollendung.

Eines aber, mein' ich, mangelte dem Kanzler: das Ungeſtüm und die Schärfe eines männlichen Blutes.

Nicht, daß er feige geweſen wäre! Eine Memme hätte ſich keinen Tag am Hofe König Heinrich's ge-

halten; denn die Normannen ſind kitzlich im Ehrenpunkt wie kein anderer Adel. Gleich fährt das Schwert aus der Scheide und verloren iſt unter ihnen, wer den Stich eines Blickes oder einer Klinge nicht pariren und zurückgeben kann.

Ob zwar ein halber Cleriker, war Herr Thomas in jeder ritterlichen Uebung und Waffe wohlerfahren, wobei ihm ſein biegſamer Wuchs zu ſtatten kam, und zog wol auch, wenn es die Staatsgeſchäfte erlaubten, mit dem König zu Felde. Ich bin einmal hinter ſeinen Ferſen eine Sturmleiter hinaufgeklettert und habe ihn innerhalb der erſtiegenen Ringmauer jener franzöſiſchen Burg mit einem wüthigen Picarden handgemein werden ſehen, todtenblaß in der That und die Zähne aufeinander beißend. Aber er täuſchte die feindliche Waffe und jagte dem Recken richtig zielend das Schwert durch das Herz, freilich um es dann, als ſein Gegner in der Lache ſeines Blutes lag, mit Ekel und Abſcheu zu betrachten und wegzuwerfen. „Bogner, gieb mir ein reines!“ gebot er mir. Und doch war dieſes Schwert ein Meiſterſtück fremder Schmiedekunſt, das Euch die Maſchen jedes Panzers durchſchnitt wie Tuch. Ich habe es aufgehoben und lange Jahre zu meiner eigenen Sicherheit gebraucht.

Herr Thomas konnte kein Blut vergießen.

In den Bezirken seiner weiten Besitzthümer spielte und weidete das Wild in den Waldlichtungen wie im Paradiese, und wann er seine Forste besuchte, näherten sich die Rehe und freuten sich, ihm aus der Hand zu fressen.

Auch das Todesurtheil eines Menschen vermochte er ohne Erblassen nicht zu unterschreiben, und eine Hinrichtung, wie solche in einem ordentlichen Staatswesen häufig sind, mit anzusehen, überstieg seine Kraft, während mein Herr und König sich gerne herabließ, ihnen, als die verkörperte Gerechtigkeit, vorzustehen. Oft gab es Herrn Heinrich zu lachen, wann er mit seinem Kanzler an einem Rabensteine vorüber ritt und Herr Thomas mit Unlust das Haupt abwendete, nicht wegen der Geister, die dort heimisch sind (denn der Kanzler war ein ungläubiger Mann), sondern aus Grauen, wie er einmal fallen ließ, vor der gequälten Menschheit, deren zerrissene Glieder dort auf dem Rade zuckten.

Sogar das Urtheil einer landkundigen und ihrer teuflischen Frevel geständigen Zauberfrau und Hexe zu unterschreiben, weigerte sich der Kanzler und setzte sich dadurch, der sonst so kluge Mann, einer heidnischen Laune wegen, in Widerspruch mit ganz Engelland: König, Adel, Volk und Pfaffheit.

Das war die ſchwarze Mary, die in einem Dorfe unfern von London ihr Weſen trieb, Gewitter braute, Seuchen ausgehen ließ, Vieh und Kindlein würgte, bis ſie zuletzt von einem geiſtlichen Gerichte gefoltert und, nachdem ſie willig bekannt, um ihre reuige Seele aus dem ewigen Brande zu retten, zum zeitlichen Feuer begnadigt wurde.

Da geſchah es, daß der verzärtelte Kanzler die Unholdin in ihrem ekeln Kerker aufſuchte und ſich ihre verlaſſene Jugend und ihren ſpätern Umgang mit dem Teufel erzählen ließ. Könnet Ihr es mir nun glauben, daß Herr Thomas der ſchwarzen Mary, die unter heißen Thränen nach der reinigenden Flamme ſchrie, den Satan auszureden ſuchte und ihr vorhielt, ſie betrüge Andere und ſich ſelbſt? Und je handgreiflicher ſie ihm Alles ſchilderte, um ſo ungläubiger wurde der Heide. Herr Thomas riß den Proceß vor den König; dieſer aber wollte nichts von Gnade hören, ſondern ſagte majeſtätiſch: „Kanzler, ich bin das chriſtliche Gewiſſen von Engelland, ich kann nicht!“ Da ſprach der Kanzler gelaſſen: „Was vermag ich gegen die hohe Weisheit des Jahrhunderts, welche, o Herr, die Deinige iſt!“ und unterſchrieb das Todesurtheil.

Später, als er den Saal verließ, wendete er ſich zu mir, der neben der Schwelle ſtand, und ſagte:

„Die Mary iſt eine Hexe, wie ich ein Heiliger! Alter Hans, es gibt Augenblicke, da mir gleichermaßen graut vor dem, was die Menſchen ſind und vor dem, was ſie ſich zu ſein einbilden.“

Dieſe Rede habe ich nie verſtanden; aber ich muß vermuthen, daß Herr Thomas in hochmüthiger Philoſophie nicht an die Künſte Satans glaubte.

Als hernach die ſchwarze Mary hinausgeführt und gerichtet werden ſollte, fanden ſie ihren Kerker leer, und da Herr Heinrich mit drohendem Finger den Kanzler darüber zur Rede ſtellte, meinte dieſer, das ſei ein Blendwerk, ſo gut wie alles Frühere — und damit war die Sache abgethan.

Später lief die Rede, die ſchwarze Mary ſei nicht mit ſolchem Geſtank abgefahren, ſondern führe auf einer entlegenen Meierei des Kanzlers ein ſtilles und eingezogenes Leben. Wenn ſie aufrichtig in ſich gegangen iſt, ſei es ihr wol gegönnt! Ich will Euch nur geſtehen, daß auch mich ein Mitleid mit der Sünderin überfallen hatte, als ich ſie auf ihrem modrigen Strohhaufen ſitzen und unter den verwirrten Strähnen ihrer Haare hervor mit ſchwarzen, irren Augen zu dem Kanzler aufblicken ſah, als ich ſie über ihre unbeſchirmte Jugend klagen hörte und über die Unbill, die man ihr angethan, als ſie noch unſchuldig

war. Wußte doch auch ich ein Lied davon zu ſingen!

Ihr ſehet nun, Herr, denn ich habe es in meiner Ehrlichkeit an den Tag gelegt, daß der Kanzler, als er die Hexe beſuchte, mich als einen verläßlichen Mann hatte mitreiten laſſen."

Der Chorherr blickte den Armbruſter prüfend an. „Du biſt es, Hans," rief er, „der das arge Weib geflüchtet hat!"

„Meint Ihr wirklich, Herr?" verſetzte Hans, und es war, als ob er unter ſeinem Barte den Mund verzöge. Dann lenkte er ſeitwärts:

„Eine ſchlimmere Hexe, die zu jener Zeit in Engelland lebte, konnte auch nicht verbrannt werden, und aus triftigen Gründen.

Mein Herr und König war mit ihr verheirathet.

Warum Herr Heinrich mit Frau Ellenor in die Ehe getreten war, dem geſchiedenen Weibe des Königs von Frankreich, das offenbart ſich Jedem, der die Weltkarte betrachtet und darauf die Länder zählt, die ſie ihm zubrachte; das iſt Gascogne, Saintonge und Poitou mit unzähligen Burgen und Städten. Sie ſoll in ihrer Jugend lieblich und beſcheiden geweſen ſein. Ich will ihr dieſe Märzblume nicht aus der Krone nehmen. Zur Zeit, da ich das Knie vor ihr

bog, hatte ſie einen ſchwarzen Helm von üppigen Haaren, unſtäte, beſchäftigte Augen und ſtets gejagte Füße. Auch hielt ſie Herr Heinrich beiſeits, bald in einer Abtei, denn ſie war zeitweiſe andächtig, bald in einer abgelegenen Burg mit wenig Geſinde, das zuweilen ein ehrgeiziger nachgeborener Sohn oder ein eitler Fahrender, der mit einer Vornehmen zu thun haben wollte, vergrößerte.

Der Kanzler begegnete ihr, wo er ihr nicht ausweichen konnte, mit tiefer Ehrerbietung, während ich glaube, daß ſie ihm zuwider war; denn er liebte an Frauen das Zarte und Anſtändige. So vergnügte er ſein Auge — wenngleich der große falſche Prophet den Seinigen dieſe bildlichen Ergötzungen unterſagt hat — oft an den weißen und ruhigen Gliedmaßen der keuſchen Marmorweiber, die er in ſeinen Paläſten aufgeſtellt hatte. Ihr habet wol noch keine geſehen. Sie werden aus dem Schutte zerſtörter Griechentempel hervorgezogen, und der Herr von Byzanz hatte dem Kanzler für eine politiſche Gefälligkeit deren einige zugeſchickt. Es ſind todte Steine ohne Blick und Kraft der Augen, aber betrachtet man ſie länger, ſo fangen ſie an zu leben, und nicht ſelten bin auch ich vor dieſen kalten Geſchöpfen ſtehen geblieben, um zu ergründen, ob ſie heitern oder traurigen Gemüthes ſind.

An Frau Ellenor dagegen, die nicht von Marmor war, hatte der Kanzler kein Wohlgefallen, und ihrerseits haßte sie ihn von Herzen. Möglich, daß er ihr einmal, wie der unschuldige Joseph der Aegypterin, seinen Purpurmantel in den Händen zurückließ; denn sie hatte, obschon sie eine Rechtgläubige war — in diesem Punkte hab' ich ihr nie etwas nachreden hören — eine Anmuthung zu den Heiden; wie sie es denn auch vor Zeiten mit einem sarazenischen Flaumbarte gehalten hatte, da sie ihren gottesfürchtigen ersten Gemahl auf seiner Kreuzfahrt nach dem gelobten Lande begleitete.

Es kann Euch das nicht unbekannt sein, denn es ist über den Erdkreis erschollen.

Oder sie haßte ihn auch nur, weil er sie auf allen ihren Wegen im Auge behielt, als eine Gefahr und drohende Verwirrung des Königreiches. Bedenket wohl, lieber Herr, daß ihre drei Länder den Herren Heinrich, Gottfried, Richard und Hans, des Königs vier Söhnen als Muttererbe zugehörten. So bemühte sich die Weisheit des Kanzlers, Frau Ellenor in erträglicher Gangart und mäßiger Zügelung zu halten, nicht zu locker, damit sie nicht durch die Launen ihres heißen Blutes Schande über den König und Engelland bringe, nicht zu hart, damit sie sich nicht bäume

in jähem Unmuth und ſich losreiße mit ihren Ländern und Söhnen.

Dieſe Söhne aber ließ Herr Thomas nicht von ſeiner Seite und war ihnen ein zärtlicher Vater und ſtündlicher Lehrer. Wenn die Natur der Zucht nicht öfter ſpottete als ihr gehorchte, die vier Kinder von Engelland hätten nicht ihresgleichen gefunden, eine ſo große Liebe und herrliche Weisheit hat der Kanzler an ſie gewendet. Aber Junker Heinrich ſchätzte an ihm nur den Wurf ſeines Kleides und die edle Beredtſamkeit ſeiner Geberde; denn er war ein Geck und ein Schauſpieler. Junker Gottfried dagegen vergaß über Nacht, was er geſtern geliebt oder geſchworen hatte, und konnte, von unſtäter Art, keine Ergötzung und keinen Ernſt zu Ende führen.

Den Dritten des Königs, Richard, das Löwenherz, hatte Herr Thomas beſonders lieb und auch mir war er ins Herz gewachſen. Das Spiel ſeiner Natur war ehrlich wie ein Stoß ins Hifthorn und überquoll wie der Schaum am Gebiß eines jungen Renners. Da blieb kein Widerſtand, man mußte ihm gut ſein — aber Klugheit war nicht in ihm, nicht eines Pfennigs werth; wie er denn auch zu dieſer laufenden Stunde für eine That ſeines jähen Blutes unten in Oeſterreich eingethürmt liegt.

Junker Hans, der Vierte — Gott behüte meine Zunge, gegen ihn zu reden, denn er ſteht jetzt zunächſt dem Throne! — aber einen nichtsnutzigern, böſern Buben trug die Erde nicht; und dieſe meine Hand hat mir oft gegen ihn gezuckt, wenn er an mir oder einem andern Gottesgeſchöpf ſeine Tücke ausließ, — wenn er mir eine kunſtreiche Armbruſt muthwillig ſchändete oder ſtumme Thiere marterte.

Wie er lachte! Ich habe Tag meines Lebens, auch in Schenken und auf Märkten, nicht gemeiner lachen hören.

Wißt, der Kanzler ſah zuweilen nach, wann ich die Viere ſchießen lehrte, und erzählte ihnen dann wol während einer Raſt, zu Luſt und Warnung, Thierfabeln, die mich, als einen Waidmann, beſonders ergötzten. Da redeten und handelten Geflügelte und Vierfüßige, je nach ihrer Natur, oder wenigſtens nach der Art, die ihnen von den Menſchen beigelegt wird. Auch dieſes kluge Spiel haben die Araber erfunden, um ungeſtraft die Fehler ihrer Machthaber unter der Thiermaske zu tadeln und zu verſpotten.

Kam nun eines dieſer Fabelgeſchöpfe zu Schande und Schaden im Munde des Kanzlers, plumpte Braun der Bär in die Grube, hing Iſegrim in der Falle und dergleichen, ſo ſchlug der kleine Hans unverſehens

eine gellende teufliſche Lache auf, daß ich, obwol mit ſeinem Weſen vertraut, zuſammenſchrak und der Kanzler, der doch ein Freund der Klugheit war, das Kind mit traurigen Augen betrachtete. Aber er gab ſeinen Ekel dem innerlich Mißſchaffenen nicht zu fühlen, ſondern ließ ſich mehr zu ihm herunter und bedachte ihn mehr als die Andern. Ich habe ihn auch wol ſeufzen hören, was ſonſt nicht ſeine Art war, wenn ich ihm eine friſche Miſſethat Herrn Hanſens zu berichten hatte.

In Wahrheit, der Reichskanzler liebte die Königskinder wie ſeine eigenen, und übel ward ihm vergolten.

Jetzt komme ich zu reden auf ein Geheimniß der Ungerechtigkeit, das zwar in keiner Chronik wird verzeichnet ſtehen, aber doch die Grabſchaufel iſt, die Herrn Thomas und Herrn Heinrich, Einem nach dem Andern, ſeine Grube gemacht hat.“

Hans der Armbruſter faltete mechaniſch die ſtarken alten Hände, als hätten auch ſie mit dieſer Schaufel gegraben.

V.

„Jetzt, da Ihr einen Einblick habt in Herrn Heinrich's Haushalt," fuhr Hans der Armbruſter fort, „erkennt Ihr von Weitem, daß er bei Frau Ellenor keine Ruhe und kein Vergnügen fand und daß er auf ſeinen Kriegs- und Königsfahrten häufige Umſchau hielt unter den Töchtern ſeiner Länder diesſeits und jenſeits des Meeres.

Ich will es Euch nicht verhalten, daß ich ihn auf manchem Ritte begleitet habe, den ich als ein anfänglich unter geiſtlicher Zucht Gewachſener lieber unterlaſſen hätte und welcher mir zeitweilig die Beichte erſchwerte. Aber wollet bedenken, daß der König wenig ſichere Leute um ſich hatte und ich durch meine Treue auf geraden und krummen Straßen Hauszwiſt, ja Meuchelthat und Giftmord verhütete.

Denn Frau Ellenor war ein eiferſüchtiger Teufel, ob ſie auch ſelber ihrem Eheherrn keine Treue hielt. Sie beſtach von Herrn Heinrich's Leibknechten, was

ſich beſtechen ließ, dermaßen, daß ihr ſeine Abſprünge alle bekannt wurden und ſie ihre Nebenbuhlen in feindſeliger mörderiſcher Weiſe verfolgen konnte. Mehr als Eine fand der König todt, oder ſie verwelkte plötzlich in ſeinen Armen.

So war es ihm billig zu gönnen, daß er an mir einen verläßlichen Knecht gefunden hatte.

Eines Tages begab es ſich, daß der König mit wenig Gefolge eine Birſch anſtellte in einem entlegenen Forſte, wo er, meines Wiſſens, ſonſt nicht zu jagen pflegte. Gegen Abend überfiel uns ein flammendes Wetter und trieb die Herren auseinander. Ich aber hielt mich bei dem König und fand für ihn Schutz unter einem ausgehöhlten Felſen, wo er den Wolkenbruch vorübergehen ließ. Als die Donner verrollt hatten und der Regen kaum noch durch das Laub der Eichen ſchlug, ſuchte ich den Weg, den wir hergekommen waren, fand ihn aber verſperrt durch ein Wirrſal abgeriſſener Aeſte und bloßgewaſchener Wurzeln, worüber die gelben Waſſer eines ausgetretenen Baches ſich wälzten. Ich ließ mein Hifthorn ſchmettern, doch von keiner Seite kam Antwort. Da befahl mir der König, nach derjenigen vorzuſchreiten, wo der Wald ſich lichte. Ich that es und bahnte für ihn Pfad

mit dem Jagdschwert. Bald sah ich die Gluth der sinkenden Sonne purpurn vor mir auf den Stämmen blinken. Ich wandte mich um nach dem Könige, er aber drang ungeduldig an mir vorüber der röthlichen Helle entgegen, so heftig, daß ich Mühe hatte, ihm auf den Ferſen zu bleiben.

Da sah ich ihn plötzlich verwundert den Schritt hemmen. Am Waldsaume stand er unter den tröpfelnden Zweigen und lugte, die Augen mit der erhobenen Rechten beschattend, unverwandt in die untergehende Sonne hinaus. Ich hob mich auf den Zehen und reckte das Haupt über seine Schulter empor, und was ich erblickte, erschien mir als eine Verblendung und Zauberei, die in den nächsten Augenblicken zerfließen müsse.

Auf einer goldgrünen Waldwiese stand ein Schlößchen, wie ich seinesgleichen wol im Königreiche Granada gesehen hatte. Es war von hohen glatten Mauern aus gelbem Steine umgeben, über welchen eine kleine blauschimmernde Kuppel emporstieg und schlanke dunkle Baumspitzen ragten, die ich Cypressen genannt hätte, wären wir unter einem südlicheren Himmel gewesen.

Das zierliche, feste Bauwerk war frisch und neu und glänzte im letzten Lichte wie ein Juwel.

Der König verlor kein Wort, ſondern ging mit raſchen Schritten auf die ſchmale Pforte zu und klopfte mit dem Griffe ſeines Schwertes an. Nichts regte ſich drinnen. Nun begann auch ich gegen das Holz des tief in einer Mauerwölbung verborgenen Thores zu hämmern. Da glaubte ich in der ſchmalen Spalte eines Seitenfenſterchens ein altes Geſicht erſcheinen und verſchwinden zu ſehen, und bald darauf wurden die Riegel geräuſchlos zurückgezogen.

Ein grauer Sachſe öffnete und bog ſtumm und zitternd das Knie vor dem König. „Du, Aeſcher?“ ſprach ihn Herr Heinrich an und fuhr ungeduldig lachend fort: „Du wirſt Deinen König doch nicht draußen ſtehen laſſen? Ich bin naß und hungrig! Wem gehört denn dieſer ſchmucke Schrein? Dem Kanzler? Oder ſtehſt Du nicht mehr in ſeinen Dienſten? — Bei Sanct Jörg, ich muß glauben, der ſtrenge Herr habe ſich mit einer Waldfei eingelaſſen! Welche Meluſine hat ihm zu Luſt und Ruhe dies da hingezaubert? Flugs melde mich ihrer elfiſchen Lieblichkeit!“

Nun erkannte auch ich den Alten und erinnerte mich, daß ich ihn einſt in London mitten im Troſſe des Kanzlers an unſrer Bognerwerkſtatt vorübertraben ſah. Dort war er mir aufgefallen durch ſein ſchwer-

müthiges Aussehen und seine schwarzen zusammengewachsenen Brauen unter weißem Haupthaar. Am Hofe hatte ich ihn hinter Herrn Thomas nicht wieder wahrgenommen.

Der Sachse blickte den König mit flehenden Augen an und stammelte, das könne ihm das Leben kosten.

„Bei meinem Königswort, das soll es nicht. Mich kann das Gebot, das Du erhalten, nicht angehen!" drängte Herr Heinrich und setzte seinen Fuß über die Schwelle, während er mir einen Wink gab, draußen zu verharren.

Aescher in seiner übergroßen Bestürzung wußte nicht, wohin zuerst sich wenden, bis ihn mein Herr mit majestätischen Worten zurechtwies:

„Schließe dies Thor und melde Deiner Herrin den Besuch und die Gnade ihres Königs!"

Ich setzte mich wartend nieder und lehnte den Rücken gegen die Mauer. Mir war behaglich zu Muth in der Abendkühle und die Rast nicht unlieb. Das Abenteuer schien mir ergötzlich. Ich lachte unter meinem Bart über Herrn Heinrich's letzte erhabene Rede und lobte es in meinem Geiste, daß der Herr diesmal, in Anbetracht seines Hungers und seiner reifen Jahre, nicht als singender Troubadour vor der Pforte geblieben, sondern der Dame des Schlößchens,

kurz und gut, seine Würde und königliche Herrlichkeit offenbaren ließ.

Ich elender Thor!

Als sich nach geraumer Zeit die Pforte wieder öffnete und Herr Heinrich aus dem Bürglein trat, war es, obwol das Jahr in der Sommermitte stand, tiefe Nacht geworden. Der Sachse schritt uns mit der Fackel den schmalen Pfad voran, auf welchem wir bald einen einsamen Meierhof erreichten, wo man uns Pferde und einen Führer gab.

Als wir im Frühroth in das Thor der Burg einritten, aus welcher gestern der König zur Jagd gezogen war, und ich ihm den Bügel hielt, gab er mir aus leuchtenden Augen einen Blick und während seine Linke mir den Mund zuschloß, warf mir seine Rechte eine mit Edelsteinen besetzte Spange zu, die er sich vom Hute gerissen.

Das Gold, das er im Beutel trug, hatte er alles dem alten Aescher in die Hände geschüttet.

Das war der Anfang. Aber von der Sonnenwende jenes Jahres bis zu seinen fallenden Blättern habe ich den König oft durch jenen friedlichen Forst begleitet und den Ritt häufiger noch allein gemacht, um seinen Besuch anzusagen oder die Zeichen seiner

brünſtigen Liebe, ſeltene Perlen des Meeres und was der Erdenſchooß Koſtbares gibt, ſeiner verborgenen Buhle zu überbringen. Ohne daß ich dieſe je erblickt oder den Burghof betreten hätte! Nur an der Pforte verkehrte ich mit dem alten Aeſcher, der freilich jedesmal, wenn er meiner anſichtig wurde, erbärmlich ſeufzte, aber weder den Gehorſam weigerte, noch je zurückwies, was aus der königlichen Hand auf ſeine Seite fiel.

Ich hatte ſtrenges Verbot, auf dieſen Pfaden mich bei Tageslichte blicken zu laſſen; auch gehörten ſie zu den einſamſten, die ich je geritten bin. Keiner lebendigen Seele bin ich darauf begegnet, als etwa im Morgengrauen einem äßenden Wilde und zweimal, da ich mich verſpätet hatte, einſamen Waldfahrern.

Der Mond hatte gewechſelt ſeit Beginn dieſes Abenteuers, als eines Tages mein brauner Hans ſich einen Hinterfuß verſtauchte. Ich liebte das Thier wie einen Bruder und blieb bei ihm in der Meierei zurück, bis ich um dasſelbe außer Sorge ſein konnte. Dann ſchlug ich den Rückweg zu Fuß ein. Raſch eilte ich von hinnen. Es war klarer Tag, als ich eine weite grüne, von ſpottenden Echoſtellen umgebene Lichtung durchſchritt, an deren Ende ein dort beginnender Felsweg vom Hufſchlag eines Pferdes er-

klang. Ich ſchlug mich ſchnell ins Gebüſch und legte mich auf den Bauch, die Augen ſpähend auf den langen Wieſenpfad gerichtet. Und ich erblickte dort den arabiſchen Schimmel des Kanzlers, von ſeinem Herrn langſam und läſſig gelenkt. Das ſchöne Thier ſchnoberte wollüſtig und ſog mit geöffneten Nüſtern die Morgenluft und den Waldgeruch ein.

Herr, ich war nicht überraſcht, den Kanzler auf dieſen grünen Wegen zu finden. Ich war darauf gefaßt, ſeiner früher oder ſpäter anſichtig zu werden, wie er dieſe Straße fahre; denn die Zierfeſte wurde von ſeinem Knechte gehütet, und ihre mauriſche Bauart, die ausländiſchen Bäume des Burggartens, das jagdfreie Wild ringsherum hatten mich längſt über den Erbauer ins Gewiſſe gebracht. Daraus hatte auch der König am erſten Tage errathen, wer hier etwas Liebes verſteckt halte.

Ich will mich nicht beſſer machen, als ich bin. Es ergötzte mich, dieſen Vater der Weisheit und tiefen Gelehrten auf etwas Menſchlichem zu betreffen, und daß ihm Herr Heinrich, der Einzige, der es ungeſtraft durfte, ins Gehege gekommen, das ließ mich in Sicherheit lachen. Auch iſt es ſeit grauen Zeiten angenommen, daß in Buhlſchaft und Liebeswette Cleriker und Gelehrte ausgeſtochen werden von Fürſten und Kriegsleuten.

Sicherlich jedoch ließ ich von meiner Wissenschaft gegen Herrn Heinrich nichts merken, weder mit einer schlauen Anspielung, noch mit einem lustigen Gesichte; denn es gibt Grenzen, Herr, im gefährlichen Umgange eines Knechtes mit einem König, selbst dem leutseligsten. In der Stille meiner Gedanken ergötzte mich ein Thun, das ich für einen fürstlichen Muthwillen hielt; aber ich verwickelte mich in einen Greuel und in eine Thorheit, die Herrn Heinrich die Krone, das Leben und — wehe — seiner Seele Seligkeit gekostet hat.

Versteht, Herr, ich meinte, der Kanzler hätte sich eine reife, süße Traube aus irgend einem besonderen aquitanischen Weinberge in den englischen Nebel herübergeholt, und wenn er nun an ihr die gefaulten Beeren entdecke, schiebe er sie gleichgültig und höchstens, als ein Zärtling, mit etwas Ekel auf die Seite. Schon sah ich ihn, wie er, seinen König und Schöpfer als Nebenbuhler findend, mit einer höfischen, leise verächtlichen Miene aus den Schranken trat.

Dergestalt gewahrte ich in diesem Verrathe wenig Uebel und keine Gefahr.

Mit schadenfroher Neugier blickte ich aus meinem Versteck zu dem langsamen Reiter hinüber, der seit wenigen Tagen aus Canterbury zurückgekommen war,

wo ihm die Pfaffen des Königs zu thun gegeben hatten, und der jetzt seine Nächte in Windsor über den während seiner Abwesenheit liegen gebliebenen Geschäften zubrachte. Bei dem gleichmäßig milden Scheine einer griechischen Ampel schrieb er unermüdet, so daß der König, wann er aus unruhigem Schlafe auffuhr, über den Hof hinweg den für ihn und das Reich Sorgenden erblicken konnte.

Aber ist er's? Ist dies der verschlossene Kanzler mit den kalt prüfenden Blicken und den Staatssorgen, fragte ich mich verwundert, oder ein andächtiger Ritter und Pilger nach dem heiligen Grâle? — Ihr kennet die Mär von dem Kelch mit dem kostbaren Blute, der, unter süßem Getön vom Himmel sinkend, auf Montsalvatsch sich niedergelassen hat? — In den blassen, träumenden Zügen lag eine selige Güte und das Antlitz schimmerte wie Mond und Sterne. Sein langes Gewand von violetter Seite floß in priesterlichen Falten über den Bug des silberfarbenen Zelters, der, sonst nach dem feurigen Schalle der Zinken und Pauken zu tanzen gewöhnt, heute langsam den weichen Pfad beschritt und den zierlichen Fuß hob wie nach dem Tone der Flöten, welche die verborgenen Waldgötter spielen.

Ich entsetzte mich ob der Frömmigkeit, mit welcher

der Scheinheilige auf sündige Buhlschaft ritt — ganz anders als mein fürstlich frecher und minnedurstiger Herr — und doch übermannte mich ein Mitleid mit dieser getäuschten Andacht und dann eine plötzliche Furcht, der Blasse dort, dessen Wesen mir von jeher eine mir ungewohnte Scheu angehaucht hatte, möchte den Raub seines Heiligthums an uns, meinem König und mir, insgeheim, aber unerhört und grausam rächen.

In diesem Augenblicke zeigte sich die senkrechte, tiefe Staatsfalte wieder zwischen den feinen Brauen des Kanzlers. Herr Thomas trieb sein Pferd an, nicht von Ungeduld befallen, sondern von einer aufsteigenden Sorge, wie mir schien.

Wieder stand die Sichel eines neuen Mondes am Himmel, als ich zum andern Male auf diesen Wegen vom Tag ereilt wurde. Der König hatte gegen Mitternacht von seiner Buhle Abschied genommen, denn es stand seine Reise nach der Normandie bevor, mich dann aber, an der Grenze des Forstes angelangt, wieder zurückjagen lassen mit der Botschaft, er begehre sie noch einmal zu umfangen und werde morgen wiederkommen.

Nach ausgerichtetem Auftrage ritt ich müde und

ſchläfrig durch den ſchon herbſtfeuchten Wald zurück. Während mein ſchreitender Gaul die gelben Blätter von den Zweigen ſtrich, hatte ich trübſelige Gedanken über die Vergänglichkeit des irdiſchen Weſens, wie ſie mir gewöhnlich ſind, wann ich die bleichen Lichter der Zeitloſen auf den Wieſen erblicke.

Ein helles Gewieher in nächſter Nähe erweckte mich aus meiner Schwärmerei. Nach einer Wendung des Pfades erblickte ich einen geſattelten Gaul, der an das Gehege des Meierhofes gebunden ſtand. Ich gleite vom Pferde, führe es ins Dickicht und ſpähe, geräuſchlos zurückgeſchlichen, über den hohen Zaun des Gehöftes. Drinnen verkehrte mit dem ihn mißtrauiſch betrachtenden Meier ein hagerer geharniſchter Geſell, der mir erſt den Rücken zuwandte, dann aber mitten im Geſpräche raſch den Kopf drehend, gerade in der Richtung des Schlößchens, den ſcharfen Haken ſeines Raubvogelgeſichtes zeigte. Ich erkannte den Geier, ſuchte meinen Gaul und ſetzte ihn in Galopp. Niemand anders umkreiſte das Luſtrevier meines Königs als der Normanne Malherbe, mir verhaßter ſeit Hilde's Entführung als jener Kriegsknecht auf dem Paſſionsbilde zu Allerheiligen, welcher unſerm Herrn und Heiland ins Geſicht ſpeit und gegen den ich ſchon auf Kindesbeinen einen beſonderen Grimm ver-

ſpürte. Der Kanzler hatte den Verworfenen aus ſeinem Gefolge entfernt und es verlautete, er habe bei Frau Ellenor Dienſt und Gunſt gefunden. Ich ſah, was da bevorſtand. Erfuhr Frau Ellenor das Verſteck der Waldelfe, ſo wettete ich keinen Pfennig auf ihr zartes Leben.

Als ich dem Könige von dieſer ſchlimmen Begegnung Bericht gab, ſchoß ihm das Blut dunkelroth zu Kopfe vor Zorn und Liebe.

„Wir müſſen mit der kleinen Dame über Meer,“ ſagte er und runzelte die Brauen. „Und zur Stunde! Bevor der Habicht die Taube zerfleiſcht!“

Er befahl mir auf den Abend drei geſattelte Roſſe und für ihn eine unſcheinbare Tracht bereit zu halten.

Es war ſchon dunkel, als der erſt ſpät vom Kanzler freigelaſſene Herr Mantel und Kappe ergriff und ſich zu Pferde warf.

Nach einer Stunde ſcharfen Rittes, ſchon faſt auf der Hälfte des Weges, winkte er mich an ſeine Seite und ſagte mir, ich kehre in der Frühe nicht mit ihm zurück, ſondern habe morgen in dem Schlößchen zu bleiben und die Herrin mit einer Zofe nach eingebrochener Nacht auf ſeine nächſte Burg zu bringen, von wo er ſie werde über Meer geleiten laſſen.

Raſch waren wir am Ziel. Der Herr fand für ſein Haupt einen weichen Pfühl und ich am Fuße der Mauer einen harten, den Sattel meines Pferdes, dem ich mit den zwei andern eine nächtliche freie Weide gönnte.

Als ſich die nebelfeuchten Wipfel des Waldes vergoldeten und ich eben die drei Thiere wieder eingefangen hatte, trat der König aus der Pforte und an ſeinem Arme hing ein liebliches Geſchöpf, nicht über fünfzehn Jahre alt. Das ſchönſte Mädchenhaupt, das ich je erblickt habe, lehnte an der Schulter des Königs und heftete auf ſeine luſttrunkenen Augen zwei flehende und furchtſame. Rabenſchwarze Haare, von einem goldenen Stirnreif zuſammengehalten, floſſen aufgelöſt über die zarten Schultern und Hüften nieder bis faſt zur Erde. Sie war in Thränen und Herr Heinrich ſprach ihr Muth ein.

„Ich laſſe Dir Dieſen hier. Er iſt mein treuer Knecht und wird Dich hüten wie ſeinen Augapfel. Laß Dich heut' Abend ohne Furcht zu Roſſe heben. Es muß ſein, ich will es, Grace! Ein Kurzes, und wir ſind unter einem warmen Himmel wieder vereinigt."

Er küßte ſie, ſchwang ſich zu Pferde und ſprengte von dannen, während ihm das Kind mit beiden Armen

Grüße nachſendete. Mir aber war alles Blut aus dem Herzen gewichen. Die Wahrheit durchfuhr mich wie ein ſcharfer Strahl. Vernehmt es: der König hatte den Kanzler nicht bei einer prächtigen und ehrgeizigen Schönheit ausgeſtochen, Leid und Sünde! er hatte ſich an des Thomas Becket unſchuldigem Kinde vergriffen. Wißt: Gnade, wie ſie der König genannt hatte, war des Kanzlers leibhaftiges Ebenbild, ſoweit ein junges unwiſſendes Antlitz einem erkälteten und welterfahrenen gleichen kann. Der edle Zug ſeiner Brauen, ſeine dunkeln, ſchwermüthigen Augen, das ernſte Lächeln ſeines Mundes, die Sanftmuth ſeiner Geberde — da war kein Zweifel: Gnade, zu jung, um des Kanzlers Schweſter zu ſein, war ſein eigen Fleiſch und Blut. Herr Heinrich, ein chriſtlicher König, hatte ſchlimmer als heidniſch an einer unmündigen Seele und einem kaum reifen Leibe geſündigt.

Obgleich ein armer Knecht, zürnte ich mit meinem Herrn und meine Fäuſte ballten ſich, als hätte man mir das eigene Kind zerſtört. Alſobald ergriff mich auch eine große Kümmerniß und ich hätte blutige Thränen weinen mögen, daß mein König, den ich lieb hatte, durch den Mord der Unſchuld den göttlichen Zorn herausfordere. Ich ſuchte den hohen Herrn zu entſchuldigen mit ſeinem ſtarken Blute, ſeiner Allmacht,

ſeinen blinden, unklugen Stunden, doch vergeblich! Es klang mir in den Ohren: dein Herr hat eine Todſünde begangen! Meine Sinne öffneten ſich: ich ſah Gnade's Schutzengel, der ſich aus Betrübniß und Scham mit beiden Händen ein weißes Tüchlein vor das Geſicht hielt, und hörte die Poſaunen des Gerichtes mächtig erdröhnen.

Doch ich nahm mich zuſammen. Die zwei Thiere, zwiſchen denen ich ſtand, wurden unruhig, ich faßte ſie feſter und meine Verzückung wich.

Das Kind des Kanzlers war in der Burg verſchwunden. Aeſcher ſtand allein im Thorweg und winkte mich zum erſten Male in ſein kleines, in die dicke Ringmauer hineingebautes Wächterſtübchen.

Er ſah ſcheu und elend aus und war ſo zerfahrenen Gemüthes, daß er vergaß, mir die Speiſe und den Trank vorzuſetzen, deren ich nach meinem Schrecken wahrlich bedürftig war. Während ich mir ſelbſt zu einem Brode verhalf und den Weinkrug aus dem Wandſchrank holte, geſtand er zögernd, die von meinem Könige befohlene Flüchtung der ſchönen Gnade werde nicht ohne Gefahr ſein. Er habe ſeinem Herrn, dem Kanzler, in aller Treu und Redlichkeit berichtet, das Waldſchloß werde von dem Normannen Malherbe ſeit

mehreren Tagen belauert und umkreiſt. Er erwarte ſtündlich den Kanzler, der mit Bewaffneten anlangen und eine Beſatzung hinter dieſe Mauern legen werde.

„Hätte ich doch dem Teufel widerſtanden,“ jammerte er in elender Reue, „und meinem Herrn gleich den erſten Beſuch des Deinigen geoffenbart. Mein Leib wäre daraufgegangen — jetzt hab' ich auch meine Seele verkauft! — Aber woher den Muth nehmen, mich der höchſten Gewalt zu widerſetzen! Verwirrender Schrecken wandelt vor Deinem Könige her! Fluch über die Stunde meiner Geburt! Alles, ſelbſt die Kenntniß des Guten und Böſen, haben uns dieſe Normannen geraubt! . . . Aber auch mein Herr, der Kanzler, trägt eine Schuld. Er, welcher die verkörperte Weisheit iſt, hat Gnade ſchlecht erzogen. Glaubſt Du mir's, Bogner? Kein Crucifix, kein Meßbuch, keinen Heiligen halten wir im Hauſe! . . . Außer einem geringen Sanct Joſeph dort in der Mauerniſche für uns Dienſtleute. — Mit arabiſchen Lettern bedeckte Pergamente brachte er dem Kinde, heidniſche Märchen, die den grauſamen Weltlauf zu einem ſüßen Abenteuer verfälſchen — und das Kind ergötzte ſich bei Tag und Nacht an dieſem ſchönen Lug und Trug. Auch Monna Liſa, die welſche Lautenſpielerin, ihre Zofe, hat den Kanzler in Gedanken oft darüber ange-

klagt. Die Aermſte! Sie hielt den Gang des Königs knieend auf. Aber er füllte ihr die Hände und ſchob ſie bei Seite. Bei den Weibern iſt Dein Gebieter ein ſo herzgewinnender Herr, als für uns ein grauſamer König — und ſo wurde die Thorheit begangen."

Während der greiſe Sachſe alſo bänglich und unnütz jammerte, hatte ich mich nach und nach mit Trank und Speiſe geſtärkt und in meinem Gemüthe ermuntert.

„Hans," ſprach ich zu mir, „ſei kein altes Weib — nimm Dich zuſammen. Unheil iſt geſchehen; aber noch iſt eine Möglichkeit, daß es zum Beſſern umſchlage. Wer weiß, ob Königin Ellenor nicht vor ihrer Zeit mit dem Tode oder nach ihrer Zeit mit einem Fahrenden abgeht! So würde der Herr frei und machte ſeine Gnade zur Königin. Iſt ſie doch zwiefach aus fürſtlichem Geblüte! Beſorge Du das Heutige und bringe das Kind über Meer!"

Wißt, Herr, das ſagte ich, um mich zu tröſten. Aber, glaubet mir, all meine im Herrendienſt ſchwer erworbene Habe, meine Kunſt und die Hälfte meines Blutes hätte ich daran gegeben, um Herrn Heinrich von ſeiner That und mich von meiner Dienſtleiſtung dabei loszukaufen. Dieſe Sünde ſank ſo ſchwer in die göttliche Wagſchale, daß ihr Ge-

wicht den Herrn und den Knecht wol erdrücken konnte.

Herr Heinrich hatte den Glauben eines Kindes mißbraucht. Gnade war von beiden Eltern her heidnischen Blutes und die unterwürfigen arabischen Weiber beugen sich vor dem Scepter bis in den Staub. Der König ist ihnen an Gottes und des Gesetzes Statt und mehr als Vater und Mutter. So begriff ich, daß Gnade das böse Geheimniß des Königs vor dem Vater bewahrt hatte.

Wie heiß und unbesonnen mußte der Kanzler sein Töchterlein lieben, um es, der sonst nach allen Seiten Umblickende und das Keimen der Dinge Belauschende, in seine und damit in die Nähe des normännischen Hofes gebracht zu haben — so klügelte ich weiter. Und wie schwer wird er es bereuen! — Doch ich raffte mich schleunig auf, um das Nöthige zu beschicken.

Ich nahm drei runde Brote unter den Arm und führte meine zwei Rosse, die draußen angebunden standen, in eine nahe Waldschlucht neben ein klares Wässerlein, speiste sie, ließ sie saufen und knüpfte ihre Zügel an zwei Fichtenstämme. Es that mir wohl, für zwei kluge und treue Geschöpfe zu sorgen, die nichts wußten von Verrath und Sünde.

Als ich aus der Schlucht wieder emporstieg, schreckte mich ein Hornruf, der aus einer andern Ecke des Waldes erscholl, und auf welchen das Flattern eines Tüchleins von der die blaue Kuppel umgebenden Zinne antwortete.

Schleunig durcheilte ich den mich von der Burgmauer trennenden Raum und schlich, in ihren Schatten gedrückt, nach der Pforte, durch die mich der erbleichte Aescher zitternd hineinzog. Seine kleine Pförtnerstube blickte durch drei schmale Luken in das Freie, in die Thorwölbung und in den Burghof.

Wol ein Dutzend Reisige sprengten aus dem Walde. Voran der Kanzler, den ich an seinem wunderschlanken arabischen Grauschimmel erkannte und an der feierlichen Art, wie er ihn lenkte. Er war in voller Rüstung mit gesenktem Visier. Vor dem Thore, wo sie abstiegen, ließ er von Einigen die Thiere in der Richtung der Meierei wegführen; die Uebrigen folgten ihm, nicht zu meiner Freude, durch die Pforte und erhielten im Hofe den Befehl, sich rings auf die Mauerzinnen zu vertheilen.

Ich hatte meinen Standort gewechselt, den Kanzler im Auge behaltend, dem jetzt Aescher Rechenschaft abzulegen schien, und der dann in der Burgwohnung verschwand. Der alte Pförtner trug den Schlüssel

meines Verſteckes am Gurt, ich war in der Falle und legte mich auf die Lauer.

Mir gerade gegenüber, in der Mitte des Burghofs, ſtand der Kuppelbau, von dem Halbrunde ſeiner mit immergrünen üppigen Sträuchern bewachſenen Terraſſe umgeben. Nach einer Weile trat Herr Thomas, Gnade an der Hand haltend, durch die hohe Bogenthür und ließ ſich mit ihr auf einer weiß ſchimmernden Marmorbank nieder neben einer roth geäderten Schale, über welcher emporſchießende Waſſerſtrahlen ſich in der Luft kreuzten. Und aus ſolcher Nähe blickte ich in die beſorgte, aber nicht argwöhniſche Miene des Herrn und in Gnade's räthſelhaftes Geſichtchen, daß ich plötzlich den Kopf zurückbog, obgleich die Mauer, durch die ich auslugte, außen von Eppich überſponnen war.

Jetzt winkte der Kanzler die Zofe, welche mit geſenkten Augen unter der Thür ſtand, hinweg — wol jene welſche Monna Liſa, deren Tugenden ich eben aus Aeſcher's Munde kennen gelernt hatte. Eine Weile ſaßen ſie ſchweigend und Grace blickte, um den väterlichen Augen auszuweichen, in das perlende Waſſer.

Dann begann der Kanzler in arabiſcher Sprache: „Mein Kind, Du wirſt nur noch wenige Tage hier

bleiben und es ist nicht unmöglich, daß Du in dieser kurzen Zeit noch durch einen Ueberfall geängstigt wirst. Aber fürchte Dich nicht. Ich lasse Dir zehn tapfere Leute, welche diese Mauern gegen feindliche Ueberraschung zu halten vollkommen im Stande sind. Du wirst Dich nach und nach an Waffenlärm gewöhnen müssen, mein scheuer Vogel. Das ist das Loos jeder Burgfrau in der Willkür und Zuchtlosigkeit dieser Tage.

Und es ist die Zeit gekommen, daß ich mich von Dir, meine Wonne, trenne und Dich vermähle. Nicht zwar unter diesem feuchten Himmel, sondern jenseits des Meeres in einem sonnigen Lande von mildern Sitten. Wenn es sein kann und Dich Dein Stern dahin führt, nicht weit von Deinen Pflegeeltern im Poitou. Du gedenkst doch immer noch des ehrlichen Calas, dem sie, weil er Arabisch versteht, nachreden, daß er aus maurischem Geblüte stamme, der aber sein Vaterunser betet nicht anders als wir Beide? Ist doch kaum ein Jahr vergangen, daß der Alte, Dich hieher bringend, mit Thränen sich von Dir getrennt hat!

Ich weiß nicht, ob es gut war," sagte er, die Stirne faltend.

„Sollt' ich mich," fuhr er fort, wie sich selbst ent-

ſchuldigend, da Grace ſchwieg, „nicht eine kurze Spanne meines Lebens an Deiner keuſchen Jugend ohne Theilung erfreuen?

Doch iſt nun die letzte Friſt verfloſſen, die ich mir gönnen konnte, und der Augenblick des Scheidens da.

Ich darf dieſes liebe Haupt nicht gefährden!“ und er legte ihr die ſchmale Hand auf den Scheitel.

„Der Herr verreiſt morgen nach dem Feſtlande und ich folge ihm in wenig Tagen. Du aber begleiteſt mich, dicht verſchleiert, mit Deinen Frauen und weichſt nicht von meiner Seite, bevor ich Dich in die Hut eines tapfern und feinen Mannes gebe.

Der König wird mir doch einen Tag, wenn er von ſeinen unreinen Freuden trunken iſt, für meine reinen gönnen. Dieſer König!“ ſagte er mit verächtlichen Lippen, als erblickte er ihn leibhaftig vor ſich. — Wahrhaftig, ich wunderte mich, ihn ſo reden zu hören.

„Erſchrick mir nicht,“ fuhr er fort, denn Grace's Hand, die er feſthielt, zuckte in der ſeinigen, „ich verſtehe zu wählen. Ich werde zuſehen, wem ich Dich anvertraue und auch aus der Ferne meine Hand ſchirmend über Dir halten, denn ich bin mächtig in allen normänniſchen Landen.

Und in ein Kloſter begehrſt Du Dich nicht einzuſchließen? Nein, ſagen mir Deine Blicke, Du haſt keine Sünde zu büßen und Licht und Sonne nöthig.“

Wäre der weiſe Herr Thomas nicht in ſeinen eigenen Gedanken befangen geweſen, er hätte die Seelenangſt ſeines Kindes bemerken müſſen; aber ſeine Augen waren gehalten und Gnade, die nach Worten rang, brachte endlich ein ſchwaches Flüſtern hervor:

„Wer iſt es, Vater, der mich hier gefährdet?“

„Wer?“ wiederholte der Kanzler mit leiſe bebender Stimme und wie mit dem Entſchluſſe, ſeinem Kinde den Lauf und die Bosheit der Welt nicht länger zu verbergen, ſagte er ohne Hehl: „Eine beſudelte Königin. Sie haßt mich, ihre Späher haben ihr von Deinem Daſein berichtet und ich will nicht, daß Frau Ellenor von Dir wiſſe und an Dir herumrathe — ihre Gedanken ſchon verunreinigen.“ Grace erblaßte, woran ich erſah, daß Herr Heinrich vor ihr ſein Eheweib, an dem nichts zu rühmen war, klüglich mochte beſchwiegen haben.

Sie raffte ſich aber zuſammen und flüſterte wieder: „So ſpracheſt Du, mein Herr und Vater, nicht immer. Hatteſt Du nicht beſchloſſen, mich einſt vor das Angeſicht des Königs zu ſtellen und rühmteſt Du nicht ſeine Gunſt als die eines gütigen und majeſtätiſchen

Herrn? Auch Herrn Richard haſt Du vor mir gelobt . . ."

„Sprach ich ſo," erwiderte Herr Thomas ernſthaft, „ſo ſprach ich thöricht und beirrt von meinem väterlichen Wohlgefallen an Dir. Ich habe mich eines Beſſern beſonnen. Jene eitle Rede ſei verweht, wie die Luft, in der ſie verhallte. Du darfſt nicht an den Hof, in dieſen Peſthauch, wo nichts Reines gedeiht. Aber in Einem ſprichſt Du recht: dem Könige gebührt Ehrfurcht und Gehorſam!

Doch genug! Meine Stunde iſt um. Uebergib Dich kindlich und ohne weitere Gedanken meiner Sorge. Meinſt Du, daß ich Dich liebe? Unermeßlich! Mein Einziges, mein Alles!"

Und er drückte ihr einen ſanften Kuß auf die Stirne.

Herr Thomas hatte ſich erhoben. Er ließ ſeinen prüfenden Blick rings über die Zinnen gehen, ob jeder ſeiner Reiſigen den befohlenen Poſten wahre, und ſo durchdringend war dieſer Blick, daß ich mich in meinem dunklen Verſteck auf den Boden gleiten ließ und nur noch die Worte vernahm: „In drei Tagen denn! Bereite Dich. Auf Wiederſehen!" und den an den Anführer der Zehn gerichteten Befehl: „Du läſſeſt

mir Niemanden ein noch aus bei Deinem eigenen Leben!“

Als ich mich vorsichtig wieder in die Höhe richtete, war die Marmorbank leer. Thomas Becket mit seinem unglücklichen Kinde war verschwunden.

Mir hatte geschaudert, da ich den Mann, welchen ich als allwissend kannte, zum ersten Male als einen Getäuschten und Betrogenen erblickte; Entsetzen kam über mich, daß der väterliche Glaube an die theure Unschuld eines Kindes dem Teufel dazu hatte dienen müssen, den Scharfblick des Klügsten zu blenden und durch eine vollkommene Rüstung den vergifteten Pfeil zu treiben.

Nach einer Weile wurde draußen die arabische Stute des Kanzlers vorgeführt, Herr Thomas verritt und der Schlüssel knarrte in der Thüre meines Gelasses. Aescher starrte mich mit seinen hilflosen, matten Augen an, ich sah, daß er völlig haltlos war und ergriff die Herrschaft.

„Geh' hinüber,“ sagte ich, „bringe Monna Lisa, der Lautenspielerin, im Namen des Königs den Befehl, sie habe sich bei Todesstrafe mit ihrer jungen Herrin reisefertig zu machen und diese Nacht im Thorgewölbe sich einzufinden, sobald Deine Ampel erlischt. Geh'!“

Er kam mit der Antwort zurück, die Welſche leiſte Gehorſam. Ich hieß ihn, da es dämmerte, ſein Licht anzünden und ſich, die Kreide in der Hand, vor ſeine Rechentafel ſetzen, wenn etwa eine auf der gegenüberliegenden Zinne auf- und niederſchreitende Wache einen mißtrauiſchen Blick in das helle Fenſter ſchickte, und warf mich in eine Ecke auf ſein Lager, denn ich war nach der Spannung des Tages der Ruhe bedürftig. Aber der ſtöhnende Alte verdroß mich mit ſeinem ängſtlichen Gemurmel und ſeinen eintönigen Selbſtanklagen. Ich gebot ihm Ruhe und fand doch den Schlaf nicht.

Wie es denn grauſamer Weiſe geſchehen kann, daß, während das Herz von Angſt zuſammengepreßt iſt, die kalten Gedanken unermüdlich und gleichgültig ihren beſonderen Weg wandern, arbeiteten die meinigen daran herum, aus welchem Grunde der Kanzler ſein unſeliges Kind habe Grazia nennen müſſen. Ob der gnädigen Bekehrung ſeiner eigenen ſo getauften Mutter zu Ehren, oder einer heidniſchen Anwandlung nachgebend, weil Grazia wol die himmliſche Gnade bedeutet — die Gott uns Allen ſchenken möge! — aber ebenſogut die feinſte Blüthe menſchlicher Art und Anmuth.

Weiter gab es mir zu denken, daß Herr Thomas Gnade von ſeinem Liebling Richard erzählt und ſich

also wol eine Weile in dem sträflichen Ehrgeiz gewiegt hatte, sein Kind an Herrn Heinrich's Hof und zu fürstlichen Ehren zu bringen. Darüber entschlummerte ich und der Traumgott betrog mich mit allerhand Gaukelspiel. Es ist ja bekannt, daß geträumte Trauer Freude bedeutet, geträumte Lust Thränen. — Mir war, als trete ich wieder aus dem Walde hinter Herrn Heinrich, dessen Antlitz sich plötzlich verjüngte und in das seines Sohnes Richard verwandelte. Der unbändige Königssohn pochte an das Thor des Waldschlosses und zertrümmerte die Pforte mit einem Schlage seiner gepanzerten Faust. Aber der treue Aescher warf sich ihm dreist in den Weg und Monna Lisa zürnte in tugendhaften Thränen. Doch siehe, da trat der Kanzler, Gnade an der Hand haltend, aus dem Innern des Schlosses und, die Rechte Richard's ergreifend, führte er die Beiden unter die Wölbung der Bäume. Diese aber verwandelte sich in die Wölbung der Halle von Windsor. Vor Heinrich und Ellenor, die elterlich blickten, kniete das von Schönheit duftende Brautpaar, Pauken und Drommeten schmetterten, ich warf meinen Filz in die Luft und schrie: „Lang lebe Prinz Richard und Prinzessin Grazia!“

Darüber erwachte ich und hörte den fahlen Sünder

Aeſcher Gebete murmeln, und, an das Fenſter tretend, erblickte ich das Licht in dem Burggemach, wo Monna Liſa mit dem unreifen Kebsweibe eines alten Königs auf das Erlöſchen meiner Ampel harrte.

Es war eine böſe Nacht, die ſchlimmſte meines Lebens. Am Himmel wanderten ſchwarze lange Wolken und bedeckten die wachſende Mondſichel mit ihren ſchleppenden Gewändern. Eben verhallte auf den Zinnen der Schritt der Runde. Ich löſchte die Ampel. „Wir haben zwei Roſſe, Aeſcher,“ ſagte ich, „Du ſetzeſt Monna Liſa auf das Deinige.“ Wir taſteten uns die Wendeltreppe hinunter. Im Thorwege ſtanden zwei verhüllte Frauen. Eine von ihnen, die Schlanke, Dichtverſchleierte, ward von Schluchzen erſchüttert. Ich zog behutſam die Riegel zurück, ſchlich aus dem Thore und ſpähte über mich. Mir war, als hörte ich auf der Mauer die Sehne eines Bogens ſpannen, aber es regte ſich nichts weiter — ich mußte mich getäuſcht haben.

Drei Vaterunſer lang, ich habe in meinem Leben keine inbrünſtigeren gebetet, wartete ich. Eine Bracke heulte, dann wurde wieder Alles ſtill.

Jetzt holte ich die zitternde Gnade, hob ſie auf meinen Arm und lief mit ihr, was ich konnte, dem Walde zu. Plötzlich wurde es licht und lichter um

uns. Ein Wolkenbild ward vom Winde so hastig getrieben, daß der Mond aus seiner Schleppe hervorrollte.

Ein Pfiff und sausender Schwung! Hätte doch der Pfeil mich getroffen! Das leichte Wesen in meinen Armen ergriff krampfhaft meinen Hals. Warmes Blut überströmte mich und die hervordringende Spitze des Pfeiles, der dem Kinde des Kanzlers die Kehle durchbohrt hatte, ritzte meine Wange. Ein ersticktes Röcheln, und es war mit Gnade zu Ende!

Ich ließ die junge Leiche der mir auf den Fersen folgenden Monna Lisa in die Arme gleiten, und während das leichtsinnige Weib ein durchdringendes Geschrei ausstieß, erreichte ich den Wald, von Pfeilen umschwirrt und gefolgt von dem keuchenden Athem Aescher's.

Ich hatte mich auf das eine Roß geschwungen, Aescher auf das andere. Wir brausten über den nächtlichen Waldweg, und ich und Aescher, der im Sattel wankte, wir drückten unsere Häupter in die fliegenden Mähnen der Pferde, damit wir nicht abgestreift würden von den kahlen Aesten, welche, als trauerten sie, schwarz und tiefer als sonst herabhingen.

Doch wir erreichten glücklich die mondhelle, große

Lichtung, an deren Ende der Weg sich senkt. Hier flogen unsere geängstigten Thiere. Da höre ich einen mißtönigen Schrei hinter mir. Ich wende mich und sehe Aescher's Rappen, sonst ein frommes Thier, bolzgerade aufsteigen mit gesträubten Mähnen und plötzlich in wilder Angst sich rückwärts überschlagen. Ein vorüberhuschender weißer Schein hatte ihn erschreckt. Es mag eine blanke Hirschkuh gewesen sein, wie sie der Kanzler der Seltenheit wegen in seinen gefriedeten Forsten hegte. Neben einem Haufen Feldsteine wälzte sich das Roß und lag ein Todter mit entstelltem Gesicht. Da stieg mir das Haar zu Berge. Ich trieb mein Thier an, ohne mich mehr nach dem verendenden Rappen, noch dem gerichteten ungetreuen Knechte umzusehen.

VI.

Ich wandte mich nach Dover, um Herrn Heinrich über das Meer in die Normandie zu folgen; doch widrige Winde hatten ihn aufgehalten. Ich fand ihn noch dort und die Stunde, ihm das Unheil zu berichten, traf mich früher, als ich geglaubt, und noch auf engliſchem Boden.

Der Herr brach in ſchwere Jammerthränen aus und verſchloß ſich in ſeiner Kammer. Ich aber legte mich auf die Schwelle meines Königs, wie ich von jeher in gefahrvollen Stunden zu thun gewohnt war. Drinnen floh ihn der Schlaf und ich hörte ihn nächtlicher Weile mit harten Tritten auf- und niederſchreiten. Dazwiſchen wehklagte er erbärmlich und redete zu ſich ſelber laut und ungeſtüm, ſodaß ich ſeine von Seufzern unterbrochene Rede wohl vernehmen konnte.

„War ſie nicht meine Wonne!“ klagte er. „Ich hätte mein zartes Lämmchen auf eine ſichere Weide

gebracht! .... Aber was kann ich gegen die böse Art meiner Königin und die Dummheit meiner Knechte! Was kann ich gegen die Tücke des Schickſals? .... Mir und dem Kanzler — uns Beiden — iſt auf der Waldwieſe groß Herzeleid gewachſen ... Aber ich will ihm mein Gemüth ſchreiben ... er ſoll es wiſſen, daß ich ihn mit Gunſt und Gnaden überſchütten will, mehr als je zuvor, und daß er meinem Herzen und meinem Throne für immer der Nächſte bleibt."

Gegen Morgen wurde er ruhiger und im erſten Frühlichte rückte er ſich Tiſch und Sitz zurecht und ſchien einen Brief zu beginnen, je und je einen Satz vor ſich hermurmelnd, bevor er ihn niederſchrieb. — Zuletzt hörte ich ſeines Siegels ſchweren Druck.

Er rief mich und übergab mir ein Schreiben.

„Dieſes haſt Du in des Kanzlers eigene Hände zu legen," ſagte er, „ſuche ihn, bis Du ihn findeſt."

Dergeſtalt fuhr der König über Meer, ich mit meinem Briefe nach London, und der war keine leichte Bürde, das dürft Ihr mir glauben. Ob ich auch im Gehorſam meines Herrn gehandelt, war mein Gewiſſen ſchwer bedrückt und hatte ich eine heilige Furcht, vor den Kanzler zu treten; denn dieſer mußte jetzt

die wahre Urſache von Gnade's Untergang ans Licht gezogen haben.

In London, wo ich ihn zuerſt ſuchte, war er nicht. Auf welchem ſeiner vielen Schlöſſer er ſich befinde, konnte oder wollte mir ſein ſtädtiſches Geſind nicht ſagen: ich hatte es auch nicht nöthig, denn ich wußte es.

Auf einem friſchen Pferde jagte ich am hellen Tage — was war noch zu verbergen? — denſelben Weg, den ich oft genug in Dämmer und Mondlicht gemacht hatte. Der klarſte Himmel ſchimmerte über den gelben Baumkronen und zwiſchen den hier und dort ſchon entlaubten Zweigen.

Das Herz pochte mir wie ein Hammer, als ich das ſchimmernde Schlößchen erblickte und, vom Pferde ſpringend, die ſonſt ſo wol verſchloſſene Pforte offen ſtehen ſah. Kein Thürhüter fragte nach meinem Begehr. Im Burghof war es ſtill, nur der Wind flüſterte in den immergrünen Zweigen des fremden Holzes und der Springbrunnen ſpielte plätſchernd mit ſeinen goldenen Kugeln.

Ich hielt den Fuß an, mich nach einem lebendigen Weſen umſchauend. Da ward ich eines Weibes gewahr, das an der Gartenmauer vor einem dort eingefügten Heiligenſchreine kniete. Sie hielt das Haupt

in beide Hände verſenkt und bemerkte mein Kommen nicht. Ich aber berührte Monna Liſa hart an der Schulter. Sie wandte ſich erſchrocken und ſtarrte mich mit von Thränen gerötheten Augen an. Dann bedeutete ſie mich mit beiden Händen, ſchleunig zu entweichen. Da wies ich ihr den Brief und verlangte, als Bote des Königs, unverzüglich vor den Kanzler geführt zu werden.

Zitternd, aber ohne Widerrede, ſtieg ſie die Stufen zu den gelblichen Säulen des Kuppelbaues mir voran und öffnete die Thür: „Sie liegt in der Kapelle, — ich habe ſie noch geputzt wie eine Königin,“ ſagte ſie furchtſam und verſchwand.

Ich trat in den heitern Raum einer von oben erleuchteten kleinen Rundhalle. Rings der Mauer entlang lief ein koſtbares Polſter und in der Mitte ſtand ein vergoldetes Gitterhaus voll Geflatter und Gezwitſcher. Bunte, fremdländiſche Vögel ſpielten da unter Zwergpalmen, aber nirgends war ein menſchliches Weſen, das ſich daran gefreut hätte.

Ich ſchritt über die farbigen Figuren des Moſaikbodens nach einer ſchmalen Marmortreppe, die zu einer Bogenpforte führte, öffnete und ſchlug ſcheu die innen darüber hangende Damaſtdecke zurück.

Mir wurde ein Anblick, der mir das Wort auf der Lippe bannte und den Athem in die Bruſt zurückdrängte. Ich ſchaute in das Halbdunkel der Burgkapelle. Aber da war kein Crucifixus und kein ewiges Licht und ſtatt eines heiligen Leichnams unter dem Altare lag in einem Schreine vor demſelben, ebenſo reich geſchmückt, die todte Gnade. Ein Lichtſtrom, der durch das einzige, hoch gelegene Fenſter ſich ergoß, beleuchtete ihre überirdiſche Schönheit. Ihr Haupt ruhte auf einem Purpurkiſſen und trug ein Krönchen von blitzendem Edelgeſtein. Der zarte Körper verſchwand in den von Goldſtickerei und Perlen ſtarrenden Falten ihres über die Wände des Schreins ausgebreiteten Gewandes. Die kleinen durchſichtigen Hände lagen auf der Bruſt gekreuzt und hielten keuſch den ſchwarzen Schleier ihres Haares zuſammen, der vom Scheitel fließend die zarten Wangen einrahmte und, die zwei Wunden des Halſes bedeckend, ſich unter dem blaſſen Marmorkreuz ihrer Arme wieder vereinigte.

Neben dem lieblichen Todesantlitz aber lag ein anderes hingeſunken, von demſelben Sonnenſtrahle gebadet, lebloſer und geſtorbener als das der Leiche, ein Antlitz, über das die Sterbenoth der Verzweiflung gegangen und von dem ſie, nach gethanem Werke,

wieder gewichen. Es war der Kanzler, der mit zerrauftem Haar und aufgeriſſenem Gewande neben dem Sarge lag, die Arme auf den Rand deſſelben ſtützend.

Lautloſe Stille herrſchte. Nur ein Laubgeflüſter regte ſich im offenen Fenſter und leichte Blätterſchatten tanzten über das Purpurkiſſen und die beiden Angeſichter.

Ich weiß nicht, wie es geſchah, daß mir in dieſer bangen Stunde das mauriſche Weſen in Granada durch den Sinn fuhr. Ich erzähle Euch eben die Sache, wie ſie war. Was immer es ſein mochte, die Einflüſterung eines lichten oder eines ſchwarzen Geiſtes, ich wurde getrieben, in arabiſcher Zunge einen Vers des Korans auszuſprechen — Gott der Heilige rechne es mir nicht zu — der Anblick der erblaßten Gnade mag mich an das Paradies der Ungläubigen und ſeine Engel erinnert haben. — Der heidniſche Spruch aber lautete ſo:

„Schön ſind ſie und lieblich, ja, ſie ſind ſchön wie Lilien und Hyacinthen. Sie ſenken die Lider und ihr reines Antlitz hat die Bläſſe des Straußenei's, das im Sande wol geborgen iſt.“

Kaum war der Spruch meinen Lippen entfahren, ſo ging mit dem Geſichte des Kanzlers eine Veränderung vor. Es glitt eine Bewegung der Freude und

Liebe darüber hin. Er wandte sich langsam zu dem, der ihn mit diesem Koranvers getröstet hatte.

Ich nahm den Augenblick wahr, nahte mich ihm, bog das Knie und überreichte mit banger Furcht den königlichen Brief.

Eine Weile brauchte der Entrückte, sich in diese Welt zurückzufinden. Nun wurde er der drei Leoparden des königlichen Siegels ansichtig — die Hand, in welche ich das Schreiben gelegt hatte, zuckte, wie von einem Skorpion gestochen, und schleuderte es in heftigem Schmerz von sich. Gleich einem Manne, der auf der Folter liegt und unsagbare Qual erduldet, verzog er seine edeln Brauen. Die vorwurfsvollen Augen richteten sich auf mich und in ihrer Tiefe entglomm eine Flamme, grausam und gramvoll wie die Hölle. Dieser Blick traf mich mit der Gewalt eines Wurfgeschosses, ich entsetzte mich in der Seele und floh ohne Urlaub von dannen.

VII.

Nun erſchreckt Ihr, Herr, und vermuthet, zu dieſer Stunde ſei die Feindſchaft ausgebrochen zwiſchen dem König und Thomas Becket, — Ihr würdet irren. Eine Weile zwar mieden ſie Einer des Anderen Athem und Angeſicht; doch in begründeter und ungezwungener Weiſe, weil Herr Heinrich jenſeits des Meeres mit dem Capetinger in Fehde ſtand und der Kanzler inzwiſchen in Engelland die Staatsgeſchäfte beſorgte.

Denn der Glaube meines Herrn an die Weisheit und Treue des Kanzlers blieb unerſchüttert; ja dieſer Felſenglaube war überhaupt nicht ins Wanken zu bringen. Und ſeinerſeits nahm Herr Thomas nie williger jede Bürde der Arbeit und Feindſchaft auf ſich, die ihm aus ſeinem Eifer für die Größe ſeines Königs entſprang.

Er hatte damals keinen leichten Stand, da er zum Vortheil der königlichen Rechte mit der vornehmen normänniſchen Pfaffheit angebunden und ſich verbiſſen

hatte. Ihr kennt diese Händel, Herr, denn sie wuchern überall. In Engelland waren sie aus den unmäßigen, von dem Eroberer an die bischöflichen Stühle geknüpften Vorrechten erwachsen. Nicht nur, wie auch anderwärts, Händel von Pfaffe mit Pfaffe wurden den königlichen Gerichten entzogen, sondern auch der von einem Pfaffen geschädigte Laie mußte den Geschorenen vor dem geistlichen Richter suchen. Da nun — in aller Einfalt geredet — keine Krähe der anderen die Augen aushackt, blieben, schwächere Dinge ungerechnet, pfäffischer Todtschlag und Weiberraub ohne Ahndung, oder, schlimmer noch, wurden so sanft bestraft, daß es einem bösen Scherze glich und die ungedämpfte Brunst der Geschorenen immer weiter um sich griff.

Darüber ergrimmte mein Herr und König, denn er war im gemeinen Wesen ein gerechter Mann, und versuchte, seine Pfaffheit einzuthun. Kein leichtes Werk!

Auf dem Stuhle des Primas und Erzbischofs von Canterbury, welchem der Eroberer weiland aus Staatsgründen die anderen englischen Bisthümer völlig untergegeben hatte, saß damals ein trotziger Normanne, dem seine Tonsur gerade recht war, um gegen seinen Lehensherrn und König Panier aufzuwerfen. Und

auch der damalige heilige Vater in Rom, — sie sagen, man habe ihn aus einem Kloster hervorgezogen, um ihn auf den Thron zu setzen und er hätte Zeit seines Lebens nicht viel von der Welt und ihren Geschäften gehalten und begriffen, — nahm Partei für den normännischen Bischof, weil er überhaupt kein geistliches Recht wollte umkommen lassen. An diesen wendete sich nun der Kanzler von Engelland in zahlreichen Staatsschriften, das taube Ohr Seiner Heiligkeit bestürmend, sie möge dieser in Muthwillen ausgearteten geistlichen Gerichtsbarkeit Regeln und Schranken setzen.

Und ich sage Euch, Herr, — denn ich weiß, auf welcher Seite die Chorherrn von St. Felix und Regul stehen, — Gerechteres wie Schlaueres wurde nichts gegen die weltliche Gewalt der Pfaffen geschrieben und wird in Ewigkeit nicht geschrieben werden, als was dem Kanzler aus seiner geschmeidigen Feder floß. Mit keiner beleidigenden Rede oder langweiligen Beghardenpredigt verdarb er seine Sache, das ist nicht gebräuchlich im Staatsverkehr; sondern er berannte den schlichten Geist des heiligen Vaters mit schlagenden Thatsachen. Er stieß, figürlich geredet, einen Fensterladen nach dem andern auf, so daß eine große Helle entstand und selbst ein Kind begreifen mußte: Geiz, Habsucht, Raub, Hinterlist, Unzucht und Gewaltthat,

wie sie die Pfaffen König Heinrich's an sich hatten, seien etwas Anderes, als der reine und unschuldige Wandel des Heilands und seiner zwölf Boten.

War es auch nur, um seinen Schmerz zu verwinden, der Kanzler zog mannhaft ins Feld. Schrift, Kirchenväter, Rechtslehrer ließ er für sich streiten, und sein schärfstes Schwert war der schöne evangelische Spruch: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Ich sehe die Frage auf Euern Lippen, wie mir Solches zur Kenntniß kam. Hört an. Wann eine Botschaft, oder ein Staatsbrief des Kanzlers ins Lager gelangte, welche mein König zu unterzeichnen hatte — denn in Person und Kraft des Königs stritt der Kanzler mit dem Papste — ließ sich Herr Heinrich, wenn ihm gerade keiner seiner Cleriker zur Hand war, das Schriftstück von seinem unwürdigen Knechte vorlesen. Es war ihm bewußt, daß ich in meiner Jugend auf pfäffischen Wegen gewandelt und des Lesens kundig sei; seine eigenen Augen aber, ob sie wol noch scharf und sicher in die Ferne blickten, waren untauglich geworden, Handschriftliches zu entziffern.

Er lachte herzlich über die getroffenen Bildnisse, welche der Kanzler von seiner Pfaffheit entwarf. „Merke, Hans, es macht ihm Kurzweil," sagte er wol

zu mir, „meine Pfaffen an den Haaren zu ziehen, denn er ist ein ungläubiger Philosoph und verkappter Sarazen.“

Auch mich hat dabei oft ein Lachen angewandelt, aber kein fröhliches. Nicht daß ich es dem heiligen Vater mißgönnt hätte, wie er zu Zeiten beschaffen ist, sondern mir schien, was meinem Herrn und Könige bei seiner treuherzigen Art gänzlich entging, unter diesem spielenden Witz brenne ein Abgrund von strafendem Ernst und dunkler Trauer.

Herr, ich konnte das Antlitz aus der Burgkapelle nicht vergessen!

Oft, wann ich etwa einen Pfeil schnitzte und dabei meinen Gedanken freien Lauf gab, fragte ich mich, ob Herr Thomas sich je wieder an den königlichen Tisch setzen und Scherzreden mit Herrn Heinrich werde wechseln können, den Hauch seines Mundes mit dem des Königes mischend. Dieser schien nicht daran zu zweifeln und mit seiner natürlichen Tapferkeit vergangene Dinge hinter sich zu werfen.

Aber ich wettete in meinem Geiste gegen ihn; denn nach dem Urtheile meines Herzens ging es wider menschliche Möglichkeit.

Mein Herr und König saß nach beendigter Fehde

auf einer seiner Burgen in der Normandie; da geschah es eines Tages, daß ich, was selten vorkam, ein müßiger Mann war und auf dem Thurme mit dem Wärtel, einem guten Gesellen, plauderte. Er übergab mir eine Weile sein Amt, da ihm das Liebchen aus dem Küchengarten winkte.

Wie ich Umschau halte, erblicke ich an einem nahen Hügel eine kleine, auf den Krümmungen des Weges sich herabwindende Heerfahrt. Voran in der Abendsonne ein blitzender Gewappneter, der in das Hifthorn stößt! Das war das Löwenherz. Hinter ihm ritten seine drei Brüder und ein reisiges Gefolge. Jetzt erblick' ich etwas leuchtend Weißes — den Schimmel des Kanzlers. Ein höhnisches Lachen der Sicherheit überkommt mich — ich ergreife das große Wächterhorn, erwidere Herrn Richard's Ruf und begrüße den Kanzler, freilich nur mit meinem natürlichen, auf diese Entfernung nicht vernehmbaren Mundwerke, mit den frechen Worten: „Herr Thomas, Ihr habt keines Mannes Mark in den Knochen und keines Ritters Blut in den Adern! A la bonne heure! Mich soll's nicht anfechten, wenn meinem Herrn einfällt, Euch lebendig auf dem Roste zu braten und Euch zu einem heiligen Lorenz zu machen." Und mir schien, da ich das weiße Roß erblickte, der Herr und der

Knecht habe von dem Kanzler nichts weiter zu befahren und auch der Himmel werde die Rache des feigen Mannes sinken lassen.

Ich eilte hinunter und beobachtete den Einzug, mich möglichst bei Seite haltend.

Herr Thomas war nicht verändert, seine Geberde so ruhig und sein Gewand so kostbar wie vordem. Der König in seiner heftigen Art stürzte den Söhnen und seinem Kanzler entgegen, nach dem er sich wol noch mehr als nach seinen Kindern gesehnt hatte. Dieser ersparte ihm jede Scham und äußerliche Reue, er verneigte sich ehrfürchtig vor ihm und redete dann von den Knaben mit Sorgfalt und Wohlwollen, fügte aber mit milder Ruhe hinzu, seine Zeit, die wachsenden Staatssorgen, seine Reisen und Gesandtschaften, auch eine früher ihm unbekannte Müdigkeit erlaube ihm nicht länger, ihre Erziehung persönlich zu leiten, er werde ihnen berühmte Männer zu Lehrern geben, die ihn leicht entbehrlich machen würden.

Der König stand betroffen von dieser Rede und seine Kinder umringten den Kanzler und umarmten ihn mit Thränen, bittend und flehend, er möge sich ihnen nicht entziehen. Nur der kleine Hans schnitt eine vergnügte Grimasse. Da bat Herr Heinrich mit den Knaben, daß er sie nicht von sich weise.

Die beredten Lippen des Kanzlers wiederholten ſeine Weigerung mit neuen anmuthigen Wendungen, aber ſeine dunkeln Augen richteten ſich auf den König und ſchienen zu ſagen: „Grauſamer Mann, Du haſt mich meines Kindes beraubt und verlangſt, daß ich mich um die Deinigen bekümmere!“

Ich weiß nicht, ob Herr Heinrich in dieſem Blicke die Wahrheit las; aber er drang nicht weiter in den Kanzler.

Von jener Stunde an brach Hader aus zwiſchen den vier Königskindern und die Liebe des Kanzlers verſöhnte ſie nicht; denn ſie waren ihm gleichgültig geworden und er überließ ſie ihren Trieben.

Ich habe Euch ſchon erzählt, daß ich im Bogen und in der Armbruſt der Lehrmeiſter der vier Jungherren war. Ich hatte ſtrenges Verbot, von ihnen jemals zu weichen, oder ihnen eine Armbruſt in den Händen zu laſſen; denn da ſie von verſchiedener und unbrüderlicher Natur waren, mußte gewehrt werden, daß ſie nicht mit der Schießwaffe auf einander losgingen.

Eines Tages nun, da ich mit den vier Armbruſten zu den vier Jungherren in den hintern Burghof ging, hörte ich ſchon von Weitem zwiſchen dem Gebelle der

Bracken Getümmel und Schlachtruf. Ich fand die Herren dort so hart in einander verwickelt, daß ich Mühe hatte, sie zu sondern. Das Löwenherz hatte Herrn Gottfried mit der Rechten an der Kehle, mit der Linken aber Herrn Heinrich an den gekräuselten Haaren gefaßt und schüttelte Beide wacker. Ihm selbst hinwiederum hatte sich der kleine Hans, der es mit den beiden Aeltesten hielt, an den Rücken gekrallt und biß ihn in den Hals. Ich griff zuerst nach dem Kleinen, der Wildkatze, und löste dann die Herren Heinz und Gottfried aus den streitbaren Fäusten des Löwenherzens.

Da warf sich Herr Richard mit flammendem Zorne nach mir herum und schrie mich an: „In Teufels Namen, Armbruster, willst Du uns unser Hauserbe rauben?“ — „Welches Erbe, Beausire?“ fragte ich verblüfft. — „Uns zu hassen!“ rief er. „Darauf leistet Keiner von uns Verzicht.“ — Mich erfaßte ein tiefes Verbärmniß über diesen Worten eines Unmündigen. Ich zog ihn bei Seite und redete ihm christlich zu, wie süß es sei, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen. Herr Richard aber brach in stürmische Thränen aus und schluchzte: „Er hat mich heute nur nicht angeschaut!“ Und ich errieth, daß er von Herrn Thomas sprach. „Wenn der Kanzler sich weniger mit Euch abgiebt, tröstete ich: so

iſt es dringender Staatsgeſchäfte halb Eurem Herrn Vater zu Nutz und Lieb.“ Da ſchüttelte Jung Richard trotzig den Kopf, leuchtete mich mit ſeinen großen blauen Augen an und rief: „Das lügſt Du, Armbruſter! Der Kanzler liebt den Vater nicht!“

Aber nicht nur unter einander verfolgten ſich die Viere; ſondern — wehe — ſie begannen auch der Majeſtät ihres Vaters die ſchuldige Ehrerbietung zu verſagen. Ich weiß noch, wie es mir ins Herz ſchnitt, was ich ſehen und hören mußte, als ich einſt meinen Herrn und König in ſeine Schlafkammer geleitete. Er hatte ſich den Kopf an den Staatsgeſchäften zerarbeitet und den Leib mit einer Hirſchjagd ermüdet; ſo hatte er denn ſein ſchweres Haupt über dem Schlaftrunke geneigt und ſchnarchend in ſeine auf den Tiſch gelegten Arme verſinken laſſen.

Wir begegneten auf dem Gange den ſchlimmern ſeiner Söhne, dem älteſten und dem jüngſten. Erfrechte ſich da nicht der kleine Hans, der, wäre der Herr bei unverhüllten Sinnen geweſen, ſich vor ihm verkrochen hätte, ſchwankend, als ſpotte er eines Trunkenen, hinter den königlichen Tritten herzuziehen, und der Andere, der Kleidernarr, wandte ſich von ſeinem Erzeuger mit einem hochmüthigen Pfui. Nachdem ich meinen Herrn wohl verſorgt hatte, traf ich Junker

Heinrich noch auf dem Gange. Da ließ ich ihn hart an, nannte ihn einen schwarzen Ham und drohte, ihn bei dem Kanzler zu verklagen. „Herr Thomas verachtet den Vater," versetzte der Knabe. „Wie hielte der feine Berberhengst mit dem borstigen Eber Freundschaft?" Entsetzt hielt ich ihm die Hand auf den Mund; er aber warf die langen weichen Locken aus dem Gesicht und entsprang mit einem scharfen Gelächter.

Ich mußte mich über die feine Witterung wundern, welche oft kindliche Unerfahrenheit von den verborgenen Dingen des Gemüthes hat. Denn, wahrlich, es war nicht Herr Thomas, der sich etwas merken ließ von seinem Widerwillen gegen den König, oder der es in irgend einem Falle an williger Ehrfurcht hätte fehlen lassen.

Allabendlich saß dieser Unentbehrliche am königlichen Tische und erheiterte den Herrn mit den feinen Spielen seiner Rede.

Noch seh' ich, wie er lächelnd in seinem Stuhle zurücklehnte und der frohe König lauschend an seinen kaum bewegten Lippen hing. Ich stand hinter dem Stuhle meines Herrn und betrachtete zuweilen mit stiller Furcht dieses unkörperliche Antlitz, das im Ampelschein wie im Tageslicht gleich blaß war und

auf welchem für mich jener Todeszug, der mich daraus angestarrt hatte, als es damals neben Grace's Haupt auf dem Sargkissen lag, auch in der belebten Laune des Bankettes nie mehr völlig verschwinden wollte.

Habt Ihr das aus Byzanz gekommene Bild gesehen, das die Mönche in Allerheiligen zu Schaffhausen als ihren besten Schatz hüten? Es ist ein todter Salvator mit eingesunkenen Augen und geschlossenen Lidern; aber betrachtet man ihn länger, so ändert er durch eine List der Zeichnung und Vertheilung der Schatten die Miene und sieht Euch mit offenen Schmerzensaugen traurig an. Eine unehrliche Kunst, Herr! Denn der Maler soll nicht zweideutig, sondern klar seine Striche ziehen.

Mit dem Kanzler aber ging es mir umgekehrt. Wenn ich sein Antlitz länger betrachtete und er gerade schwieg, so war es, als schlössen sich seine Lider und es sitze ein Gestorbener mit dem Könige zu Tische.

Ich bin dessen nicht gewiß, Herr, aber ich muß es glauben, daß mein König in jenen Tagen sich gegen den Kanzler mag ausgelassen haben über die Trauer, die er ihm wider Willen bereitet. Wenn auch nur mit wenigen oder verdeckten Worten hat er ihm wol sein Leid bezeugt und gebeichtet. Ich denke, daß er

die Laſt von ſich abzuwälzen ſuchte und zwar auf dieſe meine Schultern hier, was ich ihm nicht verüble, denn ſo iſt der Lauf der Welt, und zu befahren hatte ich dabei nichts. Der Kanzler war viel zu weiſe, um das Werkzeug mit der Hand, die es führt, zu verwechſeln, und viel zu hoch, um einen Knecht ſeiner Rache zu würdigen.

Verſteht mich! Herr Heinrich mag das Spiel des Zufalls und mich verklagt und verläſtert haben, was das böſe Sterben des Kindes angeht; den Raub desſelben und die Fleiſchesluſt rechnete er ſich nicht hoch an, denn er kannte in dieſen Dingen kein Recht und kein Geſetz. Auch trug er die That damals leicht, glaub' ich, weil unſer Aller Richter ſie ihm noch nicht in ihrer vollen Schwere zugewogen hatte.

In jenen Tagen begab es ſich, daß der Kanzler einmal gegen Abend dem König auf die Jagd nachgeritten kam und die Herren unter einer weithin ſchattenden Eiche ſich lagerten. Ich ſaß an der lichten Seite des Stammes und kraute einem Jagdhunde hinter den Ohren. Der König kannte meine Treue und war gewohnt, meinetwegen ſich keinen Zwang anzuthun und Herr Thomas ſah über mich hinweg oder, wann er mir einen Blick ſchenkte, war es kein un-

freundlicher, denn jener von mir neben Gnade's Sarg gesprochene Koranvers hatte ihm gefallen und wohlgethan. So war ich Zeuge eines wunderbaren und dem Menschenverstand unglaubwürdigen Gespräches, das aber so wörtlich wahr und gewiß ist, als daß ich hier bei Euch sitze.

Die beiden Herren beredeten sich über ein Schreiben des Königs von Frankreich, das Herr Thomas aus seinem Gewande hervorgezogen hatte. Er unterhielt nämlich einen geheimen Briefwechsel mit dem Capetinger in Paris, dem dazumal sein Kanzler, der Abt Sugerius, gestorben war und der, um einen Ersatz zu finden, Herrn Thomas, als den klügsten Mann der Erde, gerne seinem Herrn abtrünnig gemacht und in den eigenen Dienst gelockt hätte. Dieser that nicht unwillig und erfuhr unter der ungesucht ihm in die Hand gefallenen Larve auf einem kurzen und sichern Wege Alles, was er von den Anschlägen des fremden Königs gegen den seinigen und die normännische Krone durchaus wissen mußte.

In dem Briefe, den der Kanzler Herrn Heinrich übergeben hatte, mochte der König von Frankreich ihm wieder hart zusetzen, in seine Dienste überzutreten, denn mein Herr ergötzte sich mit wahrhaft königlicher Lust an dem Schreiben.

„Schau, ſchau!“ ſpottete er, „zehntauſend Pfund bietet er Dir. Er will es ſich etwas koſten laſſen. Aber daraus wird nichts, mein Vetter Frankreich. Dieſen preiswürdigen Mann laß' ich nimmermehr fahren!“ Und er legte die Hand liebevoll auf die Schulter ſeines Günſtlings. Dann ſcherzte er in übermüthig vermeſſener Laune:

„Haſt Du etwas gegen mich auf dem Herzen, mein Thomas, und willſt es mich entgelten laſſen, tapferer Mann, ohne Gefahr Deines Leibes und Lebens, wolan, dazu kann Rath werden! Morgen ſend' ich Dich — in den Geſchäften, die Du weißt — nach Paris zu dem, der um Dich wirbt! Laß ſehen, ob es ihm gelingt, Dich zu verführen und mit Schmeichelwort zu Falle zu bringen!“

Wundert Euch nicht allzuſehr über dieſe unvernünftige Scherzrede und die freche Sicherheit meines Königs. Sahet Ihr die Zweie zuſammenſitzen, den gewaltigen Leib und den Löwenkopf des Einen, die feinen Gliedmaßen und die milde Miene des Andern, es wäre Euch verſtändlich geweſen.

Darauf entſtand eine Stille. Ich glaubte, der Kanzler empfinde es bitter, daß Herr Heinrich, der ſo tief in ſeiner Schuld ſtand, ihm die Angeborenheit ſeines ſchmiegſamen und unterwürfigen Weſens, die

doch der Majeſtät allein zu Gute kam, in grauſamem Leichtſinne vorhalten mochte. Doch erwiderte Herr Thomas nach einer Weile ohne merkliche Aergerniß in ruhiger und — wie ſage ich — philoſophiſcher Rede:

„Was ich gegen Dich auf dem Herzen habe, ob wenig oder viel, Du haſt Grund, mein Gebieter, an meiner Treue nicht zu zweifeln. So böſe bin ich nicht und auch nicht ſo kurzſichtig und abenteuerlich, daß ich an Dir zum Verräther würde. Doch hat Deine ſcherzende Weisheit meinen wunden Punkt getroffen; denn Du kennſt meine unvollkommene Natur und mein zur Erniedrigung der Dienſtbarkeit geſchaffenes Weſen. Sei es frühe Gewohnheit des Herrendienſtes, ſei es die Eigenſchaft meines Stammes und Blutes, ich kann dem geſalbten Haupte und den hohen Brauen der Könige keinen Widerſtand leiſten. — Und da Du ſo glücklicher Laune biſt und ein Wohlgefallen haſt an Deinem Knechte, erkühnt er ſich, Dir in dieſer traulichen Einſamkeit einen Rath zu ertheilen: Gib mich nie aus Deiner Hand in die Hand eines Herrn, der mächtiger wäre als Du! — Denn in der Schmach meiner Sanftmuth müßte ich ihm allerwege Gehorſam leiſten und ſeine Befehle ausführen auch gegen Dich, o König von Engelland .....

Aber ich rede thöricht . . . wo ist der König, der mächtiger wäre als Du? Welche Herrschaft kann mit der Deinigen hadern ohne ihren eigenen Schaden und Verlust? Siehe, es lebt Keiner, der Dich vor Gericht zöge! . . . Darum rede ich thöricht und spreche von etwas, das nicht vorhanden ist, von einem Traum, einem Hauch, einem Nichts."

Der König mochte diese Rede nicht höher anschlagen, als der Kanzler; denn nachdem er ein Bischen gesonnen, gähnte er, wie zu einer unnützen und unangenehmen Betrachtung und befahl mir, ihm einen Becher Weines zu reichen. — Auch ich konnte mir aus der Rede des Kanzlers nichts machen und legte es mir erst später aus, daß der heimlich zu Tode Verwundete verdeckter und zweifelnder Weise von der dunkeln und langsamen Rache Gottes sprach.

Herr Heinrich erhob den Becher, betrachtete das schimmernde Gold des Rheinweins, als ergötze er seinen Geist an dessen Klarheit, leerte den starken Trank auf einen Zug und lachte, daß ihm die Augen übergingen.

„Wie Du mir vorkommst, mein Thomas," lallte der Herr mit unsicherer Zunge, denn er hatte durstig getrunken und der Wein stieg ihm zu Kopfe, „immer erhabener! . . . Meiner Treu — ich weiß nicht, was

ich rede, aber nicht übel Luſt hätte ich, Dir ein Meßglöcklein um Deinen Ziegenhals zu hängen und Dich in Teufels Namen mit einem Ruck auf den Stuhl von Canterbury zu ſetzen! . . . Dort throne mir und orakle gegen den heiligen Vater! . . ."

Der Kanzler erhob ſich raſcher, als ſeine Gewohnheit war. „Unter dieſer Eiche iſt nicht gut wohnen," ſagte er. „Es mag in der Vorzeit grauſamer Zauber unter ihr getrieben worden ſein! — Ihr Schatten verwirrt das Hirn."

Hier verſtummte das Geſpräch.

So ganz neben das Ziel traf übrigens mein Herr und König in der Laune ſeiner Trunkenheit nicht, wenn er meinte, der Kanzler ergebe ſich zeitweilig tiefſinnigen und wunderbaren Betrachtungen. Ich ſelbſt weiß davon zu erzählen. In der Vorhalle, wo ich oft meines Herrn gewärtig mich ſtundenlang aufhielt und auch der Kanzler zuweilen, ohne meiner zu achten, in tiefem Sinnen auf- und niederſchritt, hing in einer düſtern Ecke ein großer hölzerner Crucifixus, ein grobes, mageres Werk, aber ein Haupt mit rührenden Zügen. Der König hielt ihn hoch in Ehren, weil ſein Vorfahr, Wilhelm der Eroberer, ihn vor der Schlacht bei Haſtings inbrünſtig angebetet

und durch seine Macht dann auch den Sieg erlangt hatte. Auf dieses Bildwerk hatte der Kanzler sich sonst wol gehütet, seine verwöhnten Augen zu heften; denn er verabscheute das rieselnde Blut und das Häßliche. Aber in jener Zeit hörte ich zuweilen mit Verwundern, wie er mit dem gebräunten Crucifixus Zwiesprach hielt. In arabischer Zunge, ich vernahm es deutlich, flüsterte er mit ihm. — Ich freute mich, daß er sich an den guten Tröster wandte, obschon mir dabei fast unheimlich zu Muthe war; denn, Herr, ich hörte davon zu wenig und zu viel und Dinge, die ich nicht gern wiederholen mag, weil sie, wenn nicht Eure Seele gefährden, doch Eurer Frömmigkeit zum Aergerniß sein könnten. Wußt' ich doch nicht, in wie weit Herr Thomas das maurische Wesen von sich gethan und ob er, wie wir, den Hochgelobten, der am Kreuze hängt, als den heiligen Gott selber anrufe. Einzelne Stoßseufzer, unzusammenhängende Worte nur vernahm ich in der allmälig aus meinem Gedächtnisse entschwindenden Sprache, die mich erbauten oder auch erschreckten. Innig und schmerzvoll sprach er zu dem stillen Gekreuzigten, aber lästerlich und wie zu Seinesgleichen, so schien mir.

Also geschah es eines Tages, daß der Kanzler wiederum vor dem Bildnisse stand ohne mich gewahr

zu werden, der, in einer Ecke des weiten Gemaches auf einem Schemel ſitzend, ſich ſtille hielt und gering machte.

„Auch Du haſt gelitten,“ ſo hauchte er, „und wol ſo grauſig, als Du hier in der Marter ſchwebſt! . . . Warum? Warum? . . . Der Welt Sünde zu tragen, ſteht geſchrieben . . . Was haſt Du geſühnt, Du himmliſches Gemüth? . . . Friede ſollteſt Du bringen und an den Menſchen ein Wohlgefallen . . . . aber, ſiehe, dieſe Erde dampft und ſtinkt noch von Blut und Greuel . . . und Schuld und Unſchuld wird gemordet wie vor Deiner Zeit! . . . .

Sie haben Dich geſchlagen, angeſpieen, gemartert . . . Du aber beharrteſt in der Tapferkeit der Liebe und bateſt am Kreuze für Deine Mörder . . . Verſcheuche den Geier des unverſöhnlichen Grams, der mein Herz verzehrt! . . . . Damit ich in Deine Stapfen trete . . . Ich bin der Aermſte und Elendeſte der Sterblichen . . . Siehe, ich gehöre Dir zu und kann nicht von Dir laſſen, Du geduldiger König der verhöhnten und gekreuzigten Menſchheit! . . .“

Nachdem der Kanzler noch eine Weile mit dem Bilde geflüſtert, wendete er ſich langſam und entdeckte mich auf meinem Schemel. Ich hielt mich unverwundert und beſchloß tapfer zu lügen, wenn er mich früge, ob ich ihn belauſcht hätte.

Er aber näherte ſich mit ruhigen Schritten, unmerklich lächelnd. — „Sohn Japhets,“ ſprach er mich an, „Du haſt unter den Kindern Sems gelebt und weißt, daß ſie es nicht glauben, der Ewige habe ſeinen einigen Sohn ans Kreuz ſchlagen laſſen — wie belehrſt Du ſie eines Beſſeren?“

Ich erhob meine Augen feſt auf den Kanzler und antwortete unverzagt: „Mein Salvator hat den Verräther Judas geküßt und ſeinen Peinigern vergeben; ſolches aber vermag ein bloßer Menſch nicht, denn es geht gegen Natur und Geblüt.“

Herr Thomas wiegte leiſe das Haupt. „Das haſt Du recht geſagt,“ meinte er, „es iſt ſchwer und unmöglich.“ —

Waren aber die Worte des Kanzlers nicht allesammt chriſtlich, ſo wurden es ſeine Werke je mehr und mehr. Es ſchien in jenen Tagen, als wolle Herr Thomas, müde ſeines Glanzes, der Herrlichkeit ſich entkleiden und, ſelbſt ein friedloſer und herzkranker Mann, Uebel heilen und Frieden bringen, ſoweit ſeine Macht reichte. Aber er that es mit furchtſamer Klugheit, damit der König und die Normannen ſeiner nicht ſpotteten oder einen Argwohn gegen ihn faßten.

Es wurde ihm nicht ſchwer dem Könige zu zeigen,

daß es klug sei, nicht über Maß seine Sachsen zu belasten und sie nicht zur Verzweiflung zu treiben und daß es vortheilhaft sei, als ein gütiges Wesen über ihnen zu stehen, großmüthiger als seine Normannen, die ihre sächsischen Knechte und Mägde nach ihrem Gefallen mißhandelten. So durfte er mit königlichen Gesetzen das sächsische Volk erleichtern, nicht auffällig und herausfordernd, sondern umsichtig und verborgen, um die Normannen nicht zu reizen. Begreift, er packte die Last auf dem Rücken des Saumthieres um, ohne sie zu vermindern und sorgte nur dafür, daß die Riemen nicht zu tief ins Fleisch schnitten.

Aber auch den Normannen erwies er Dienste und verdoppelte gegen sie seine Freigebigkeit. Er überhäufte sie mit Gunst und fürstlichen Geschenken und schlichtete ihre persönlichen Zwiste mit weisen Schiedsprüchen. Hatten sich zwei Mächtige verfeindet, so trat er als Friedensstifter zwischen sie.

„Wer bin ich?“ sagte er dann wol, „um mich in die Angelegenheiten der Großen zu mischen? Ein Diener meines Herrn, der ihm die Stützen seines Thrones erhalten will.“ Und die zwei Feinde gingen versöhnt und in ihrem Stolze befriedigt von ihm.

Hätte sich Herr Fauconbridge nur warnen lassen! Dieser beneidete den Kanzler um seine Gunst bei

beiden Königen, Herrn Heinrich und dem Capetinger, und ſtellte ihm nach mit gezogenem Schwerte, aber auch mit heimlicher Verleumdung und der Schrift des Kanzlers nachgefälſchten, an den König von Frankreich gerichteten Briefen, mit denen er unter der Hand Herrn Thomas des Hochverraths bezichtete, während er ſelbſt mit dem Hofe von Frankreich gefährliche Ränke ſpann.

Doch Herr Thomas durchſchaute und überblickte ihn. Er lud ihn ohne Wiſſen und Beunruhigung des Königs zu ſich — ich ſelber trug den Brief — und legte ihm dann mit gelaſſenen Worten und in ſichern Beweisſtücken die Wahrheit vor. — Weil er ihn aber, ohne Rache an ihm zu ſuchen, ziehen ließ, ſtatt ihn, wie er gekonnt hätte, mit einem Schlage zu vernichten, hielt ihn der Normann für einen vorſichtigen Feigling, der ſich vor dem entſcheidenden Streiche fürchte, und geberdete ſich fortan zwiefach ſicher und frech, bis er mit einer That offener Felonie die Krone angriff und man ihm dann freilich ſein Blutgerüſt zimmern mußte.

Dergeſtalt verlor Herr Fauconbridge, deſſen Ahnen mit dem Eroberer gekommen waren, ſein Erbe und ſein Haupt durch die langmüthige Barmherzigkeit des Kanzlers.

Als dieſer dem Könige ſpäter erzählte, er habe die verwegenen Pfade des rebelliſchen Barons von Anfang an gekannt und im Auge behalten, der König aber ihn fragte, warum er den Verräther nicht früher entlarvt habe, antwortete der Kanzler: „O Herr, wozu? . . . Es regen ſich unter dem Thun eines Jeglichen unſichtbare Arme. Alles Ding kommt zur Reife und Jeden ereilt zuletzt ſeine Stunde.“

VIII.

Da begab es ſich eines Tages, daß der König mit ſeinem Kanzler über Staatsgeſchäften zuſammen ſaß. Das war in einem Schloſſe der Normandie. Der Herr ließ ſich von mir den Becher füllen mit jenem leichten Schaumweine, den er liebte, und der Kanzler legte ihm den Inhalt der eben aus Engelland angelangten Botentaſche vor. Einen Brief, an welchem das Siegel von Canterbury hing, behielt er bis zuletzt und ſprach dann, denſelben vor dem Könige entfaltend, in ſeiner ruhigen Art:

„Der Primas von Canterbury iſt zu Anfang verwichener Woche geſtorben, erhabener Herr.“ — Herr Heinrich wunderte ſich wenig darüber. Ohne etwas zu entgegnen, ließ er wohlgefällige Blicke auf dem Kanzler ruhen.

„Er kränkelte ſchon lange,“ fuhr Herr Thomas fort, „doch glaubte ich ihn ſeinem Ziele noch nicht ſo nahe. Jetzt iſt für Dich, o König, und für die eng-

liſche Staatsmacht die gelegene Zeit, die entſcheidende Stunde gekommen, wo Du das ſchädliche Geſchwür Deines Reichs, die geiſtliche Gerichtsbarkeit, ſchneiden und heilen kannſt. Wenn mein Herr dieſe gefährliche Stelle mit kühner Wahl beſetzt, ſo iſt er der Erfüllung ſeiner königlichen Wünſche nahe gerückt."

Der König zwinkerte ſchalkhaft mit den Augen, ſei es, daß er wie gewöhnlich an der Weisheit ſeines Kanzlers ſich ergötzte, ſei es, daß er dieſelbe mit der ſeinigen diesmal noch zu überbieten und zu überraſchen hoffte.

Herr Thomas ſah die ſchlaue Miene des Königs und beobachtete ſie gelaſſen. „Auch einen beſſeren heiligen Vater als den, welchen ſie vor etlichen Monden in Rom auf den Thron gehoben haben, könnten wir uns nicht wünſchen. Er hat eine Leidenſchaft, durch welche wir ihm menſchlich nahe kommen können. Mit gelehrter Haſt ſammelt und betrachtet er Münzen und, wunderbar, während er ſich begnügt, die alten römiſchen Imperatoren in ein Paar wohlerhaltenen Exemplaren zu beſitzen, kann er Deiner Goldſtücke, o Herr, nie genug bekommen, zu Hunderten, zu Tauſenden erſehnt er ſie, weil ſie Dein erhabenes Antlitz tragen und er an ihm, als an demjenigen eines treuen Sohnes der Kirche, ſein Gefallen findet."

Herr Heinrich ſchüttelte ſich vor Lachen, während der Kanzler dieſe Hohnrede mit ernſtem und traurigem Munde, wie er immer zu ſcherzen pflegte, vortrug. „Wie aber wird mein Herr nun den Stuhl des Primas beſetzen?“ ſprach er weiter. „Mit jenem Biſchof, oder mit dieſem Abte“ — ich bin der Namen nicht mehr ſicher, und möchte Euch um nichts in der Welt, auch nur in einer Kleinigkeit, das Unwahre ſagen — „Beide ſind ſie geeignet für die Zwecke meines Herrn, doch vielleicht der Abt noch beſſer, denn er iſt der laſterhaftere.“

„So läßt er ſich leichter handhaben,“ ging der König auf den Gedanken ſeines Kanzlers ein.

„Der Biſchof wäre nicht weniger gefügig,“ verſetzte Herr Thomas, „der Vorzug des Abtes iſt ein anderer und ich gebe nur der Weisheit meines Königs Worte, wenn ich der Gefahr Deiner Politik folgendermaßen das Antlitz aufdecke. Du weißt, o Herr, wie und warum der Eroberer, Dein erhabener und ruhmbedeckter Ahne, die engliſchen Bisthümer nicht nur mit der Gerichtsbarkeit über die Cleriker, ſondern, was den Staat entkräftet und zerſtört, über die Händel zwiſchen Clerikern und Laien begabt hat. Das war damals nützlich, da die erſten Biſchöfe des Eroberers Creaturen waren; jetzt iſt es ſchädlich und

unerträglich, denn aller Eigenwille Deiner Normannen duckt unter den Bischofsstab, und jeder Empörer gegen Deine Majestät läßt sich eine Krone scheeren, um die Blitze Deiner Gerechtigkeit ungestraft verhöhnen zu können." —

Mein Herr und König ballte seine auf der Lehne des Stuhles liegende Hand, denn er war ein Freund der Ordnung und der Gerechtigkeit.

„Deiner Weisheit ist nicht verborgen," bemerkte Herr Thomas, „warum auch erschlichene Rechte der Kirche sich so schwer mindern oder aufheben lassen: weil die Kirche ein Doppelwesen ist, das aus Leib und Seele besteht. Der Leib ist ein Heer von Geschorenen und Eheloſen, ein paar tausend von Münstern und Klöstern, ein Bündel von Gebräuchen, Gelübden und auf Fabeln und Fälschungen beruhenden Ansprüchen. — Die Seele der Kirche aber ist Tugend, Bescheidenheit, Erbarmen, Keuschheit" — der König machte unwillkürlich eine Geberde und zuckte mit den Wimpern — „kurz, Alles, was jener Andere lehrte, den sie gekreuzigt haben."

Ihr müßt wissen, Herr Burkhard, daß der Kanzler den Salvator nie bei einer seiner hochgelobten Würden nannte, sondern immer nur den „Andern", und ich meine, daß es seinem heidnischen

Blute widerſtrebte, den heiligen Namen auszuſprechen.

„Das Volk aber, o Herr, kann Gefäß und Inhalt nicht trennen; — haſt Du es mit einem Primas zu thun, der durch ſeine Tugend Gewalt über die engliſchen Seelen übt, Du nimmſt ihm nicht ein Titelchen ſeiner Vorrechte. Darum wähle Du einen öffentlichen Sünder, einen unbeſtritten Laſterhaften wie unſern Abt . . . . .“

Alſo fuhr der Armbruſter, der im beſten Zuge war, in der Rede des Kanzlers fort, doch Herr Burkhard hatte ſich gegen ihn vorgeneigt und zupfte ihn am Aermel.

„Armbruſter,“ that er Einſpruch, „ich halte Dich für einen wahrhaften Mann; aber es wird mir ſchwer zu glauben, daß ein jetziges Mitglied der triumphirenden Kirche ſich bei Lebzeiten, auch vor ſeiner Bekehrung, über die hienieden ſtreitende ſo ſchnöde geäußert und Deinem König einen ſo ruchloſen Rath gegeben. Ich habe es Dir geſagt, dem neuen Heiligen bin ich nicht grün; aber was zu viel iſt, iſt zu viel. Das kommt aus Deinem Eigenen!“

„Herr,“ verſetzte Hans der Engelländer mit einem

bösen Lächeln unter seinem grauen Barte, „es mag sein, daß der Kanzler dazumal nicht diese körperlichen Worte ausgesprochen hat, dem Geiste nach aber hat er sich so ergangen, das dürft Ihr mir glauben, und nicht ein- sondern hundertmal, — versteht mich, als Staatsmann. Er hat vor meinem Könige diese Frage häufig erörtert. Daß aber etwas von dem Meinigen beifloß, ist nicht unmöglich, denn leider beten wir Alle dieselbe Litanei, sobald auf die Sitten der Pfaffheit die Rede fällt, — natürlich mit gebührender Ausnahme Eures Stiftes und noch mehr Eurer eigenen ehrwürdigen Person. —

Gesetzt aber auch, meine Geschichte wäre etwas ins Ungewisse gerathen, von jetzt an wird sie echt und unumstößlich wie das Evangelium. Denn was nun geredet wurde, haftet in meinem grauen Kopfe wie die römische Schrift auf einem umgestürzten Meilenstein, dessen Bruchstücke noch die unauslöschlich eingegrabenen Lettern tragen. Bei der Gnade der Mutter Gottes, ich rede die Wahrheit und lüge nicht. Wo aber stand ich, ehrwürdiger Herr, als Ihr mich unterbrochen habt?"

„Bei Deinem lasterhaften Abte," versetzte der Alte noch etwas gereizt.

„Zweifelt nicht daran, daß der Kanzler ihn empfohlen hat!“ fuhr Hans mit Feuer fort.

„Mein König,“ sagte Herr Thomas, „diesem thierischen Menschen wird es nicht gelingen, die Rechte seines Stuhles als göttliche zu vertheidigen. Du wirst sie ihm entreißen — und dann: weg mit ihm!“

Er stieß diese Worte verachtungsvoll von seinen feinen Lippen und fügte hinzu: „Der Unreine wird sich überdies selbst zerstören. Begnügt er sich doch nicht, o Herr, wie Deine anderen Bischöfe, Buhlerinnen zu halten, sondern überfällt und verdirbt die unschuldige Jugend.“

Ich meine, daß der Kanzler nur jenen landkundigen Sünder im Sinne hatte; aber unversehens mußte ich an Gnade denken und auch der König bewegte sich unruhig. Doch schnell überwand er die Scham und verwarf diesen Verdacht, wußte er doch, daß Herr Thomas es verschmäht hätte, sein Inneres durch eine Anspielung zu enthüllen.

In der hellen Laune eines Freigebigen, der im Begriffe steht, ein großes Geschenk zu machen, und mit freudestrahlenden Augen fuhr der König fort:

„Wohin denkst Du, Thomas? Diesen Stuhl, worin zwei Heilige und Gelehrte gesessen haben, von denen der eine, der selige Lanfranc, den die Wand-

lung leugnenden Ketzer Berengar besiegt, der andere, St. Anselm, einen triumphirenden Beweis für das Dasein Gottes geführt hat, diesen Stuhl sollte ich mit einem Schweine besetzen? Das bleibe ferne von meinem königlichen Willen!" Und mein Herr und König freute sich seines Wissens.

In der Miene des Kanzlers war die vorwurfsvolle Frage zu lesen, ob ihm Herr Heinrich durch eine plötzliche Laune lang erwogene Pläne durchkreuzen werde.

Der König ergriff seinen Becher und leerte ihn fröhlich. „Ich will meinen Pfaffen einen Primas setzen, darob sie sich wundern werden, einen Mann von vornehmer und unbefleckter Sitte, einen spitzfindigen Philosophen und dazu einen mir ergebenen Mann und geborenen Gegner des päpstlichen Wesens."

Herr Thomas aber erwiderte mit einem ungläubigen Lächeln: „Ich lasse meine Blicke, o Herr, durch Deinen Clerus wandern, aber sie suchen Deinen Erwählten vergebens."

„Du erräthst nicht?" drängte der König, „ich will Dir zu Hilfe kommen! ich sage Dir, wahrlich Keiner wird auf dem Stuhle des Primas sitzen als Du!"

Der Kanzler blieb ruhig, aber in allmäligem Erblassen wich jede Farbe aus seinem Antlitz. Er lehnte

sich in seinen Sessel zurück. Dann wendete er, den Anblick des Königs vermeidend, seine dunkeln Augen seitwärts zu mir. Mit zwei Fingern seiner lässig herabhangenden Rechten hob er eine Falte seines Purpurgewandes langsam in die Höhe, so daß die zurückgebogenen Schnäbel seiner köstlichen Schuhe sichtbar wurden.

„Bogner," scherzte er und streifte mit einem verächtlichen Blicke seine von Edelsteinen schimmernde Kleidung, „beschaue Dir einmal den heiligen Mann! . . . Diesen Täufer Hans, der die weichen Kleider verschmäht, die man an den Höfen der Könige trägt, — betrachte Dir diesen guten Hirten, der das verirrte Lamm auf den Schultern heimholt und sein Leben läßt für die Heerde."

Der König stieß ein grelles Gelächter aus — mir aber ward übel dabei zu Muthe.

Inzwischen hatte sich der Kanzler mit kaltem Angesichte gegen den König gewendet. „Hoheit," sagte er, „diese Wahl ist nicht Dein Ernst. Sie ist eine unmögliche in den Augen Deiner Bischöfe, Deiner Normannen und Deiner Sachsen. — Soll der englische Clerus, als seinem Vater, einem geschmeidigen Höfling gehorchen, weil dieser einmal in seiner Jugend durch Zufall, oder um eines Vortheils willen die erste Weihe empfangen hat, — soll ein Sachse die Seelen

Deiner Normannen, oder ein Abtrünniger — wie ſie ihn nennen — die Seelen Deiner Sachſen weiden? Herr, Dein Kanzler widerräth Dir dieſe ſchlechte Wahl.“

„Sie iſt die vortrefflichſte,“ behauptete Herr Heinrich hartnäckig. — „Du auf dem Stuhl von Canterbury, und der Thron St. Petri kracht in ſeinen Fugen; Du unter der Mitra, und dem heiligen Vater wackelt die ſeinige auf dem Kopfe! Schach und Schachmatt!“

„Ich weiß nicht, Herr,“ fuhr der Kanzler mit ernſthaftem Spotte fort, „ob Du je von jenen plötzlichen Wandlungen gehört haſt, die mit einem Menſchen vorgehen können, der ſein Kleid wechſelt und geiſtliches Gewand anzieht. Es iſt kein Geringes, den Hirtenſtab zu ergreifen, den zwei jetzt in der Glorie Stehende in den Händen getragen haben: der ſelige Lanfranc, der die Frucht der Aehre und des Weinſtockes als den Leib und das Blut Gottes erkannte, und der heilige Anſelm, der den Unergründlichen ergründete. Wenn ich nun durch ein Wunder zu einem wahren Biſchof würde? Das käme Dir unerwartet und ungelegen!“

„Thomas, zügle Deine Zunge!“ drohte ihm der König mit dem Finger, „ich leide keinen Spott über

heilige Dinge! Wol ist es schon lange, daß ich anfange Dich zu durchblicken. Du hast arabische Philosophie eingesogen, — Du folgst einer Geheimlehre und bist kein demüthiger Christ; ich aber will als ein solcher leben und sterben!"

„Du kannst nicht glauben, o König," antwortete Herr Thomas traurig und deutete auf seine Brust, „daß auf diesen abgestorbenen Baum noch ein Thau des Himmels fallen möge — und Du hast wol recht! Aber auch ohne Frömmigkeit kann man der Welt müde werden. Unter den Flügeln Deiner Macht habe ich dieses Reich lange Jahre regiert, mit welchen Mitteln? Mit Gewalt, Bestechung, Wortbruch . . . und mit schlimmern, die ich nicht aussprechen mag. So werden die Reiche der Welt verwaltet, aber ich bin es müde. Was ist mir dieses Engelland? Ich bin kein Normanne, nicht einmal ein Sachse! Fremdes Blut fließt in meinen Adern. — Und die Schätze, mit welchen Du mich, Großmüthiger, überhäufst — für wen sammle ich sie? — Für den Rost und die Motten!"

Hier sah ich gleich, daß Herr Thomas an den Tod von Gnade dachte, und auch der König war davon gerührt. Eine Thräne rollte auf seiner Wange, denn Herr Heinrich hatte ein weiches Herz.

„Sunt lacrimae rerum," murmelte der Kanzler vor sich hin.

„Von wem ist dieser Vers, Armbruster? Du warst ja ein Cleriker!" wandte er sich von Neuem gegen mich, als wollte er die Maske des Gleichmuthes, die einen Augenblick gefallen war, wieder vornehmen.

„Von dem römischen Poeten Virgilius," antwortete ich ohne Anstand, „und er bedeutet, daß man die menschlichen Dinge nicht zu stark pressen soll; denn sie sind innerhalb voller Thränen." Also wollte ich meinem Herrn und Könige zu Hilfe kommen.

„Nimm mir ab das alte Joch," bat der Kanzler, „statt mir ein neues aufzubürden, das mich zum Doppelsinnigen und Zweideutigen macht."

Einen andern Kanzler suchen? Unmöglich. Herr Thomas war unentbehrlich und das konnte nicht sein Ernst sein. So sagte sich Herr Heinrich, wie ich mir es denken muß, denn er brach plötzlich in die Worte aus:

„Du bist ehrgeizig, ehrgeizig, ehrgeizig! — Du machst Dich kostbar, Du Ueberkluger, weil Du Dich unersetzlich weißt. Sieh', Thomas, das gefällt mir nicht. Ein fröhlicher Geber, ein fröhlicher Nehmer!"

„Dein Kanzler muß ich bleiben, denn ich glaube, unsere Sterne und unsere Geburtsstunden stehen zu

einander in Beziehung," erwiderte Herr Thomas; „aber zwinge mich nicht, Dein Primas zu werden!"

„Greif' zu, greif' zu!" ſchrie Herr Heinrich, durch dieſen Beginn von Nachgiebigkeit angefeuert.

„Halt ein, o König!" rief zu gleicher Zeit der Kanzler — mit einem Blicke, ehrwürdiger Herr, den ich nie vergeſſe, mit dem Blicke eines Sterbenden. Er fuhr mit der Hand an die Stirn, als brenne ihn dort eine Wunde und ſeine Stimme ſank zum Geflüſter herab:

„Wohin werde ich geführt? In welche Zweifel? In welchen Dienſt und Gehorſam? In welchen Tod?"

Dann erhob er ſie wieder faſt drohend zur Frage: „Biſt Du meiner gewiß, o König?"

„Gewiſſer als meiner ſelbſt," verſicherte Herr Heinrich, der kein feines Ohr beſaß und deshalb die geflüſterten Worte überhört hatte. „Genug des Räthſelns! — Ich brauche Dich, Thomas! Und ſage nicht: was geht mich Engelland an? Meine Gunſt hat Dich längſt über die Sachſen weggehoben und ich habe mehr für Dich gethan, als für irgend einen Normann."

Hier verzog ein Blitz des Hohns das Antlitz des Kanzlers; aber Herr Heinrich achtete deſſen nicht

und ſchrie ungeduldig: „Keine Widerrede mehr! Ich erhebe Dich ſo hoch ich will und Du, gehorche!“

Da neigte Herr Thomas ſein bleiches Haupt und ſprach: „Was Du verhängſt, das geſchehe!“

IX.

So begab ſich denn der Kanzler mit unbeſchränkter königlicher Vollmacht im Gehorſame ſeines Herrn nach Engelland zurück, und dort formte und bildete er mit ſeinen geſchickten Fingern die Biſchöfe, die den Primas zu wählen hatten, wie geſchmeidigen Thon, bis ſie aus ſeiner Meiſterhand als ſeine Geſchöpfe hervorgingen und ihre Stimmen zu ſeinen Gunſten vereinigten. Alles verlief aufs Beſte. Herr Thomas wurde ernannt und der normänniſche Biſchof von Winceſter legte ihm mit bitterſüßer Miene und großer Feierlichkeit ſeinen brüderlichen Segen aufs Haupt.

Da gelangte eines Tages eine unglaubliche Mär in die Normandie. Meinem Herrn und Könige wurde berichtet, ſein Kanzler habe alle Pracht des weltlichen Lebens mit einem Male und gänzlich von ſich gethan. Zu dem üblichen Gaſtmahle ſeiner Biſchofsweihe habe

er gegen alle Art und Sitte nicht seine Brüder, die Bischöfe, und übrige vornehme Pfaffheit nebst der Blüthe des normännischen Adels geladen, sondern er habe Armuth und Schwären, die Bettler und Krüppel von den Landstraßen und Zäunen holen lassen, um seine weiten Säle und seine bischöfliche Tafel würdig zu füllen.

Der König hielt dieses staunenswerthe Ereigniß für erfunden, oder wenigstens von den Neidern und Feinden seines Lieblings ins Große getrieben. Er machte sich über seine normännischen Hofleute lustig, die solches neue und unerhörte Ding verdroß. „Herren," schäkerte er mit ihnen, „das müßt Ihr meinem Kanzler schon lassen, über Miene und schickliche Tracht jeden Standes weiß er Bescheid. In Allem zeigt er Geschmack! Euch hat er in der Vollendung des Höflings vorgeleuchtet und euch Alle an feinem ritterlichen Anstand übertroffen. Jetzt gibt er seinen neuen Standesgenossen, den Bischöfen, das hohe Beispiel der echten apostolischen Lebensart. Ein seltener, o, ein einziger Mann!" —

Als neue Kunden die erste bestätigten, hinzufügend, der Primas habe sein kostbares Bischofsgewand gleich nach der feierlichen Handlung der Weihe wieder abgelegt und wandle mit magerem, verfastetem Angesicht

in einer groben Kutte durch die Straßen von Canterbury, seine Gäste, die sächsischen Bettler, wo er gehe und stehe, hinter sich herziehend, da wurde Herr Heinrich unsicher und die scherzhaften Anwandlungen vergingen ihm; doch bald hatte er errathen, daß der unvergleichlich Kluge die Maske eines heiligen Mannes nur vorgenommen, um gegen den Papst in den bevorstehenden Unterhandlungen über die geistliche Gerichtsbarkeit in Engelland eine Macht zu gewinnen.

Immerhin beschloß er, selbst zu der Sache zu sehen, und beschleunigte seine Ueberfahrt nach Engelland.

Unterwegs zwischen Dover und London wurde er zu wiederholten Malen von normännischen Herren erwartet und um Recht angerufen gegen den neuen Primas, seinen Kanzler, der sich weigere, ihnen ihre entlaufenen sächsischen Knechte zurückzugeben, welche — so klagten die Herren — jetzt haufenweise den Klöstern zueilen, um sich das Haupt scheren zu lassen; wozu Herr Heinrich mißmuthig das seinige schüttelte.

Am Morgen nach seiner Ankunft in Windsor versammelte sich in der großen Halle des Schlosses aller Adel, um die heimgekehrte Majestät zu begrüßen. Sie schlummerte noch. Ich aber bewachte die Thür, durch welche mein König in die Halle zu treten pflegte, und

von wo sich die glänzende Versammlung leicht überschauen ließ.

Unter all' den Herren war von nichts Anderem die Rede als von der unerklärlich plötzlichen Verwandlung des Herrn Thomas. Sie waren gespannt auf seine Erscheinung; denn sie wußten, daß er kommen würde, die Majestät zu begrüßen und unterhielten sich lebhaft mit gedämpften Stimmen, wie es sich in königlichen Gemächern geziemt. Nur Herr Rollo, der Greis, der sie Alle um Haupteslänge überragte, that sich keine Gewalt an und seine Rede grollte wie ein dumpf rollender Donner.

Er stand auf der rechten Seite des Saales in einem Kreise bejahrter Herren, die hagerste, trockenste Gestalt unter ihnen, und lästerte nach seiner Art gegen die Gesammtheit der Geschorenen und den neuen Primas insbesondere.

„Nie traute ich ihm Mannestreue zu," schalt der Waffenmeister, „dieser blassen Memme! Der falsche und feige Sklave duckt seinen dünnen Leib in die Kutte, weil er ihn dort mehr in Sicherheit glaubt, als unter dem Schilde seines Königs. Hätt' ich mit dem Heuchler angebunden, so lange er ein Schwert trug! Ihr werdet erleben, der Ränkeschmied stiftet uns schweres Unheil an!"

Und die Herren ſtimmten ihm bei.

Auf der anderen Seite höhnten und kicherten die Jüngern, denen Herr Wilhelm Tracy ſein Mokierbüchlein wies.

Dieſer Herr war ein fertiger Zeichner, müßt Ihr wiſſen, der mit dem Stifte zu ſpotten verſtand wie kein Anderer. Mit einer kleinen Verzerrung verwandelte er ein Menſchenantlitz in das eines Thieres oder in das Abbild eines todten Dinges, dem Gelächter aller Welt es preisgebend. Auch mich faßte einmal ſein Griffel und ſchuf mich zu einem krummbeinigen Jagdhund, der dem König in ſeiner großen Schnauze eine Schnepfe zutrug. Obſchon mir damals der Spaß nicht gefiel, war ich der Erſte ihn zu belachen, denn es war das Klügſte. Andere, von reizbarerem Blute und beſſerem Adel als ich, erzürnten ſich wol, wenn ſie Herr Wilhelm in ſolcher Verwandlung auf die Täfelchen ſeines Buches kritzte, das er jederzeit an den Gurt gekettelt trug. Gut, daß ſeine Klinge ebenſo ſpitz war als ſein Griffel, ſonſt hätte ihm deſſen Schärfe das Leben gekoſtet.

Der Spötter wies jetzt der jungen Ritterſchaft ein neues Blatt ſeiner Schildereien. Neugierig näherte ich mich Herrn Rinald dem Schönen, wie ſie ihn nannten, der das Spottbüchlein eben in der Hand

hielt. Er wand sich vor Lachen und ließ dabei das Büchlein auf den Boden fallen. Ich hob es ihm auf und erblickte darin eine seltsame Pflanze. Aus einem mageren Halme, dessen herabhängende Blätter die Aermel einer Kutte bildeten, wuchs am schwanken Stielchen eines dünnen Halses als Aehre ein mir wolbekanntes Marterangesicht. Es war die Heuchelgestalt eines Eremiten und der Primas, wie er leibte und lebte.

So schnell wird am Hofe ein Gefürchteter zu einem Verlachten.

Das Büchlein machte noch die Runde, da vernahm man aus der Ferne einen wunderlichen Klang. Es war eine fromme, einfältige Litanei, die sich dem Burghofe langsam näherte, von tausend und aber tausend inbrünstigen Stimmen halb kriegerisch, halb klagsam gesungen.

„Der Primas und seine Bettler!“ ertönte es im Saal und die Herren eilten an die Fenster. Auch ich fand meine Spalte und sah, wie Herr Rollo von der zunächst ragenden Zinne die gepanzerte Rechte gebieterisch ausstreckte.

„Die Zugbrücke auf! Zu die Thorflügel!“ schrie er in den Burghof hinunter, wo normännische Waffenknechte das Thor hüteten. Aber der friedliche Heer-

haufe: Mönche, Bettler, Kinder, jegliches Volk geringer Art, drückte und drang wie eine Heerde unaufhaltſam herein. Die Kriegsknechte konnten Herrn Rollo nicht mehr gehorchen, ſie waren unwillkürlich zurückgewichen, denn Herr Thomas hatte ſie mit ausgebreiteten Armen geſegnet. Er ſchritt hinter einem hochgetragenen Kreuze an der Spitze ſeines armen Zuges. Er, den ich nie anders hatte zu Hofe kommen ſehen, als im koſtbarſten Aufzuge und mit dem edelſten Geleite, trug ein grobes, härenes Gewand, und die Zehen ſeines nackten, auf Sandalen wandelnden Fußes glänzten unter der dunkeln Wolle hervor wie ein Stück Elfenbein.

Ehrerbietig und ſcheu empfing ihn die königliche Dienerſchaft, um ihn in die Burg zu geleiten. Noch einmal wandte er ſich auf der Schwelle gegen die Seinigen und gebot ihnen, geduldig ſeiner Rückkehr zu harren.

Sie gehorchten und lagerten ſich demüthig auf den Boden, die ſteinernen Bänke des Hofes und die Stufen der Marmortreppe frei laſſend. Mein Blick fiel auf den Sachſen, der dem Primas das Kreuz vorgetragen hatte. Er war in der Mitte des Haufens ſtehen geblieben und hielt das ihm anvertraute Zeichen noch immer hoch. Ein rother Bart deckte zum großen

Theil das lehmfarbene Gesicht; dennoch schien mir, ich sollte diese groben Züge kennen. Wahrhaftig, es war Trustan Grimm, der Verlobte meiner Hilde, der Tochter des Bogners in London. Ich freute mich, ihn als Mönch zu finden und muthmaßte, daß ihn Hilde trotz ihrer Erniedrigung und dem Willen ihres Vaters verschmäht habe, wie es sich auch verhielt, ich aber erst in späteren Tagen mit Gewißheit erfuhr.

Inzwischen hatte Herr Thomas die inneren Treppen erstiegen und gerade, da ich mich wieder vom Fenster zurückwandte, trat er in die Halle. Das Ziel aller Blicke, schritt er leise bis in die Mitte des Gemaches. Hier erhob er langsam den Blick auf die Versammlung und mit einer väterlichen Geberde die segnende Rechte. Ein unmuthiges Gemurmel lief durch die Reihen, aus dem das Scheltwort des Waffenmeisters hervorbrach:

„Behalt' ihn für Dich, Pfaff, Deinen schäbigen Segen; wir begehren ihn nicht!"

Herr Thomas bewegte sich schweigend gegen das offene Fenster nnd breitete, von den Normannen verschmäht, seine barmherzige Rechte über das Volk der Sachsen aus.

Da stieg aus der Tiefe des Hofes ein lautes Ge-

töne auf, gemischt aus Geschrei des Weinens und der Freude, so daß man den Jubel vom Jammer nicht unterscheiden und trennen konnte; denn es war, seit die Sachsen ihre heimischen Könige verloren hatten, seit hundert Jahren das erste Mal, daß aus einem königlichen Fenster Gruß und Segen auf sie herabfloß.

Die Normannen aber ballten die Fäuste oder legten sie an den Knauf ihrer Schwerter.

Der Primas wandte sich, ohne Jemandes zu achten, gegen die wohlbekannte Thüre des Königs, gerade da ein Kämmerer von innen sie öffnete und Herr Heinrich in guter Morgenlaune in den Saal trat. Ehrerbietig stand Herr Thomas vor ihm und harrte seiner Anrede mit gesenktem Haupte und in unterwürfiger Haltung.

Herr Heinrich betrachtete seinen Kanzler eine Weile aufmerksam und zweifelnd, nicht anders — haltet mirs zu Gute — als man einen langjährigen Liebling — Roß oder Bracken — beschaut, der durch Schur oder Stutzen des Schweifes seine Gestalt verwunderlich geändert hat. Ueberraschung und Gelächter stunden auf seinem Gesicht; doch gedachte er seiner königlichen Würde und Weisheit und entließ zuerst die Hofleute mit einer leutseligen Handbewegung.

„Wir danken Euch, Herrschaften," sagte er, „für

Eure Begrüßung, Dienſtwilligkeit und Liebe. Freude und Fröhlichkeit des Wiederſehens verſparen Wir auf Unſere feſtliche Tafel, zu der Wir Euch Alle einladen, wie es Unſrer Gnade und Euerm Werthe ziemt. Doch vorerſt die Geſchäfte mit Unſerm Kanzler. Wollet inzwiſchen einen Gang in Unſre neuen Gärten thun. Vergeßt nicht einen Blick zu werfen auf den neuen Waſſerſpender im hinteren Hofe, den grimmigen ehernen Löwenkopf, den Uns der walloniſche Meiſter in Unſrer Abweſenheit vollendet hat. Au revoir, seigneurs barons!“

Nach dieſen Worten des Königs leerte ſich der Saal; der Letzte, der widerwillig hinausſchritt, war Herr Rollo der Waffenmeiſter.

Jetzt konnte ſich mein Herr und König nicht länger halten. „Zum Henker, Thomas, wie ſiehſt Du aus?“ ſprach er neckend ſeinen Kanzler an, „kommſt Du aus der Mauſer? Die Federn ſind Dir ausgefallen und die Widderhörnchen Deiner ritterlichen Schuhe haſt Du Dir abgeſtoßen — ja, wie ich ſehe, ſogar die Schuhe ſelbſt verloren! . . . Ei, ei! Was kann man nicht Alles an einem Philoſophen, wie Du, erleben! — Du biſt doch keine ſchillernde Schlange, welche die Haut wechſelt? Zugegeben, daß etwas Abſtinenz einen Biſchof kleide, ſo thuſt Du des Guten zu viel, Du

Großartiger, viel zu viel! . . . Willſt Du Dich wie ein Ascet der Wüſte abtödten? So kann ich nicht wieder mit Dir Mahlzeit halten, was meine Wonne war; denn Waſſer und Wurzeln taugen einem königlichen Magen nicht!“

Herr Thomas hatte dieſen luſtigen Worten mit geſenkter Stirne zugehört, ohne eine Miene zu verziehen; nun richtete er die Augen auf das Angeſicht des Königs. Da ſah mein Herr, wie ſtrenges Faſten und grauſame Kaſteiung die Wangen des Biſchofs verzehrt, die Form ſeines Schädels verſchärft und ſeinen jederzeit ernſten Blick fremdartig vertieft hatte.

Es übermannte meinen Herrn ein Mitleid. „Thomas, mein Liebling,“ begann er wieder, „wirf nun Deine Maske weg! Wir ſind allein und unbelauſcht. Ich glaub' es, die Mummerei iſt zu meinem Beſten, aber Gott verdamme mich, wenn ich verſtehe, wohin Du damit zielſt! Was bedeutet dieſe Verwandlung? Oeffne Deinen Mund, Du Räthſelhafter, Geheimnißvoller.“

„Deine Rede, mein Herr und König, trifft mich unerwartet,“ antwortete der Kanzler. „Ich bin kein Anderer als ich ſcheine und mich trage! Dein Diener, den Du kennſt.“

„So bin denn ich behext?“ rief Herr Heinrich.

„Iſt dies meine Hand? — Bin ich der König? — Biſt Du mein Kanzler? — Haben wir Tag um Tag zuſammengeſeſſen und dieſes Land regiert? . . . — Nein, treiben wir keinen unzeitigen Scherz! Es iſt nicht Faſchingsnacht, ſondern heller, nüchterner Tag! Welch ein unheimlicher Geiſt iſt in Dich gefahren? Schütte Dein Herz vor mir aus . . . Du weißt, das meinige ſteht Dir immer offen!“

„Ich danke Dir, o König, daß Du Dein Geſchöpf ermuthigſt, frei mit Dir zu reden,“ erwiderte der Primas. „So wag' ich es Dir zu bekennen, daß dieſe Hand zu ſchwach iſt, um zugleich den Biſchofsſtab und Dein Siegel zu führen. Unausbleiblich käme das eine der mir anvertrauten Kleinode oder das andere dabei zu Schaden und ich bin ein zu getreuer Knecht, um Dir einen unbrauchbaren Kanzler oder der Kirche einen ſchlechten Biſchof zu gönnen. Nimm, ich flehe Dich darum an, o Herr, dies Zeichen Deines mächtigen Willens, der mich zu ſeinem Werkzeuge erkor, dies Pfand Deiner übergroßen, unverdienten Gnade, die mich lange Jahre beglückte, nimm es heute wieder von mir!“

Und Herr Thomas griff in die Falten ſeines allzuweiten Gewandes, zog das Staatsſiegel mit den drei Leoparden daraus hervor und reichte es

dem Könige entgegen, um es in seine Hand zu legen.

„Keineswegs!“ rief Herr Heinrich und trat einen Schritt zurück, „so, Kanzler, haben wir nicht gewettet! Nicht eine Stunde kann ich Deinen Dienst entbehren. Nur Du und Deine Klugheit können das zu Stande bringen, worüber wir zusammen gedacht und gewacht haben. Ich könnte mit meiner starken Hand das zarte Gewebe Deiner Finger zerstören! Kein Sträuben! Mein Kanzler bist und bleibst Du!“

„Du willst nicht mein Verderben,“ beschwor ihn Herr Thomas, „dafür bist Du zu großmüthig! Siehe, ich fürchte mich, den Höhern zu erzürnen, dem Du selbst mich anheimgegeben hast. Er ist ein eifersüchtiger Meister, der keinen Zweiten neben sich duldet.“

Diese schwer zu deutende Rede verwirrte den König dergestalt, daß er das Siegel unwissentlich zurücknahm. Er runzelte argwöhnisch die Stirn und seine Stimme klang mißtönig, als er fragte: „Wem habe ich Dich abgetreten? Doch nicht dem Papste in Rom?“

Der Primas verneinte mit dem Haupte.

Ein überirdisches Licht umglänzte plötzlich seine Stirn. Er erhob den hagern Arm, daß der Aermel der Kutte weit zurückfiel und zeigte nach oben. Da erstaunte mein Herr und König und erschrak in den

Tiefen seiner Seele. Das Staatssiegel entglitt seiner Hand und fiel klirrend auf den Marmorboden. Ich trat hinzu und bückte mich nach dem kostbaren Geräthe, dessen Griff von purem Golde war. Als ich es prüfend besichtigte, siehe, war es zersprungen und eine feine Spalte lief mitten durch den edeln Stein und das Wappen von Engelland! Schweigend stellte ich es auf den Tisch mit den vier Drachenfüßen, der neben dem Sessel meines Königs stand.

Als ich mich wieder nach den Beiden wandte, hatte sich mein Herr gefaßt und sagte in gewaltsam scherzhafter Laune: „Sanct Jörg steh' mir bei! Du hast mir einen frommen Schreck eingejagt, Thomas! Jetzt aber genug der Ueberraschungen und Kunststücklein! . . . Setze Dich zu mir, wie immer, und laß uns die trockenen Geschäfte vornehmen."

Er warf sich in seinen Stuhl und ich rückte einen anderen, etwas niedrigeren, aber ebenso reich verzierten für den Kanzler herbei, denselben, auf welchem er immer neben dem König gesessen.

Aber Herr Thomas blieb in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Könige stehen.

„Erhabener Herr, gib mir Zeit und gedulde Dich," sagte er. „Ein halbes Leben habe ich gebraucht, um die Verhältnisse und Rechte Deines Reiches zu er-

forſchen — wie könnte ich diejenigen der heiligen Kirche, in deren Dienſt Du mich geſtellt haſt und der ich lange fremd blieb, ja feindſelig entgegenſtand, von heute auf morgen erkannt haben? Darum trage mich mit Geduld."

„Zur Sache, Thomas, zur Sache!" drängte der König. „Dir iſt wol bewußt, warum ich Dich zu meinem Primas gemacht habe! Laß uns nun gemeinſam die geiſtliche Gerichtsbarkeit aufheben und vernichten."

„Du ſollſt mich geneigt finden," antwortete der Biſchof nachdenkend. „Sind doch in meinen Augen dieſe Rechte, über die hin und her geſtritten wird, veränderliche Geſtaltungen, wechſelnde Formen, irdene Gefäße, tauglich oder untauglich, je nachdem ſie den Wein der ewigen Gerechtigkeit rein bewahren oder vergiften. Ich will mich an den Meiſter ſelbſt wenden mit der Frage, wie er es meine."

„Bei wem willſt Du Dich erkundigen, Thomas?" lachte der König, „bei der heiligen Dreifaltigkeit?"

„In den Evangelien," flüſterte Herr Thomas, „bei Ihm, an dem keine Ungerechtigkeit erfunden wurde."

„So ſpricht kein Biſchof!" rief Herr Heinrich in ehrlicher Entrüſtung, „ſo redet nur ein böſer Ketzer! Das hochheilige Evangelienbuch gehört auf eine per-

lengeſtickte Altardecke und hat nichts zu thun mit dem Weltweſen und der Wirklichkeit der Dinge. Blicke mir ins Auge, Thomas! Entweder willſt Du mein Feind werden, oder Du haſt mit unſinnigem Faſten die herrliche Klarheit Deines Geiſtes getrübt. In Kürze: bringe mir die geiſtliche Gerichtsbarkeit um, Thomas! Dafür, nur dafür habe ich Dich auf meinen ſchönen Stuhl von Canterbury geſetzt. — Ich will nicht, indem ich die Frevel meiner Pfaffheit ungerochen laſſe, die Blitze des göttlichen Gerichtes auf mich und mein Haus herablenken. Jüngſt noch hat ein ſächſiſcher Cleriker das Werk und den Ruhm meines Ahns, des Eroberers, auf der Kanzel rebelliſch geläſtert und ein normänniſcher ſich an der Unſchuld eines Kindes vergriffen."

„Herr," verſetzte der Primas und ſeine eingefallene Wange flammte, „ſei gewiß, daß ich die Sünden meiner Cleriker härter ahnde als kein weltliches Gericht thun würde! . . . Abſcheuliche Dinge! . . . und das Abſcheulichſte . . ." hier hielt er inne und ſchloß dann mit ſinkender, veränderter Stimme . . . „Aufruhr und Empörung gegen Deine Ahnen und Dich — chriſtliche Könige. — Hier erkenne ich den Willen Gottes. — Ob er mir aber die in meine Klöſter geflüchteten Sachſen ihren Peinigern, Deinen Ba-

ronen, auszuliefern gebietet, das frag' ich mich und zweifle!"

Jetzt erkannte Herr Heinrich deutlich, daß der Primas ihm die geistliche Gerichtsbarkeit nicht zurückgeben wolle und seinen heiligen Spott mit ihm trieb.

„Ich bin ein Betrogener!" schrie er und sprang von seinem Sitze empor.

In diesem Augenblicke begannen die im Burghofe harrenden Sachsen, vielleicht um ihre Besorgniß für den Primas zu beschwichtigen, eine neue Litanei. Sie sangen das siegesgewisse „Vexilla Dei prodeunt."

Da stürzte der schon gereizte Herr Heinrich ans Fenster und blickte hinunter. „Thomas," gebot er, „heiße die Schächer schweigen, die Du hinter Deinen Fersen nachziehst. Das Geheul Deiner verhungerten Meute ist mir widerlich."

Herr Thomas regte sich nicht. „Mag auch ein Bischof den Armen und Mühseligen verbieten, dem Kreuze zu folgen?" fragte er demüthig.

Da gerieth der König in bleiche Wuth. „Du wiegelst mir die Sachsen auf, Rebell! Verräther!" schrie er und that einen Schritt gegen den Primas. Seine blauen Augen quollen aus den Höhlen und er griff mit den nervigen Händen in die Luft, als wolle er den ruhig vor ihm Stehenden erwürgen.

Da öffnete sich eine Thüre.

Frau Ellenor stürzte herein und warf sich, in Thränen aufgelöst, dem Primas zu Füßen.

„Ich bin die größte der Sünderinnen!“ schluchzte sie, „und nicht werth, den Staub von Deinen Sandalen wegzuküssen, Du heiliger Mann!“

Herr Thomas neigte sich zu ihr und beschwichtigte sie mit milden Worten.

Dieses Schauspiel gab meinem Herrn die verlorene Fassung wieder. Er betrachtete sein zu den Füßen des Bischofs liegendes Weib eine geraume Weile. Dann zuckte er die Achseln, schlug eine Lache auf, wandte den Rücken und verließ die Halle.

X.

An jenem Tage verwundete ein Giftpfeil das Herz König Heinrich's. Erſt war der Stich nur klein und mitunter ſchien es, als wolle er heilen. Aber in der Tiefe eiterte er fort und fraß immer ſchmerzhafter ins Fleiſch, bis zuletzt von dieſem einzigen Punkte aus Herrn Heinrich's ganzes Weſen untergraben und ſein Königsleben zerſtört wurde.

Schnell zwar kam das Verderben nicht über ihn, denn meines Königs ſtarke, freudige Natur leiſtete ihm Widerſtand. Im Drange der Geſchäfte, im Wetten und Wagen des Lebens verbiß und vergaß er wol auch ſeinen Groll. Zu Nacht aber fuhr er, kaum eingeſchlummert, aus unruhigen Träumen empor, ſprang von ſeinem Lager und ſtellte, raſtlos in der Kammer auf- und niederſchreitend, den undankbaren Liebling, der ihn als nächtliche Scheingeſtalt heimgeſucht und erſchreckt hatte, zur Rede, bald beleidigt und drohend, bald aber auch liebreich mit koſenden Worten. Er hielt

ihm alle Beiſpiele des Undankes vor, deren er ſich aus bibliſcher und weltlicher Hiſtorie entſann und überwies ihn, der ſeinige ſei der größeſte. Keines Menſchen Mund ſchildert, was mein König litt. Anweſend und abweſend verfolgte ihn Herr Thomas gleicherweiſe.

Stand der Primas leiblich als ein ſtiller Dulder vor dem Könige, ſo ergrimmte dieſer über den erbarmungswürdigen Anblick; hielt ſich Herr Thomas abſeits vom königlichen Angeſichte im Frieden ſeiner biſchöflichen Wohnung, ſo zürnte und klagte Herr Heinrich um ſo herzzerreißender, daß ſein Vertrauteſter, früher die Seele ſeiner Rathſchläge, der ihn kenne wie Keiner, ſein Herz verrathe, ſich von ihm entferne und ſondere, die Schärfe einer übermenſchlichen Klugheit gegen ihn wendend.

Und doch ließ es der Primas nicht fehlen an verſöhnlichen Worten und unterwürfigem Entgegenkommen. Dann fuhr der König zu und faßte haſtig die bedingungsweiſe gebotene Hand, welche der über dies triumphirende Zugreifen Erſchrockene ſchon wieder erkältet zurückzog. Ebenſogut hätte mein König eine Wolke umarmt, als ſeinen ehemaligen Kanzler, dieſen ſchlanken, ſchmeidigen Aal feſtgehalten.

Aber auch wenn der Primas über einen ſtreitigen Punkt ein wahres und wirkliches Zugeſtändniß machen

wollte, durfte es nicht gelingen. Entweder ſtieß er auf der Fahrt nach Windſor mit einem weltentfremdeten Einſiedler zuſammen, der gerade jenes Tages aus ſeiner Höhle kriechen mußte, um den übertreuen Biſchof zu beſchwören, die Rechte Gottes und der Armen, ſeiner Kinder, nicht dem Fürſten der Welt preiszugeben. Oder es vertrat ihm, wenige Schritte vor der königlichen Schwelle ein verzückter Mönch, das Kreuz in der Fauſt, den Weg und trieb mit ſchwärmeriſchen Worten den Demüthigen nach Canterbury zurück.

Wollt Ihr die Wahrheit erfahren?

Eine vermittelnde Formel, welche die engliſche Königsmacht und die Rechte der barmherzigen Kirche zu gleichen Theilen geſchont und geſichert hätte, wäre ſchon vorhanden und der Klugheit des Kanzlers erfindlich geweſen, wie ich meine. War doch der König nicht unmenſchlich und Thomas kein erhitzter Eiferer! Aber die Herzen der beiden Herren kannten ſich nicht mehr, und wann ſie den letzten Schritt zu einander thun wollten, trat das Geſpenſt ihrer geſtorbenen Liebe als blaſſe Feindſchaft zwiſchen ſie.

Dann ſei nicht vergeſſen, daß Frau Ellenor jetzt als ein züchtiges Eheweib nicht mehr von meinem Herrn wich und ihm ſeit ihrer Bekehrung Tag und Nacht in den Ohren lag, den Heiligen Gottes nicht

zu beleidigen, womit ſie den König erboſte und verhärtete.

Gehetzt und gezischelt, Gluth gelegt und ins Feuer geblaſen wurde gleichfalls nach Hofgebrauch. Der normänniſche Adel insgeſammt hatte ſeinen Haß und Abſcheu geworfen auf den gottſeligen Rebellen, der den entlaufenen Hörigen der eroberten Güter die unerſtürmbare Zuflucht ſeiner Klöſter öffnete. Täglich und ſtündlich wurde dem Herrn hinterbracht, wie der Biſchof zunehme und groß werde im Volke der Sachſen und ſeine gleißneriſchen Hände überall und allezeit hilfreich und ſegnend ausſtrecke. Er unterwühle das Reich mit einem heimlich brütenden frommen Aufruhr der Seelen, gefährlicher als ein offener und körperlicher, weil er ſich nicht mit Waffen niederwerfen laſſe.

Wurde dem König ſolcher Argwohn eingeraunt, ſo gab der Gereizte ſeinem liebſten Rüden einen Tritt und behandelte auch mich unwirſch, beſonders wenn ich ihm eines jener ſubtilen Schreiben überreicht hatte, in welchen der Primas mit der ängſtlichen Linken zurücknahm, was ſeine großmüthige Rechte gegeben.

Dann geſchah es wol, daß der Herr das trügliche Schriftſtück fluchend in der Fauſt zerdrückte und zur Jagd blaſen ließ, ob er ſeinen Unmuth auf freier Heide verwinde. Aber es gelang ihm nicht. Wurde ihm der

Edelhirsch zugetrieben und reichte ich ihm die Armbrust, so erblickte er statt des geängstigten Wildes seinen Verfolger, stöhnte qualvoll: „Hüte Dich, Thomas Schlankhals!“ und durchbohrte dem Thiere das Herz.

Endlich entschloß sich Herr Heinrich, forderte den Primas vor ein Gericht seiner Barone, ließ ihn als Reichsverräther verurtheilen und vertrieb ihn auf ewig aus seinen Landen. Am selben Tage aber, da Herr Thomas wie ein Verbrecher über Meer entfliehen mußte, wich Frau Ellenor von ihrem Gemahl und verließ Schloß Windsor mit einem weit vernehmbaren Wehegeschrei.

Jetzt begann das Ohr meines Herrn und Königs Tag und Nacht über Meer zu lauschen, was Herr Thomas drüben beginne.

Zuerst verlautete, der Capetinger habe ihn an der jenseitigen Küste mit Ehrfurcht empfangen und um seinen Segen gebeten, ihn versichernd, er, als ein christlicher Fürst, habe wahrlich sein Lebenlang nie einen Mönch beleidigt, geschweige einen Bischof.

Das war König Ludwig, den sie den Jüngling nannten, weil er als ein unbärtiger Knabe den Thron bestieg, und der Name blieb ihm, da er es nie zu einer herzhaften Männlichkeit gebracht hat; wie denn

auch Frau Ellenor, die er als ſeine Königin heimgeführt hatte, in der Gährung ihrer übermüthigen Jugend ſich bitterlich beklagte, man habe ſie mit einem heiligen Mönche vermählt.

Dieſer Herr war ein geborner Freund der Geiſtlichkeit und beſchwor den Vater der Chriſten mit Beilegung goldener Pfennige, die Sache des heiligen Primas an die Hand zu nehmen gegen Herrn Heinrich, welcher ſein und ſeines Hauſes Erbfeind war und den er mit den Waffen der Kirche wirkſamer zu bekriegen hoffte, als mit ſeinen weltlichen.

Seinerſeits hielt der heilige Vater die Wage in ſorgſamer Hand, befliſſen ſeine Gnade je und je in diejenige der Schalen zu legen, die durch das Gewicht hineingelegten Goldes herabgezogen werde.

Dieſe päpſtliche Weisheit gedieh meinem Könige in jener Zeit zum Nachtheil, da ihn ſeine Kriege in Irland ein ſchweres Geld koſteten und ihm weniger als früher für den Vater der Chriſtenheit übrig blieb.

Dennoch zögerte der heilige Vater, für Herrn Thomas ohne Rückhalt einzutreten. Er konnte kein rechtes Vertrauen zu ihm faſſen und in ſeinem Geiſte den verfolgten Biſchof von dem ehemaligen Kanzler nicht ſondern. Dieſen hatte er wiederholt als einen durchtriebenen Staatsmann erfahren und es erſchien

ihm verdächtig, daß er jetzt von seiner Kunst keinen Gebrauch mache, sondern sich verfolgen lasse wie ein großer Apostel der ersten Kirche oder ein schwärmerischer Ketzer der jüngsten Zeit.

Es wurde mir von glaubwürdigen Zeugen versichert und, wie ich Herrn Thomas kannte, hielt ich es für Wahrheit, er habe seine Sache heilig gehalten und seine Hände rein von jedem Verrath an seinem Herrn und Könige, den Papst nicht weiter in Anspruch genommen und vom Capetinger nichts verlangt als eine Klosterzelle, wohin er sein Haupt berge.

Dergestalt ging er denn, vom heiligen Vater aufgeopfert, die Hoflager des Capetingers vermeidend, am Wanderstabe des Elends von Kloster zu Kloster, und oft verloren sich seine Spuren. Während so seine Leiblichkeit in Frankreich abnahm und schwand, wuchs seine Macht und geistige Gegenwart in Engelland und stand über den trauernden Sachsen wie der Vollmond in der Nacht. Oder, wenn Ihr lieber wollt, Herr Thomas wohnte wie das Christkind im Stalle, niedrig und prächtig, in allen englischen Hütten und Herzen. Er herrschte dort als König und vertrieb die Furcht aus den Seelen.

Diese meine Augen haben es gesehen, wie die Sachsen und mehr noch ihre Weiber jetzt, da Herr

Heinrich den Primas gerichtet hatte, seiner Majestät Ehrfurcht und Kniebeugung verweigerten, sich abkehrend wo er vorüberritt. Noch ist mir ein Stücklein davon erinnerlich. Mein König lustwandelte eines Tages in seinen Gärten, wo sie sich gegen Wald und Fluß ins Freie verlieren, und ich ging nach meiner Gewohnheit von ferne in seinen Stapfen. Da kroch aus den blühenden Büschen ein blondes Sachsenkind hervor und gerieth dem König zwischen die Füße. Der heute gutgelaunte Herr hob den Buben auf, liebkoste ihn und drückte ihm ein Silberstück in das Händchen. „Halte fest, mein Junge!“ sagte er. Da sprang die Mutter, die sich in einer ersten Anwandlung von Ehrfurcht und Zittern hinter einen Baumstamm geduckt hatte, mit brennenden Augen hervor, entriß dem Kinde die Münze und warf sie entsetzt ins Dickicht, als wäre es einer der dreißig verfluchten Silberlinge. Ich eilte herbei, um die Freche, welche mit dem Kinde auf dem Arme davonrannte, zu ergreifen. Herr Heinrich aber sprach: „Hans, laß sie laufen!“ und wandelte fürbaß mit verdorbener Laune, seufzend und nachdenklich.

Tag und Nacht ging alles Träumen und Sinnen meines Königs darauf hin, wie er Herrn Thomas seiner Primaswürde, an der, wie er sich einredete, die Verehrung der Sachsen hing, rechtsgültig und für

immer entkleide. Darüber habe ich ihn oft, die Faust auf die Stirne gedrückt, grübeln und brüten sehen. Eines Morgens trat er mit triumphirendem Angesicht aus seiner Kammer, — er glaubte das Räthsel gelöst.

Es war am Tage der Himmelfahrt unseres Herrn, daß Herr Heinrich vor die Versammlung seiner Barone trat und ihnen vorstellte, sein weit veräftetes Reich bedürfe eines zweiten Hauptes und er würde sich, die Krone mit seinem Erstgebornen theilend, Last und Sorge erleichtern.

Die Herren willigten in guten oder bösen Gedanken und Absichten ein, daß Prinz Heinrich neben seinem Vater gekrönt werde, und es krönte und salbte den Jüngling der normännische Bischof von York. Darauf folgte ein der Gelegenheit würdiges Festmahl und dabei begab es sich, wie ich hier vor einem Jahre Euern Brüdern, den Herren im Stift, vorgemacht und nach Wahrheit betheuert habe, daß mein Herr dem Jungkönige Heinz bei Tische diente und ihm eigenhändig die Speise vorlegte. „Heute bin ich einer schweren Bürde ledig geworden!“ rief er und vergoß Thränen der Freude.

Ist Euch die List der Sache klar, Herr? Erkennet Ihr, welche Last mein König abzuwerfen wähnte?

Ihr schüttelt das Haupt? Wolan, hier habt Ihr den Schlüssel dazu. Das große Privilegium, der unvergleichliche Edelstein der bischöflichen Mütze von Canterbury war die Krönung der englischen Könige. Dadurch, daß sie ein anderer Bischof vollzog, wurde die Primaswürde vernichtet und Herr Thomas heruntergerückt. So rechnete mein König und ergriff das Mittel, den eiteln Heinz an seine Seite auf den Thron zu heben; denn er meinte, sein Erstgeborner werde sich damit begnügen, das schimmernde Krönlein auf seinem Haupte im Spiegel zu betrachten und es auf Gewand und Pferdedecke sticken zu lassen.

War der Plan nicht fein und staatsklug wie weiland die Rathschläge des jetzt der Schlauheit der Welt abgestorbenen Kanzlers?

Es war ein böses Fündlein, wie Herr Heinrich kein schlimmeres hätte thun können!

Wenige Wochen später zeigte es sich. Zwei Unheilskunden langten an dem gleichen Tage in Windsor an.

Die eine erzählte, Jungkönig Heinrich sei, den wetterwendischen Herrn Gottfried mit sich ziehend, nach Paris geritten unter dem Vorwande eines Turniers, in Wahrheit aber, um die jenseits der Meeresenge gelegenen Länder des Normannenreiches unnöthiger

und schmählicher Weise von dem Capetinger zu Lehen zu nehmen.

Die andere lautete, der verborgene Herr Thomas sei in einer französischen Stadt zu Pfingsten an den Tag getreten und habe unter dröhnendem Glockenschlage die brennenden Kerzen auf dem Hauptaltare des Doms mit dem Hauche seines Mundes gelöscht, den Bischof von York, der in die Rechte des Stuhles von Canterbury gegriffen, mit dem Banne schlagend.

Wie der alte König, denn diesen unlieben Namen mußte mein Herr seit der Krönung seines Sohnes tragen, diese zwei Botschaften erhielt, geberdete er sich wie ein wahnsinniger Mann. Er tobte, entgürtete sich vor seinen Knechten, warf sich stöhnend auf sein Lager, zerfetzte die seidenen Decken, riß mit den Zähnen die Wolle aus den Polstern und zerschlug sich die Brust mit verzweifelten Fäusten.

„Löset mir den verruchten Vampir vom Herzen!“ heulte er, den Schaum vor dem Munde und meinte Herrn Thomas, „er zernagt mir Leib und Seele!“

Herr Burkhard hörte diese Mär mit Unluſt, denn er war ein reichstreuer Waiblinger und darum auch in den Händeln anderer Nationen ein königlich gesinnter Mann. Es konnte ihm nicht gefallen, einen

großen und tapfern Fürsten in solcher Erniedrigung seiner selbst zu erblicken.

Er machte seinem Mißbehagen mit einem Stiche gegen den gehärteten Armbruster Luft.

„Die zwei Hiobsposten an demselben Tage? . . . Hans, Du träumst! — Liegt doch ein volles Jahr dazwischen, wenn die Zahlen auf den Rändern meiner Chronik nicht lügen! . . .“

„Bleibt mir vom Leib mit nichtigen Zahlen!“ grollte der Armbruster. „Ein Anderes ist es,“ fügte er, seines unwirschen Wortes sich sogleich bewußt, mildernd hinzu, „ob Einer noch im Tagewerke und in der Zeit steht, oder ob der Tod sein Lebensbuch geschlossen hat. Ist einmal das letzte Sandkorn verrollt, so tritt der Mensch aus der Reihe der Tage und Stunden hinaus und steht als ein fertiges und deutliches Wesen vor dem Gerichte Gottes und der Menschen. Beide haben Recht und Unrecht, Eure Chronik und mein Gedächtniß, jene mit ihren auf Pergament gezeichneten Buchstaben, ich mit den Zeichen, die in mein Herz gegraben sind.

Aber, haltet mich nicht auf! Mich verlangt zu enden, lieber Herr. Denn ich erblicke ein blutiges, todtes Haupt vor mir und den gegeißelten Rücken meines Königs.

XI.

Am Abende des Tages, da mein Herr und König durch sein blindes Wüthen sich selbst geschändet und vor seinen Knechten erniedrigt hatte, saß ich niedergeschlagen und einsam, voll Scham und Trauer um meinen Herrn, auf einem Mäuerchen bei den Stallungen. Da erhielt ich unversehens einen Schlag auf die Schulter und Herr Richard, der nach seinen Hengsten geschaut, schwang sich, leutselig, wie er mit den Knechten war, rittlings neben mich auf die Mauer.

„Hans," sagte er ohne Umschweif, „deine Augen haben gesehen, wie sinnlos und unritterlich der Vater sich heute geberdete! Versänke dieser Tag in ewige Finsterniß! .... Eine reißende Bestie! .... Jammer und Schande! ...." Zwei kindliche Zornesthränen rannen über seine Wangen. — „Gut noch, daß die Aufrührer, der Heinz und der Gottfried, solches Ding nicht geschaut haben; sie würden den elenden Mann

am französischen Hofe und bei allen andern Thronen als einen Wahnwitzigen und Unfähigen auskünden, der sein Reich so wenig als sein eigen Gemüth bezähmen und regieren kann. Bleibt es so, oder wird es schlimmer mit ihm, ei, wie leichtes Spiel haben die Brüderlein, dem Vater die Krone vom Haupte zu reißen und mir mein Erbtheil zu entwinden! Aber bei den Augen Gottes," betheuerte er, „das darf nicht dauern! . . . ."

„Habet Geduld, Herr Richard," unterbrach ich ihn, „und weichet nicht von einem Kranken! Wenn Ihr mit Sicherheit in Euer Erbe treten wollt, bauet auf Gottes Verheißung, die denen, so Vater und Mutter ehren, langes Leben und den Besitz des Landes verbürgt!"

„Nicht meinetwegen allein muß das Ding ein Ende nehmen," sagte Herr Richard. „Ich bin der Drittgeborne und, meiner Treu, mich ergötzte besser, ein Reich mit dieser Faust zu ergreifen, als das des Eroberers zu erben! Aber . . ." er sprang auf die Füße und reckte die Hand gen Himmel, „umkommen lasse ich es nicht, das Reich des Normannen, so wahr sein Blut in meinen Adern rollt! Diesseits und jenseits des Meeres soll es zusammenhalten und die Welt beherrschen!"

Wie er so hoch und herrlich vor mir stand, konnte

ich von ſeinem Glanz das Auge nicht verwenden. Er aber wandte ſich zu mir mit den ungeduldigen Worten: „Hans, wo begann das? Und wurde ſo ſchlimm? In der Stunde, ſag' ich Dir, wo der Vater mit der Weisheit, das iſt mit Herrn Thomas ſich entzweite. — Widerſprich mir nicht! — Ich will verkappt über Meer und nach dem Kloſter fahren, wo der Primas faſtet und betet. Er hat mich lieb gehabt und liebt mich zur heutigen Stunde, wenn noch eine Faſer ſeines Weſens unvermönchtt iſt. — Rede mir nicht ein! — Ich gehe, ſeine Kniee zu umfaſſen! Ich will flehen und bitten, — nicht wie ein Königskind und nicht wie zu einem Menſchen, . . ich ruhe und raſte nicht, bis ich die Zweie zu einander gezogen und verſöhnt habe! . . Er muß wiederum des Vaters Kanzler werden; denn allein ſeiner großen und einzigen Weisheit iſt es möglich, das Wirrniß zu löſen!“ —

Ich wußte, wie gerne Herr Richard ſich verkleidete und auf Abenteuer ausritt. Diesmal jedoch wurde er durch frommes, kindliches Leid mehr noch als durch ſein Blut getrieben.

Ich hielt dem ehrlichen Wildfang noch vor, wie leicht mißlungene Verſöhnung in verſchärfte Feindſchaft umſchlägt; dann ging ich unverzüglich, ihm und mir geringes Gewand zu verſchaffen, willfährig ihn auf

ſeinen Wegen zu begleiten, denn die fröhliche Zuverſicht ſeiner Augen hatte mich Gewitzigten verblendet.

Urlaub von meinem Könige nahm ich nicht, dieweil es ihm ſelbſt genehm ſein mußte, nachdem ich der Zeuge ſeiner Schmach geweſen, meinen Anblick etliche Tage zu miſſen.

Wir durchritten Frankreich in zwei ärmliche deutſche Reiter verkleidet, die Kriegsdienſt und Löhnung ſuchen. Herrn Richards Jugend und Adel aber ſtrahlte ſo ſiegreich aus dem geflickten Mantel hervor, daß ich, um jeden Verdacht abzuwenden, mich meiner Hoffitten gänzlich entäußerte, in Herbergen und auf Heerſtraßen gröblich fluchend und ſchwörend in meinem väterliche: Alemanniſch. Auch ritten wir Nachts und raſteten des Tages.

Da ſtieß ich mit Einem zuſammen in einer Herberge, wo Herr Richard in der entlegenſten Kammer ſchlief, mit Einem, der von unten her Gewalt über die Geiſter empfangen hatte, der mit ſcharfem Schwerte und noch ſchärferer Zunge, wo er ſtand und ging, wie ein Engel der Zwietracht Bande der Natur zerſchnitt und den Frieden mordete. Auch das Löwenherz ſollte ihn ſpäter erfahren, aber jenes Tages blieb er noch vor ihm verſchont.

Ich ſaß vor meinem Imbiß in der Trinkſtube, da hörte ich Pferdegeſtampf auf dem gepflaſterten Flur und den Lärm eines anlangenden reiſigen Truppes. Ein Fünf oder Sechs in Koſtbarkeit gekleideter und turniermäßig gewaffneter Ritter traten ein und verlangten einen guten, ſchnellen Trunk.

Es waren Südfranzoſen von gelenken Gliedern, feurigen Augen und geflügelter Rede, die, wie ich bald erfuhr, von einem Lanzenſpiele in der berühmten Stadt Paris kamen, das ſie in Folge eines plötzlich entloderten bösartigen Zwiſtes fluchtweiſe verlaſſen hatten.

Sie ließen Scheiter ins Feuer werfen und ſetzten ſich ſcherzend und ſilbenſtechend um den lodernden Herd. Kreuz und quer ſprangen die klingenden Worte. Die einen der Jünglinge ſetzten die Frauen von Paris herunter neben den Schönheiten von Arles und Tarascon, die andern erhitzten ſich wiederum an dem Zwiſt, der ihnen das Feſt vergällt und gekürzt hatte.

Wer dieſen geſtiftet, darüber war ich nicht im Zweifel. Gerade jetzt ſprang er wieder von ſeinem Sitze und in ihre Mitte, der mit den brennenden Augen und flatternden Haaren, und machte ſich zum Herrn des Geſpräches.

„Wahr iſt es, überall wo ich hintrete, lodert die

Flamme aus der Erde," rief er ihnen zu, „hoch und aufrichtig, kein erſticktes Feuer, wie das eurige! Haſſet ihr ſie doch auch im Stillen, ihr Provenzalen und Aquitanier, Kinder der Sonne, dieſe Leute des Nordens mit den gepanzerten Gliedern und ſteifen Geberden, mit der herriſchen Sprache und den begehrlichen Augen! Fühlet ihr doch, wie ſie euch beneiden, ihr Begünſtigten, eure von Oel und Wein triefenden Hügel, die alte Freiheit eurer römiſchen Städte, eure glücklichen Porte, wo die Waaren und die Gedanken der Erde getauſcht werden, Meer und Himmel, eure vollkommenen Weiber, eure ſüßeſte Sprache! Fühlet ihr doch, daß ſie euch aus der Sonne drängen und wie Ungeziefer zertreten werden!

So wird es kommen! Denn die Völker der Erde vertilgen ſich und der Haß iſt der allmächtige König der Welt! Ihr aber wollet euch nicht ſtören laſſen — ſo bauet denn eure Neſter, raſtet und ſcherzet im Reiche der Täuſchung, ihr Sonettendichter! Liebet, bis ihr in der Liebe den Haß findet!

Mich aber laſſet auffahren über den Schein in die Wahrheit der Dinge. Hoch lebe der Haß, der glühende Athem der Erde! Sehet dieſes Herz, das Gefäß ſeiner prächtigen Flamme! Wer da haſſen will, der pilgere zu dem lodernden Herzen Bertrams de Born! Vor

dieſem Altar werden die Geſinnungen offenbar und fahren die Hände an die Schwerter!“

Und er deutete auf ein flammendes Herz in ſeiner Stickerei von Gold und Purpur, das auf der linken Seite ſein ſchwarzes, enganſchließendes Wams zierte.

„Das Herzchen auf Euerm Wams hatt' ich mir anders gedeutet, Herr Bertram,“ ſpöttelte ſchüchtern ein junges Blut, das Violenblau — wol die Farbe ſeiner Dame — auffällig zur Schau trug. „Ihr wandtet Eure Augen doch auch wol in Liebe Frauen zu, wenn auch nur fürſtlichen! Unlängſt noch fuhret Ihr über Meer zu Eurer alten Flamme, der Königin Ellenor. Wollet uns das Kriegslied ſingen, das Ihr dem tugendſamen Gemahl König Heinrichs in den Dämmerſtunden zuflüſtertet!“

„Das läßt ſich nicht ſingen und ſagen!“ höhnte der Wilde. „Zwei Worte hab' ich ihr zugeraunt und zwei andere ihrem Sohne, dem Jungkönig Heinz: Geſtreut iſt die Saat und Bluternten werden aufgehen!

Bei den Flügeln Lucifers, ich verſtricke König Heinrich und ſeine Söhne in die Ringe eines Drachen, giftiger als der, welcher den Prieſter Laokoon und ſeine Kinder erdrückte!“

Ich konnte den Blick nicht von dem Manne verwenden, der ſich jetzt — zu meinem Grauen — nach

der Richtung kehrte, in der wir zum Kloſter reiten ſollten, mit beiden Armen in die Weite grüßend.

Verwundert Euch nicht! ich wußte, wen er vor ſich ſah.

„Dort betet Einer, der noch beſſer haßt als ich!“ rief er aus, ... „ich grüße Dich, Gefährte!“

Und er trank dem Fernen, den ſeine Augen erblickten, feierlich aus voller Schale zu.

„Du ſtiller, langſam grabender Mann! Du duldeſt wie Dein Meiſter und läſſeſt Dich tödten wie er: Du glaubſt der Liebe zu dienen, aber der Haß iſt der mächtigere und Dein Tod, wie der Deines Gottes, iſt die Verdammniß der Menſchen!

Biſchof! Die Wette gilt: wer von uns Beiden König Heinrich von Engelland am tiefſten in die Hölle ſtürze! Dort will ich ihn finden und, mein Knie auf ſeiner Kehle, einen Triumphgeſang anſtimmen, daß die Höllenkreiſe ſich dehnen, die Verdammten zu Rieſen werden und was darüber ſchwebt in ſein Nichts verſchwindet!“ —

Das grauſige Läſterwort, als ob der ſüße Pelikan nicht uns Allen zu Lieb und Heil ſich die Bruſt geöffnet, hatte mir das Haar zu Berge getrieben, während die an Ketzerſcherze gewöhnten provenzaliſchen Herren ſich wenig daraus machten, wol aber daran herumriethen, wer Herrn Bertrams Mithaſſer ſei.

Dann ſprang das Geſpräch über auf ein ſeltſames Zeichen, das jüngſt die Leute von Arles erſchreckt hätte. Auf dem dortigen römiſchen Markte ſei ein marmornes Mädchenhaupt zu Tage gekommen mit gebrochenen Augen und der Bitterkeit des Todes auf dem Munde, und wenn man ſeine geflochtenen Locken näher betrachtete, ſo ſeien es züngelnde Nattern. Sie meinten, dieſes traurige Haupt bedeute ein kommendes großes Sterben in ihren ſonnigen Ländern.

All' dieſes künftige Elend und das gegenwärtige meines Königs bewegte mir das Herz ſo kläglich, daß ich mich nicht halten konnte und einen ſchweren Seufzer ausließ. Die Herren, die mich bisher nicht in Acht genommen, blickten ſich nun verwundert nach mir um. Da erhob ich mich von meinem Becher und ging mit ſchweren Reitertritten und einem ehrlichen ſchwäbiſchen „Grüez Gott" an ihnen vorbei. Sie antworteten als höfliche Leute ohne Zögern mit einem hübſchen Kopfnicken. Als ich aber aus dem obern Stockwerke, wohin ich gegangen war, Herrn Richard zu wecken, ihnen nachblickte, die ſich raſch zu Pferde ſchwangen, ebenſo ſtürmiſch aufbrechend, wie ſie gekommen waren, da warf der Unbändige, ihr Anführer, gerade noch ein loſes Spottwort über meinen ſchwäbiſchen Seufzer unter

ſie, und die Herren verritten unter dem Gellen eines ſcharfen wälſchen Gelächters.“

Der züchtige Herr Burkhard hatte ſich über den Läſterungen dieſes Fremdlings zu wiederholten Malen ſtill bekreuzt. Jetzt bemerkte er nachdenklich: „Aus dem Schwefelgeruche dieſer Reden, Hans, erſieheſt Du leichtlich, mit wem Du in dieſer franzöſiſchen Trinkſtube zuſammengeſeſſen haſt. Mir iſt es außer Zweifel, wer jenen fahrenden Mann beſaß und begeiſterte. Kein Beſſerer als der Arge, der ein Rebell und Mörder iſt von Anfang.

Darum auch wußte er den Martertod des Herrn Thomas voraus, und gleichermaßen, ſo fürchte ich, wird ſich erfüllen, was dieſer Unheimliche von der drohenden Verwüſtung jener ſüdlichen Lande wahrſagte, worauf auch das ausgegrabene Schreckensweib hindeuten mag.

An jenen Küſten wimmelt es, wie verlautet, von Ketzern jedes Irrthums, beſonders von hartnäckigen Manichäern. Ich liebe den Frieden, bin den Menſchen hold und freue mich, die läßlichen Sünden zu vergeben. Hier aber wird die Gnade verworfen, und ich könnte es wahrlich geiſtlichen und weltlichen Herren nicht verargen, wenn ſie ſich zuſammenthäten, um dieſe

Verſtockten aus dem Mittel der Chriſtenheit zu heben daß ihre Stätte ſie nicht länger kenne.

Doch beſſer iſt, bei dieſen traurigen Dingen nicht zu verweilen. Hans, erzähle mir, ob ein Segen war bei der Fahrt des Herrn Richard. Er iſt der einzige deiner Engelländer, an welchem meine Seele ein Gefallen finden kann."

„Es war mir kaum möglich, mein Roß neben dem flüchtigen Falben des Löwenherzens zu halten," fuhr der Armbruſter willig fort; „denn ſeine Sehnſucht nach Herrn Thomas wuchs von Stunde zu Stunde und war kaum mehr zu zügeln, als die Thürme des Kloſters, wo dieſer ſich barg, auf dem klaren, blauen Herbſthimmel ſich vergrößerten und die Mauern ſeiner Umfaſſung ſchimmerten wie die himmliſche Stadt.

Mein Löwenherz kennend und den Sturm ſeiner Gefühle, beſchwor ich den Herrn, mich ihm vorausreiten und die Gelegenheit erkunden zu laſſen, worein er, wenn auch ungern und ſcheltend, zuletzt willigte.

Der Bruder Pförtner vernahm mein Geſuch ohne Argwohn, und als ich den Herrn Thomas nannte, machte er eine ſo ehrfürchtige Geberde und zog ein ſo frommes Geſicht, daß ich wol merken konnte, der Kanzler ſtehe hier in hohem Anſehen und im Geruche

der Heiligkeit. Er ſagte mir, der Primas befinde ſich in der Kirche und er wage es nicht, auch wäre es frevelhaft, ihn in ſeiner Andacht zu ſtören.

Inzwiſchen zeigte mir der Mönch die nackte Zelle des aus dem biſchöflichen Palaſte von Canterbury Verſtoßenen mit dem rauhen Feldſteine, worauf er ſchlummernd das Haupt zu ſtützen pflegte. Dies harte Kopfkiſſen verwunderte mich, denn ich wußte, von wie empfindlicher Natur und von wie feinen Gliedmaßen der Kanzler war. Endlich aber, als es nicht werden wollte und des heiligen Mannes Andacht zu keinem Ende kam, ließ mich der Pförtner in die Kirche treten gegen das Verſprechen, mich ſtill und eingekehrt zu verhalten, ſo lange der Betende meiner nicht anſichtig würde. So trat ich denn achtſam zwiſchen den Säulen hervor und wurde alsbald Herrn Thomas gewahr, der in einem hochlehnigen Chorſtuhle ſtand, eher ſinnend als betend. Da ich den wunderſamen Herrn ſeit manchen Jahres Friſt nicht mehr geſehen hatte, ſo erſchrak ich über die widernatürliche Schmalheit ſeines Antlitzes und ſeine tiefen ſchmerzlichen Augen, deren Blick mehr nach innen als nach außen gerichtet ſchien.

Ich kniete im Schatten des Hochaltars auf die Stufen nieder und verehrte das Heiligſte, ohne Herrn Thomas aus dem Auge zu laſſen. Ob er meiner

Gegenwart gewahr wurde oder nicht, blieb mir unbewußt, denn nichts an ihm gerieth in Bewegung.

Als ich aber nach einer guten Weile langsam mich von den Knieen erhob, richtete der Kanzler, ohne mich anzublicken, oder eine Miene zu verziehen, die Frage an mich: „Wie befindet sich mein Herr und König?“ — Ganz in dem Tone, wie er vormals zu fragen pflegte, wann er mich in Windsor vor der Schwelle der königlichen Kammer traf. Da schossen mir die heißen Thränen in die Augen.

Er aber bewegte sich leise die Stufen herunter, winkte mir mit der Hand ihm zu folgen und schwebte mir voraus in den Klostergarten, ein lustiges grünes Geviert mit blühenden Rosenbüschen in der Mitte eines kunstvollen Kreuzganges von neuester Bauart. Obwol draußen schon die Blätter fielen, hatte das Welken und Sterben der Natur noch keinen Einlaß gefunden in diesen von den sorgfältigen Mönchen gepflegten grünen Raum.

Der Primas ließ sich zwischen dem üppigen Gesträuch auf eine Steinbank nieder und wiederholte seine Frage: „Wie steht es um meinen Herrn und König?“

„Herr Thomas,“ sagte ich, „es steht mit ihm nach gemeinem Menschenschicksal und erbärmlicher noch. Er

iſt nicht mehr zu kennen. Sähet Ihr ihn, es jammerte Euch ſeiner und Euer Eingeweide würde ſich über ihn erbarmen!“ Dann ſchilderte ich ihm mit beweglichen Worten den Verfall und die Verſtörung des einſt ſo majeſtätiſchen Fürſten.

Er hätte mich lange reden laſſen.

Herr, er hörte mich an ohne Schadenluſt, auch ohne ſichtbares Mitleid, auch nicht fremd und gleichgültig, ſondern wie man wol vernimmt, daß ein Unheil eingebrochen iſt, welches man lange vorhergeſehen und worauf man ſich im Geiſte gefaßt hat.

So ſchwieg er. Aber ich meinte zu fühlen, daß ſein Herz ſich erweichte, darum erkühnte ich mich und ſchrie: „Herr Thomas, Ihr ſeid ein heiliger Mann und kaſteiter Chriſt! Wenn Ihr vergeben könntet, was Herr Heinrich an Euch gefrevelt hat . . . es nähme heute noch ein gutes Ende!“

Er aber ſchwieg.

„Verzeiht dem Könige,“ ſchrie ich wieder, „daß Gnade verloren ging!“

Da ſenkte Herr Thomas das Haupt und antwortete räthſelhaft: „Schlimm, wenn die ſüße Gnade verloren ging . . . das ſei ferne.“

In dieſem Augenblicke vernahmen wir das weh-

klagende Schelten der Mönche, welche einen jungen Reitersmann, der den Pförtner überrumpelt hatte und in den Kreuzgang einbrach, an den Armen zurückhielten. Es war Herr Richard. Das Harren und seine Verkleidung mochten das Löwenherz verdrossen haben.

Die Mönche abschüttelnd, stürzte er zu den Füßen des Primas und rief: „Mein Vater, mein Vater! Sie wollen mich nicht zu Dir lassen.“

Dieser betrachtete ihn eine Weile schweigend. Dann strich er ihm mit sanfter Hand die schweißgenäßten, verworrenen Blondhaare aus der Stirn und schlichtete sie ihm mütterlich.

Wie ich dies Zeichen seiner zärtlichen Liebe zum Löwenherzen sah, hielt ich unsern Handel für gewonnen und verzog mich bescheiden unter die Gewölbe des Kreuzganges, die beiden Herren ihren Engeln und Schutzheiligen überlassend.

Ich setzte mich unter den Bogen einer durch ein Bündel feiner Marmorstäbe getheilten Fensteröffnung auf die breite Steinplatte und warf hie und da einen forschenden Blick ins Grüne zu den zwei Herren hinüber. Dieser Kreuzgang war voll Bildwerk und, wie gesagt, nach dem neuesten Geschmacke gebaut. Seine Säulen waren mit reichem Gesimse gekrönt, auf welchem, in abwechselnder Reihe, je ein Geschöpf der obern oder der

untern Regionen ſaß, hier ein pfallirender Engel, dort ein lächerlicher oder boshaft grinſender Wechſelbalg. Aber ich verwendete auf dieſen Zierat wenig Aufmerkſamkeit, denn mein Auge wurde immer wieder von der Steinbank im Kloſtergarten angezogen.

Der Königsſohn hielt die Kniee des Kanzlers umfaßt, der nur ſanft zu widerſtreben ſchien, bis jetzt Herr Richard mit glühenden Wangen ſeine letzte Bitte vorbrachte und den Primas noch herzlicher umfaßte. Hier wandte ſich Herr Thomas mit traurigem Antlitze weg, aber der Prinz ließ nicht von ihm, bis er auch dieſe gewährte. Ich hörte, wie der Jüngling während dieſes Ringens um die Seele ſeines Vaters das Wort „baiser“ wiederholt ausrief und errieth, daß es ſich um den Friedenskuß der Kirche handle, mit welchem der Primas ſeine nächſte Unterredung mit dem Könige zu weihen und zu beginnen verſprechen ſollte.

Nach einer guten Weile ſchritten die Herren, der blühende Jüngling zur Linken des kaſteiten Biſchofs, Hand in Hand an mir vorüber durch den Kreuzgang und trennten ſich noch innerhalb desſelben. Ich folgte. — Herr Richard neigte ſich über die blaſſe Hand des Kanzlers und benetzte ſie mit Thränen kindlichen Dankes. Wahrlich, auch mein Herz jubelte, daß die erbarmungswürdigen Leiden meines Königs zu Ende

gingen. Da mußte ich, wehe, über den Häuptern der Zweie ein ſteinernes kleines Scheuſal erblicken, das, auf dem Gurt eines Pfeilers hockend, mit ſeinem Krötenbeinchen höhniſch nach ihnen ſtieß und dazu die Zunge reckte. Dieſes mißfiel mir, obſchon es ein Zufall war, und ich hätte die beiden Herren lieber erſt am nächſten Pfeiler ſich ſcheiden ſehen, wo ein harfenirender Engel ſeine Schwanenfittige ausbreitete.

Herr Richard ſchickte mich dann Hals über Kopf zum Könige, ſeinem Vater, mit einem Schreiben, worin er dieſen bat, um Gottes Wunden und um ſeines eigenen Heiles willen die den Bitten des Sohnes gewährte Zuſammenkunft mit dem Primas zu beſchleunigen.

Als Herr Heinrich aus dem Briefe entnahm, der Biſchof verſpreche ihm den heiligen Friedenskuß, litt es ihn nicht länger in ſeiner Burg, er trieb ſeine Ritter und ſchalt ſeine Knechte, bis wir nach wenigen Stunden ſpornſtreichs verritten — ſo heiß dürſtete ihn nach der Berührung der Lippen, die ſeine langjährigen Qualen ſtillen und ſeinem Leben den Frieden geben ſollten, wie ſein Glaube war.

Es war an einem grauen Tage und auf einer

trübseligen Heide, daß die Herren zusammentrafen. Herr Thomas, der mit kleinem Gefolge erschien, hatte Mühe, sich von seinem Thiere zu heben. Er war schmal von Gestalt und schwankend geworden, wie ein in Sonne und Wind verschmachtetes Schilf. Der König stürzte vor, um ihm den Bügel zu halten, den Primas aber hatten seine Mönche schon in ihren Armen empfangen. Er stand ehrerbietig vor meinem Herrn, ein müder Mann; aus tiefen Höhlen blickten seine Augen und zitternd klang seine Stimme, als er an den König die erste Rede richtete: „Gnädiger Herr, laßt die Andern zurücktreten, damit unser Geheimniß unbelauscht bleibe.“ Er winkte seine Mönche weg, und der König wies mit hastigem Gehorsam seine Ritter zurück, denn ihn dürstete nach dem Friedenskusse. Ich aber ergriff die Zügel der beiden Pferde und hielt mich mit ihnen in kleiner Entfernung von den Herren, während die Andern, Mönche und Ritter, wol auf die Weite eines Bogenschusses nach zwei Seiten zurückwichen.

Herr Heinrich konnte sich jetzt nicht länger halten; mit gespitzten Lippen näherte er sein zerfallenes, aufgedunsenes Angesicht dem kasteiten, heiligen Haupte des Kanzlers. Es war häßlich und abstoßend, das Antlitz meines Königs, aber so rührend und sehnsüchtig. als begehre es nach dem Genusse des göttlichen Leibes.

Was jetzt geſchah, Herr, was in dem Innern des Kanzlers vorging, wer kann es ſagen?

Ich meine, daß dieſer Verein von Häßlichkeit und Begierde ihn an die Erwürgung der kindlichen Gnade erinnerte. Er entzog ekelnd ſeine Lippen dem Könige und betrachtete das nahe Haupt mit Schauder, als erblicke er den Inbegriff jeder Unterdrückung und Schandthat.

Doch der König in ſeiner blinden Sehnſucht ergriff die Arme und ſuchte den Mund des Kanzlers, als ihn dieſer mit einem Schrei des Entſetzens zurückſtieß.

Wie nun Herr Heinrich mit Schmerz und Zorn gewahr wurde, daß ihm der Primas trotz des gegebenen Wortes den Frieden nicht gewähren konnte, verhärtete ſich plötzlich ſein Gemüth und er ſtieß verzweifelnd die Worte aus: „Was hab' ich mit Dir zu ſchaffen, Thomas? Was verfolgſt Du meine Seele?“

Der Kanzler aber war ſeines Willens wieder mächtig und ſeines Pfades ſicher geworden. Er erwiderte mit ruhiger Hoheit: „Du kennſt ſeit Langem meine Natur, o Herr, die in die Stapfen eines Größeren treten muß. Ich bin deſſen nicht gewiß, ob der Nazarener, dem ich gehöre und nachzufolgen ſuche, es über ſich gebracht hätte, Deine ſcheuſeligen Lippen zu

berühren. Den Verräther Judas hat er geküßt, der ihn, die Unſchuld und Liebe ſelbſt, verkauft und in den Tod geliefert hat; aber ob er einen Mund geküßt hätte, der die Seele ſeines Kindes vergiftete und den Leib der Unſchuld verdarb, daran muß ich zweifeln. Und da er zugleich ein Gott iſt, wie die Kirche lehrt, ſo kann er den Mord ſeines Lammes nicht vergeben ohne eine ſchwere und völlige Sühne, weil er ſich ſelbſt, das heißt die Gerechtigkeit, die ſein Weſen iſt, nicht zerſtören kann. Und ich, der ein Menſch, aus heidniſchem Blute und nicht ſo gelaſſen bin, als ich ſcheine, ich ſoll über mich bringen, was mein Meiſter nicht vermocht hätte! Und doch, es ſoll geſchehen. Aber um ein Löſegeld, Seelen gegen Seele! Sammle Deine Sinne, König, höre mich an und überlege.

Siehe, ich habe noch andere Kinder, Deine Sachſen, deren Seelen Du ſelbſt einſt meiner Hut anvertraut haſt.

Aber wie ſoll ſie der verbannte Hirte weiden? Und wie ſollen dieſe Seelen gedeihen, wenn ihre Leiber das Eigenthum Deiner Wölfe, Deiner unerſättlichen Barone ſind? Seit Dein Ahn, der Eroberer, viele Tauſende dieſer überwundenen Sachſen einer Handvoll eiſerner Normannen unterworfen hat, wohnen die Beraubten nicht mehr auf eigenem Grunde. Du verſtümmelſt die

Männer wegen eines erlegten ſchädlichen Wildes kraft Deiner barbariſchen Jagdgeſetze und ſcheuchſt Jünglinge und Mägde in den Schatten der Klöſter weg von der Sonne und von der ererbten nährenden Erde, die ſie friedlich bauen und bevölkern ſollten.

Laß mich gewähren! Höre mich an: ich will Dir und dem Sohne, der Dir bleibt, ein Volk ſchaffen. Nicht mit Eroberung und Gewaltthat, ſondern mit Weisheit und Gerechtigkeit, mit dem ſanften Stabe des Biſchofs will ich überwinden. Weil ich die Seelen beherrſche, ſo fürchte ich mich nicht vor den Schwertern Deiner Normannen. Ich bin in dieſen Tagen des blinden Zornes und der plumpen Liſt noch immer der Klügſte der Sterblichen.

O mein König, wie thöricht haſt Du gehandelt, da Du, meine Macht zu zerſtören, Deinen Sohn Heinrich gekrönt haſt! Und wie ungerecht! Denn Du ſelbſt haſt mich zu Deinem Primas gemacht und Dein Primas bin ich auf immer.

Siehe hier," — er hob eine Rolle aus ſeinem Buſen, „den Bannſtrahl des Papſtes in Rom, den er gegen Dich wirft, weil Du an die Rechte meines Stuhles getaſtet haſt, — ein unreines Feuer, das ich nicht auf Dein Haupt herabbeſchworen habe! — Heute iſt der heilige Vater ein Miethling Deines könig-

lichen Vetters von Frankreich, wie er einſt, da ich Dir diente, der Deinige war. Du haſt die Seele des Latiners nicht verſtanden und ſparteſt das Geld zur Unzeit.

Gib Dich, mein Herr und Gebieter, in meine Hände zurück und ich trete Dir dieſe käufliche Brandfackel aus! Auch auf die Rechte meines Stuhles werde ich einſt verzichten, wann ich ſie gebraucht haben werde, um in Deinem Königreiche Jedem Raum und Recht und Dir ein Volk zu ſchaffen. Denn nicht des Latiners Knecht bin ich, ſondern ein Diener und Bruder des Nazareners."

Ueber dieſen erſtaunlichen Worten war das Angeſicht des Königs bald aufgeflammt und bald erbleicht. Zuweilen ſchien er überwältigt, dann ſträubte ſich ſein Königsſtolz, dem Biſchof und ſeiner Weisheit ſich zuzuneigen und zu ergeben. Feindſchaft und Grauen gewann wieder die Uebermacht und ſeine Seele blieb zwieſpältig.

„Siehe, mein Fuß iſt müde," fuhr Herr Thomas mit weicher Stimme fort. „Ich bin eine erlöſchende Flamme, doch ſcheint mir lebenswerth, in dieſem Zeitalter des Haſſes und Zwieſpalts ein Reich zu gründen, wo Gott und dem Menſchen nicht ins Angeſicht geſpieen und geſchlagen werde.

Erbe des Eroberers, willſt Du ein gerechter König werden?

Begehrſt Du eine mildere Todesſtunde als die Deiner Ahnen? Ueber Dir ſchwebt" — und Thomas ſchaute in den leeren Raum über dem Haupte des Königs, wo ich im Geiſte eine Hand mit gezücktem Schwerte erblickte, — „eine andere als meine Rache. Ich ſühne ſie Dir. Ich ſchirme Dich. Beſſer diene ich Dir jetzt als einſt Dein ehrgeiziger Kanzler. Ich bin Dein Freund! Denn, ſiehe, Dein Sohn Richard hat für Dich gebeten." —

Dieſe ſchöne und geiſtliche Rede hätte vielleicht meinen armen König überwunden, hätte nur der kluge Herr Thomas das Löwenherz nicht ins Spiel gezogen!

Mein Herr Heinrich, obwol er ſeinen Dritten über Alles liebte, war durch den unkindlichen Verrath und Abfall der Jungherren Heinz und Gottfried gegen ſein eigenes Fleiſch und Blut argwöhniſch geworden. Ihn ärgerte zu dieſer Stunde, daß ſein Sohn Richard für ihn gebeten und in ſeinem Herzen ſchwoll und kochte ein ſchwarzes Mißtrauen.

„Wohin drängſt Du mich, Thomas?" begann er, „ich ſoll meine Normannen erzürnen? Was ſinnſt Du? . . . Meine ſächſiſchen Knechte freigeben? . . .

Meinſt Du's im Guten? . . . Willſt Du mich verderben? . . ." Er runzelte die Stirn, als mühe er ſich nachzudenken, aber plötzlich kam ein verwirrender Geiſt des Zornes über ihn: „Ich erkenne Dich," rief er, „Du willſt mich und mein Reich zerſtören! . . Seit Gnade, die Gott verdamme, dahin iſt, brüteſt Du Tag und Nacht über meinem Untergange, Du Heuchler, Du Verderber, Du rachſüchtiger Heide!"

Das Antlitz des Herrn Thomas aber leuchtete wie das eines Engels und er ſagte mit ſtrahlenden Augen: „Ich vergebe Dir den Tod Gnade's und Deine Läſterung, wenn Du meine Brüder, die Sachſen, freigibſt und fortan göttliche und menſchliche Wege wandelſt! Willſt Du, König Heinrich? . . ."

In dieſem Augenblicke wurde der Haufe der normänniſchen Herren unruhig, die es verdroß, den König ſo lange mit dem geächteten Biſchof, deſſen Klugheit ſie fürchteten, verhandeln zu ſehen und deren Ehrerbietung gegen ihren Fürſten ſchon merklich geſunken war. Sie raſſelten mit den Speeren und Schilden, tummelten ihre Roſſe und ſchrieen: „Finissez, Seigneur Roi, finissez!"

Herr Heinrich erſchrak und bedeutete den Primas, ſchleunig von ihm zu weichen.

„Zurück mit Dir," rief er, „in Dein französisches Kloster! . . . Und daß Deine Sohlen nimmermehr den englischen Boden berühren, Du Volksverführer! Weder hier noch jenseits will ich je mit Dir wieder zusammenkommen und zu schaffen haben, Du Zauberer und Schicksalsrabe! . . ."

Aus dem Angesichte des Primas wich jedes Leben.

Er antwortete mit sanfter Stimme: „Ich weiß nicht, ob ich Deinem Worte folgen kann, denn lange bin ich nun gewandert und Hirt und Heerde verlangen nach einander. Auch sehne ich mich nach meiner Ruhestätte. Darum, o Herr, verspreche ich nicht, Dir zu gehorchen. — Doch besorge nichts von mir, meine Schritte suchen den Frieden."

„Hüte, hüte Dich, bei Deinem Leben, meinen englischen Boden zu betreten!" schrie der König außer Sinnen und geberdete sich so heftig, daß Herr Richard, das Löwenherz, der, aufmerksam auf die Zweie, sich in der Nähe der normännischen Ritter hielt, mit verhängtem Zügel und bestürzten Mienen herangesprengt kam.

Thomas Becket aber wendete sich von dem Könige mit einem wehen Lächeln. „Ich glaube, die Stunde meiner Befreiung nahet," sagte er. „Wo hätte ich

Zager ſonſt den Muth genommen, das Haupt zu erheben und meinen Herrn und König zu erzürnen!“ —

So ſchieden ſich Herr Heinrich und Herr Thomas von einander ohne den Frieden, den ſie doch Beide redlich geſucht hatten.

XII.

Als wir die graue Heide, den Ort des verweigerten Kusses, verlassen hatten und schweigsam in uns gekehrt nach der festen normännischen Stadt Rouen trabten, trieb uns nach einem warmen, verlängerten Spätherbst eine rauhe Winterluft die ersten Flocken entgegen. Mich drückte der Kummer wie ein zu enger Brustpanzer, denn ich gab die Sache meines Königs verloren, wohl wissend, was ich Herrn Richard nicht verhehlt hatte, daß das an einem Sonnenstrahl der Güte schmelzende Eis der Herzen, von neuer Kälte überfallen, sich zwiefach verhärtet. Mit meinen Augen hatte ich es gesehen, wie der Primas dem Löwenherzen zu liebe sein innerstes Naturwesen hatte zwingen wollen, die Lippen meines Königs zu berühren und wie er es nicht gekonnt.

Von Dohlen und Krähen umflattert, sprengte Herr Heinrich über das Blachfeld, das sich langsam mit Schnee bedeckte.

Da, an einem Kreuzwege, ſpornte Herr Richard ſeinen Falben, den er bei währendem Ritte gegen ſeinen Gebrauch in den hinteren Reihen gehalten hatte, neben den Berberhengſt des Königs und beurlaubte ſich von dem Vater mit geſenktem Haupte und, wie mir ſchien, tiefſinnigen und hinterhältigen Mienen, wie ſein tapferes Antlitz ſie ſonſt niemals zeigte. Er ſchützte, ich weiß nicht welche perſönlichen Anliegen und Verwickelungen in ſeiner Grafſchaft Poitou vor und ich verſtand, daß er zwar nicht mit den Brüdern gegen den König Panier aufwerfen, aber außerhalb des Streites ſich halten werde.

In der Stadt Rouen hielt ſich Herr Heinrich bis zur Weihnacht, die nicht ferne war, in guter Zucht und chriſtlicher Zerknirſchung, hörte fleißig die Meſſe und that ſich wehe mit Faſten und jeglicher Enthaltſamkeit; denn er war geſonnen, am Morgen des theuern Feſtes das hochheilige Brod zu eſſen.

So that er auch mit Andacht und Freude. Dann ſetzte er ſich mit ſeinem adeligen Geſinde an die reich beladene Tafel, um ſeinen kaſteiten Magen zu ergötzen. Das feſtliche Mahl war zu ſeiner Mitte gelangt, da regte ſich der Böſe und ſchickte einen Störefried.

Geſtiefelt und geſpornt — denn er hatte ſich eben

vom Pferde gekugelt — keuchte der Biſchof von York durch die Halle und ſtellte ſich, roth wie ein Puter, mit erzürnten Geberden vor den tafelnden König. Dieſer kurze, hitzige Normanne konnte mit ſeiner Unraſt und dem Auffahren ſeiner Gliedmaßen einen Gelaſſenen und Geſunden aus der ſchönen Faſſung bringen, geſchweige meinen König. Ihm an der Seite erſchien einer ſeiner Cleriker, ein Mann mit langem Geſichte voller Vernunft, der ihn mit bedächtigen Reden zu beruhigen und zu regeln trachtete.

„Helfet mir, gerechter König Heinrich," überſchrie ſich der Kleine. „Nicht genug am Primas, hat nun auch der heilige Vater in Rom ſeinen Bannſtrahl auf mein Haupt geſchoſſen. Thomas Becket, den Gott verpeſte, hat die Bulle verſtohlener Weiſe auf ſeinem eigenen Leibe in Euer engliſches Königreich getragen und eben jetzt, zur heiligen Freudenzeit, wird ſie in allen Kirchen, wo Sachſen Meſſe leſen, zu meiner und meines Königs Schmach feierlich verkündigt. Und wie iſt der Sohn der Bosheit nach Canterbury gekommen? . . . Als ein Triumphator mit Roß und Wagen und einem langen ſächſiſchen Heerzuge! . . . ."

Hier gelang es dem verſtändigen Cleriker ſeine Stimme hörbar zu machen.

Dem ſei nicht ſo, wandte er ein, auf einer from-

men Eſelin ſei der Primas eingeritten; wahr ſei es aber, daß das Volk Gewand vor ihm ausgebreitet und, was Grünes in dieſer Winterzeit vorhanden, auf ſeinen Weg geſtreut habe. Der Verbannte ſei als ein müder Mann nach Canterbury zurückgekehrt und habe ſein erzbiſchöfliches Haus, ja ſein Gemach ſeither nicht wieder verlaſſen. Freilich habe der Primas zwei päpſtliche Bullen in ſeinem Gewande nach Engelland gebracht: die eine aber habe er in die Flamme ſeines Herdes geworfen, die andere von ſeinen kriegsluſtigen Clerikern nur mit Widerſtand ſich entreißen laſſen. Herr Thomas ſei am Erlöſchen und die Natur ſelbſt werde Herrn Heinrich von ſeinem Peiniger und Widerſacher in Bälde befreien.

Das ſei die nüchterne Wahrheit. Ein ihm verpflichteter Hausgenoſſe des Primas habe ſie ihm getreulich erzählt.

Der Biſchof aber rannte dieſe Vernunft mit gewaltſamen Worten zu Boden. „Thomas am Erlöſchen?“ ſchrie er. „Bei meiner Biſchofsmütze, drei Lebensgeiſter hat der Zähe, um Deiner Majeſtät zu ſchaden! Thomas ein Friedebringer? Den Krieg bringt er Dir nach Engelland! Ueberall auf ſeinen Wegen tumultuirten die Sachſen und griffen zu ihren Aexten! Ich habe es von Augenzeugen!“

Das schien mir schon damals unmöglich, wie ich die geschwächten Sachsen kannte. Aber ich hörte kaum auf die kollernden Worte des Bischofs, denn alle meine Sinne waren auf meinen König geheftet, dessen Innerstes zu sieden begann.

Er hatte die Berichtigungen des verständigen Clerikers in der Betäubung seines Zornes nicht vernommen.

Jetzt kam die lodernde Flamme zum Ausbruch. Herr Heinrich, von dem Aufruhr oder der Demuth des Primas gleicherweise empört, sprang in sinnlosem Zorne vom Sitz empor und stieß seinen Becher so hart von sich, daß er weit über die Tafel rollte, den Wein in rothen Strömen auf das Linnen vergießend, wie Blut in den Schnee.

„Ich habe ihm verboten meinen Boden zu betreten!“ schrie der König mit bebender Stimme. „Ich weiß, er verbirgt in seinem Busen und Gewande auch einen päpstlichen Bannbrief gegen mich, seinen König. Er hat mir ihn selbst gezeigt, der Böse!“ Jetzt schlug er verzweifelnd die Fäuste gegen einander und wehklagte: „Ich habe ihn gekleidet und geschmückt, wie eine Geliebte. Er hat wie ein schmeichelndes Hündlein das Brod aus meiner Hand gegessen und dieser Teufel von Undankbarkeit tritt mich mit

Füßen, zerreißt mein Haus und zerstört mein Reich."

Er blickte irr über die verstummte Tafelrunde und schleuderte seinen Rittern die beschimpfenden Worte zu: „Ich mäste Knechte! Sie zehren am Mark meiner Länder und strecken die Füße aus unter meinem vollen Tisch; aber keiner dieser Fresser und Schwelger ist Mannes genug, mir einen Verräther vom Halse zu schaffen!"

Während der Herr mit rollenden Augen auf- und niederschritt und sich Keiner mit der Rede an ihn wagte, hatte sich die Mehrzahl der Königsgäste erhoben und umringte den Bischof, diesen mit Fragen und Vorwürfen bestürmend.

Hinter dem Stuhle des Königs stehen geblieben, sah ich am untern Ende der plötzlich gelichteten Tafel Viere zusammensitzen, die sich Blicke zornigen Einverständnisses zuwarfen und im Flüstertone, als hielten sie geheimen Rath, aufgeregte Worte tauschten. Ihre Namen, Herr, sind Euch bekannt, denn die Legende hat sie in alle vier Winde gerufen, sie sind die Unseligsten aller Lebenden und jedes Christenkind in Engelland bekreuzt sich vor ihnen.

Das ist zum Ersten Herr Wilhelm Tracy, der

Spötter, dann Herr Richard aus der Bretagne, Herr Rinald, der Schöne, ein Liebling der Weiber, und letztens Herr Hug, der Einsilbige.

Ich stand zu ferne um ihre Worte zu verstehen, aber ihre Geberden sprachen deutlich genug.

Noch seh' ich, wie Herr Hug sich die Lippe benagte, wie Herr Rinald seine weichen Langhaare um die Finger schlang und zerriß, während Herrn Richard der Zorn dunkelroth in die Stirne stieg und der witzige Mund des Herrn Wilhelm Tracy, der sonst voller Gelächter war, sich zum bittersten Hohne verzog. Dann schienen sie eins geworden und verschwanden zusammen durch eine Hinterthüre.

Ich wandte mich nach dem Fenster und sah die Viere im Schloßhofe ungeduldig auf ihre Rosse harren und sie dann hastig besteigen.

Als ich am Abend dieses schlimmen Christtages in der Kammer meines Herrn erschien, um seinen Jagdbefehl für morgen zu holen, fand ich ihn, wie den Zornmüthigen zu geschehen pflegt, stumm und niedergeschlagen, so daß ich es wagen durfte meinem geängstigten Herzen Luft zu machen.

„Zu Mittag nach Eurer scharfschneidigen Tischrede," begann ich, „sind vier Eurer Gäste," und ich

nannte sie, „spornstreichs verritten, ich meine nach der Küste. — Hätten sie aus Euern entrüsteten Worten einen Wunsch oder einen Befehl herausgehört . . . o Herr! Was dann? Wenn sie Eure Rede in Eure That verwandelten — es wäre nicht Euer Wille.“ —

Er starrte mich an, mühsam seine Gedanken zusammenknüpfend, und antwortete nicht.

„Bei der glückseligen Krippe,“ warnte ich flehentlich, „das ist kein Geringes! Alle Heiligen und Engel wollen Euch behüten, daß Ihr Euch keinen Märtyrer auf die Seele ladet!“ —

Jetzt begriff er mich plötzlich und packte mich an der Schulter. „Wann sind sie verritten?“ fragte er, obwol ich es ihm eben gesagt hatte. „Warum mahnst Du nicht zu guter Zeit, krächzender Rabe?“ —

„Noch ist es nicht zu spät!“ versetzte ich unerschrocken. „Betrachtet die von Mitternacht heranziehenden Schneewolken! Sicherlich tobt die See und sie haben Gegenwind.“

„So sattle meinen Berber,“ befahl er, „er überholt den Sturm. Erreiche die Viere und bring' sie mir zurück. Du ereilst sie mir — ich will es!“

„Herr,“ sagte ich, „sie werden mich nicht hören; denn Ihr habt ihre Ehre aufs Blut gereizt. Besser, ich reite einen andern Weg, erreiche die Küste, wo der

Meeresarm am dünnſten iſt, preſſe dort das ſchnellſte Schiff, wem es gehöre, gelange nach Canterbury vor den vier von Euerm Zorne Gejagten und ſchaffe Herrn Thomas in Euerm Namen Sicherheit.“

„Das iſt Deine Sache!“ drohte er. „Wiſſe Eines: ich will nicht, daß dem Primas ein Leides geſchehe! Wird ein Haar dieſes ehrwürdigen Hauptes gekrümmt, ſo büßeſt Du dafür und baumelſt mir am nächſten Galgen!“

Es hätte dieſer unſinnigen Drohung für mich nicht bedurft. Nie wurde ſchneller geſattelt, nie raſtloſer geritten! Unterwegs erfuhr ich, die Viere hätten ſich dem nächſten Seehafen, welchen ſie den Port der Gnade nennen, zugewendet und eilte quer durch franzöſiſches Land nach Calais, von wo mich ein Schnellſegler in wenig Stunden nach Engelland hinüber brachte, während ich inmitten der ſtürzenden Wellen Gottes liebe Mutter, die mich auch erhörte, inbrünſtig anrief, mich den vier Zornmüthigen nur wenigſtens um zwanzig Ave Maria vorkommen zu laſſen.

Auf engliſchem Boden wurde ich häufig von ſtreifenden geharniſchten Normannen angerufen; denn das Land war in Unruhe und die Sage überall verbreitet, der Primas umgebe ſich in Canterbury mit ſächſiſchen Waffen.

Von dieſem in der Luft herrſchenden Geiſte der Bangigkeit gejagt, trieb ich, auf die fliegende Mähne des Berbers mich beugend, das edle Thier zu raſendem Laufe und dennoch ſchien es mir, als wollten ſich die aus dem Häuſerhaufen von Canterbury aufſteigenden Thürme der Kathedrale, auf die ich meinen Blick unverwandt geheftet hielt, nicht vergrößern.

Als ich mich endlich in Schweiß gebadet den Mauern der Stadt näherte, fand ich die Straße vor dem Thor mit friſch abgehauenen Tannenzweigen und dürftigen Wintermaien, den Zeugen eines friedfertigen Einzuges, beſtreut. —

Ich glitt vom Pferde und führte das ſchnaufende Thier durch eine Hintergaſſe in die Brauerei, wo ich abzuſteigen pflegte; denn ich hatte nicht ſelten meinen König nach Canterbury begleitet, deſſen eben vollendetes Münſter als ein Wunder der neuen Baukunſt galt. Der Hauswirth, ein Sachſe, der zugleich der Alderman von Canterbury war, ſchloß gerade behutſam die Läden der gegen die lange Hauptgaſſe gewendeten Fenſterreihe. Als ich ihn fragte, wozu er am hellen Tage Finſterniß mache, deutete er mir mit der Linken zu ſchweigen und ſchob mich mit der Rechten vor die breite Spalte eines Fenſterbalkens. Ich lugte durch und ſah die Viere von der Königs-

tafel in voller Rüſtung die Gaſſe auf- und nieder-reiten, mit ausgeſtreckten Schwertern auf die Fenſter und die Hausthore weiſend.

„Jeder halte ſich im Hauſe! Keiner ſetze den Fuß auf die Gaſſe!“ gebot Herr Wilhelm Tracy, der ſeinen Rappen vor der Wohnung des Aldermans herumriß, während das Thier aus ſchnaubenden Nüſtern eine Dampfwolke in die kalte Winterluft ausſtieß.

Nachdem der Herr ſein Roß gewendet, wiederholte er den Befehl, nicht in der verächtlichen Weiſe, wie der normänniſche Hochmuth die Sachſen anzufahren pflegt, ſondern mit feierlichem Heroldsrufe.

Die erſchrockenen Bürger gehorchten. Hier ſchloß ſich eine Kaufbude, dort trug ein Hökerweib jammernd ſeine Körbe weg, weiter unten hob eine geängſtete Mutter ihr auf der Gaſſe ſpielendes Kind auf den Arm und flüchtete es heim.

Der witzige Herr Wilhelm war nicht zu kennen. Ernſt und unglücklich ſchauten ſeine Augen unter den ſchwarzen Brauen hervor aus der Bläſſe ſeines Angeſichtes. Es wurde mir deutlich, daß ſich die Viere unterweges geeinigt hatten und die auf ihrer Seele brennenden Schmachworte des Königs nicht mit einer zornigen Mordthat, ſondern mit Gericht und Blut-urtheil zu löſchen gedachten

Auch ich rathſchlagte mit dem Alderman, machte den echten und letzten Willen meines Herrn und Königs geltend und gebot ihm, ſobald die Viere gewichen, ſeine Bürger zu ermuthigen, zu bewaffnen und mit ihnen meines Zeichens zu harren.

Dann ſchlüpfte ich durch Seitengäßchen und erreichte das feſte erzbiſchöfliche Haus, wo ſie mich als Königsknecht und eine in Engelland wohlbekannte Perſon ohne Schwierigkeit, ja bereitwillig wie einen Nothhelfer, einließen.

Sie führten mich in eine prächtige, lieblich erwärmte Halle, wo der Primas unter vielen Clerikern und dienenden Brüdern Tafel hielt, hinter denen ich mich barg, ungern mich geduldend bis der Augenblick es erlaube, mich Herrn Thomas zu nahen.

Er ſelbſt berührte keinen Biſſen, ſondern hielt das geiſterhafte Haupt mit geſchloſſenen Augen in den biſchöflichen Stuhl zurückgelehnt, einen armen, frommen Mann aus Canterbury anhörend, der mit bebender Stimme den Einritt der Viere berichtete.

Nachdem er ihn von der Nähe der Gefahr überzeugt hatte, beſchwor der Sachſe den Primas ſein Leben durch die Flucht zu retten. Ein ängſtliches Gemurmel lief um die Tafel.

Herr Thomas aber regte ſich nicht. „Es iſt genug,“ ſagte er ruhig, ſegnete und entließ den Weinenden. Dann ſprach er: „Gib mir den Kelch!“ und der junge Cleriker, an den er ſich wandte, ein blondlockiger Knabe in weißem faltigen Gewand, reichte ihm eine mit Waſſer gefüllte kriſtallene Schale, die er langſam ausſchlürfte.

Jetzt trat ich vor und warf mich dem Primas zu Füßen. „Ehrwürdiger Vater, ich komme von meinem König! — Ihm iſt bange um Euch!“ rief ich. „Er ſendet mich auf eiligen Schiffen und dampfenden Roſſen, daß ich Euch mit meinem Leibe decke und die königliche Macht über Euer Haupt breite! . . . Auf, fromme Brüder,“ und ich wendete mich an ſeine Cleriker, „auf! Stehet mir bei! Führet Euern Biſchof in ſein innerſtes feſteſtes Gemach! Und ihr Andern, helfet mir die Thore verſperren und die Thüren verrammeln! Iſt nur das erſte Feuer der vier Herren verlodert und ihr erſter Anlauf abgeſchlagen, ſo geleite ich mit Hilfe der Leute von Canterbury den Primas in die nächſte königliche Burg. — Herr Thomas, im Namen der benedeiten Mutter, widerſtrebet nicht! Gebt Euch in des Königs Schutz und Euch wird kein Haar gekrümmt werden!“

Ohne ſich von der Stelle zu rühren, richteten die

Cleriker insgesammt ihre Blicke auf den Primas; doch dieser machte mit wenigen gelassenen Worten meinen Anschlag zu nichte. „Besser als Dir ist der Wille Deines Herrn mir bekannt. Ich lese deutlich in seinem Herzen! Gottes ewiger Rathschluß und der Vorsatz meines Königs erfülle sich an mir!“

„Bei den fünf heiligen Wunden!“ schrie ich, außer mich gerathend, „der König will nicht, daß Ihr hier erwürgt werdet! Trägt er die Schuld, wenn Ihr die trotzige Absicht habt, Euern Leib und des Königs Seele wissentlich und freventlich zu verderben?“ —

Da wandte sich plötzlich Herr Thomas gegen mich und schlug mich mit biblischen Worten: „Hebe dich von hinnen, du Schalk und böser Knecht, denn du bist mir ärgerlich!“ —

Erschrocken sprang ich auf die Füße und wich zurück unter die Cleriker. Ich war betrübt und mehr noch ergrimmt, daß Herr Thomas, der bis heute säuberlich mit mir gefahren war, im Augenblicke, da sein Innerstes offenbar wurde, mir so böse und ehrrührige Namen gab, als wäre ich ein Erzschelm von lange her. — War das nicht eine Ungerechtigkeit? Ich überlasse Euch das Urtheil, jetzt, da Ihr meinen Wandel von jung auf kennt und ich Euch nichts von meiner Blöße verhehlt habe.

Bevor ich den Schmerz dieſes unverdienten Schlages verwunden hatte, wurde die Thüre geöffnet und die vier normänniſchen Herren traten in die Halle, ohne Rüſtung und Waffen, in gewöhnlicher Hoftracht. Sie begrüßten den Primas mit tadelloſer Courtoiſie und feindſeligen Mienen.

Der Biſchof hatte ſich bei ihrem Eintreten in ſeinem Stuhl emporgerichtet und ich wunderte mich über die Erhabenheit ſeiner Geſtalt, aus welcher jede Schwäche gewichen ſchien. Er erwiderte den Gruß ſeiner finſtern Gäſte ebenſo adelig und lud ſie, die Hand leiſe bewegend, an ſeine Tafel. Sie ſetzten ſich.

„Wie ſteht es um meinen Herrn und König?“ fragte er ſie nach einer Weile und erhielt keine Antwort.

„Iſt's Friede?“ fragte er wieder.

Die Viere aber betrachteten den Biſchof, die einen mit geſenkter Stirn unter drohenden Brauen hervor, die andern mit ſcheuen Seitenblicken, nur ein unverſtändliches Gemurmel kam über ihre Lippen.

Zuerſt ermannte ſich Herr Richard, den ſie ſeiner unbezwinglichen Fauſt halben Frappedür, das heißt in unſerer Zunge Schlagehart, nannten. „Im Namen des Königs kommen wir!“ ſagte er.

„Ich glaube Euch,“ verſetzte der Primas. „Ihr,

die Ihr um ihn seid, verstehet seine Winke und erfüllet seinen Willen."

„Hebe den Bann von dem Bischof zu York, Primas, oder hebe Dich selbst aus Engelland!" fuhr Herr Frappedür fort, und der Einsilbige stimmte bei: „Hebe den Bann, oder Dich selbst."

„Nicht ich allein, jetzt hat ihn auch ein Anderer als ich, der heilige Vater in Rom, mit dem Banne belegt," erwiderte Herr Thomas ruhig. „An diesen wende sich mein Bruder in York. Meine Sache kann das nicht länger sein. Ich suche nur den Frieden."

„So entrinnst Du uns nicht, Du Doppelzüngiger!" drang Herr Wilhelm Tracy, der unter den Vieren der gewandteste Redner war, auf den Primas ein. „Befreie den Bischof von dem Banne, den Du auf ihn geschleudert hast! Er brennt ihm stärker auf der Haut als der römische. Genug der Unterscheidungen und Spitzfindigkeiten! Gehorche Deinem Könige und Lehensherrn in geraden Treuen, wie wir Alle thun! Bist Du nicht lediglich ein Geschöpf seiner Gnade? Wer hat Dich aus dem Nichts gezogen und aus einem Sachsen zu einem Menschen gemacht? Woher kommt Dir die erhabene Macht dieses Stuhles? Du Undankbarer, Feindseliger, sprich und bekenne: aus wessen Händen hast Du sie empfangen?" —

Da rief Herr Thomas mit durchdringender Stimme, daß es durch die Halle zitterte:

„Aus den Händen meines Königs zu seinem Gericht!“

Ueber dieser harten Rede geriethen die Viere in Aufruhr. Rinald der Schöne drehte an den Fingern seiner Handschuhe, die er bis jetzt spielend in der Linken gehalten. Herr Richard Frappedür stieß mit Rücken und Fuß seinen Stuhl zurück, daß das Eichenholz krachte und der Einsilbige sagte: „Endet!“

Herr Thomas aber sprach mit heiliger Hoheit: „Ich glaube, Ihr drohet, tapfre Herren? Was will mein König von mir? Was sein ist, will ich ihm geben. Meinen Leib? Hier ist er. Nehmet ihn. Mein Gewissen aber gehört weder ihm noch mir.“ —

„Vergessen wir der ritterlichen Sitte nicht!“ sprach Herr Wilhelm. „Herren, überlasset mir die Fragestellung!“

Er erhob sich und trat in Todtenbläße vor den Primas.

„Thomas Becket, nimmst Du den Bann von dem Bischofe zu York? Rede!“

Herr Thomas aber schwieg und verurtheilte sich damit zum Tode.

„Thomas Becket, Du hast den englischen Boden gegen den Willen Deines Königs und den Spruch

ſeines Parlamentes wieder betreten. Weiche aus Engelland! Zugeſagt iſt Dir freies Geleit bis ans Meer. Wann ziehſt Du von hinnen? Rede!"

Herr Thomas aber ſchwieg.

Eine Weile harrte Herr Wilhelm auf Antwort, dann ſchloß er finſter: „Das iſt Felonie. Dein Blut über Dich!" —

Die Viere verließen den Saal mit gemeſſenen Schritten. Ich wußte, ſie gingen ſich zu waffnen.

Es entſtand nun eine ſo große Stille, daß ich mein Herz wie einen Hammer gegen die Rippen ſchlagen hörte. Da erklang aus dem Schweigen, ſtark und markig, eine Stimme, die ich anfangs nicht erkannte. Sie gehörte Herrn Thomas, der einen ihm gegenüber an der Wand hangenden Crucifixus mit Inbrunſt anſprach:

„Fürſt der Schmerzen, nimm Wohnung in dieſem Leibe!"

Wieder hörte ich lange Zeit nichts als die Schläge meines Herzens. Dann ſprach Herr Thomas zum andern Male und ſtreckte ſeine ſchmalen Hände aus:

„Durchſtich ſie und gewähre mir Deine Paſſion!"

Da erbebte ich in Ehrfurcht und getraute mir nicht länger, das Angeſicht des Herrn Thomas zu

beſehen, weil ich fürchtete, der Dreifaltige habe in ſeinem Leib Einzug gehalten und blicke majeſtätiſch aus ſeinen Augen.

Aber ich raffte mich zuſammen, als ich auf dem Gange Waffenlärm vernahm, ſtürmte nach der Pforte und ſtieß alle Riegel vor. Durch mein Zufahren wie aus dem Banne eines Traumes gelöſt, umringte der ganze Hauſe der Cleriker den Primas, Etliche fielen ihm zu Füßen, Andere, die ihn fortziehen wollten, faßten ſeine Arme, noch Andere umſchlangen ſeine Hüften, um ſich ſeiner zu bemächtigen und ihn mit liebender Gewalt wegzutragen.

Inzwiſchen ſchmetterten Beilſchläge von draußen gegen die Thüre.

Der Primas aber wollte von dem Sitze, wo er gerichtet worden, nicht weichen. Da trat ein ſchlanker, klug blickender Diakon vor ihn hin, legte den Finger auf den Mund und machte ihn auf das feine Geläute eines Glöckleins aufmerkſam, das in dem Tumulte kaum zu vernehmen war. „Es läutet zur Vesper und man erwartet Euch in der Kirche, Vater,“ mahnte er.

Thomas Becket erhob ſich ohne Weigerung, ein Zug ordnete ſich und der Primas durchſchritt hinter dem vorgetragenen Kreuze den langen Gang, der

durch das Innere des bischöflichen Hauses in den Chor der Kathedrale führte. Auch ich wandelte in Reih und Glied mit den psallirenden Pfaffen.“ —

Hier hielt der Armbruster inne. Sein Blick richtete sich auf eine neben ihm auf dem Kaminsimse stehende Sanduhr, in welcher eben die letzten Körner aus dem oberen in das untere Glas rollten. Hans drehte die Uhr und sagte: „Heute jährt es sich und es war zu dieser Stunde des Nachmittags, daß Herr Thomas seinen letzten Gang antrat.

In den Chor des Münsters gelangt, warf er sich vor dem Frohnaltar auf die Kniee, von seinen Clerikern umlagert, deren mehr als einer, an den Bogenthoren des Lettners lauschend, furchtsame Blicke durch die Länge des Schiffes nach dem Hauptportale irren ließ, durch welches die Normannen jeden Augenblick eindringen konnten; denn der Diakon hatte diese Zufluchtsstätte nicht der Festigkeit, sondern der unantastbaren Heiligkeit des Ortes wegen gewählt.

Auch ich hielt das Portal unverwandt im Auge, entschlossen im letzten Augenblicke, nicht gegen die vier Herren das Schwert zu ziehen, — solches war mir als einem Knechte verwehrt, — aber Herrn Thomas mit meinem Leibe zu decken, ob ich die Schuld

vergoſſenen Märtyrerblutes von meinem Herrn und Könige abwende.

Alle Zeit und Friſt nimmt ein Ende. Es klirrte und blitzte unter dem Portal, die Viere traten, geharniſcht vom Wirbel bis zur Sohle, in die Pforte und ſtürmten mit nackten Schwertern durch das Schiff der Kirche. „Mir nach, Getreue des Königs!“ ſchrie Herr Wilhelm Tracy.

Schleunig wollte ich noch die offenſtehenden feſten Gitterpforten ſchließen, die den Chor von der Kirche trennen; aber der Primas, der ſich erhoben und gegen ſeine Mörder gewendet hatte, wehrte es mir mit unwiderſtehlicher Geberde. Seine Cleriker aber alle umdrängten ihn. Die jüngeren und muthigeren füllten die Stufen. Voran auf die unterſte ſtellte ſich feſten Fußes Truſtan Grimm, der das Kreuz trug. Die Anderen ſtanden und knieten um den Biſchof und drückten ſich durcheinander wie eine erſchreckte und verwirrte Heerde, deren Hirte geſchlagen wird.

„Wo iſt der Verräther?“ rief Herr Wilhelm Tracy. Da hielt der tapfere Mönch Truſtan das Kreuz mit beiden Händen gegen ihn empor als einen Schutz und eine Drohung. Ein Schwerthieb, ein Blutſtrahl, und der vom Leibe getrennte Arm ſank mit dem Kreuz auf die Erde. Jetzt griffen die Viere

mit flach fallenden Hieben die geängstigte Pfaffheit an und trieben die auseinanderstürzenden Geschornen in feige Flucht. Ich aber trat neben Herrn Thomas, der mitten vor dem Hochaltare stand, die Arme öffnend, wie der Gekreuzigte über ihm, als hätte sich dieser verdoppelt.

„Der König will, daß Du sterbest!" sprach Tracy und erhob das Schwert. „Es geschehe!" antwortete Herr Thomas.

Ich umschlang ihn mit diesen beiden Armen, fühlte den Schlag niederblitzen und wurde in demselben Augenblicke unter dem Rufe: „Fort, Knecht!" von einer eisernen Faust, die nur dem Frappedür gehören konnte, gepackt und geschleudert, daß ich sausend mit dem Schädel gegen eine Säule fuhr.

Während mir die Sinne schwanden, sah ich ein Blutmeer vor meinen Augen und darin ein sterbendes, lächelndes Haupt.

Wie lange ich auf den Steinplatten lag, ist mir unbewußt. Als meine Sinne wiederkehrten, war ich allein in der Kirche. Ich versuchte mich aufzurichten, aber wagte nicht nach der Leiche des Heiligen hinzublicken, die zwei Schritte von mir entfernt vor dem Altare lag. Das aber sah ich, wieder zurücksinkend,

daß mein Lederkoller mit dem Blute des Gemordeten benetzt war.

Jetzt erhoben sich aus der dunkeln Tiefe des Schiffes zerreißende Klagetöne, das Wehgeschrei wuchs und wuchs und die Kirche füllte sich mit armem sächsischen Volke, das nach seinem Vater schrie und die Rache des Himmels auf die Mörder herabflehte. Mit unheimlicher Hast und Liebe stürzten sich neben mir die Gestalten über den heiligen Leichnam, umfaßten die todten Hände und Füße, küßten die Wunden und wuschen sie mit Thränenströmen. Ihre Kleider und Lumpen aber tunkten sie gierig in das ausgegossene Märtyrerblut.

Endlich brachte ich mich auf die Kniee, zog mit noch umnebelten Sinnen ein Tüchlein hervor und wischte die rieselnden Tropfen von meinem Wams. Da ward mir jammervoll zu Muthe und ich stöhnte:

„Mea culpa, mea maxima culpa.“ — —

Also sprechend ließ sich Hans der Armbruster, als wäre das Vergangene wieder gegenwärtig, stöhnend von seinem Schemel in die Kniee sinken. Herr Burkhard streckte mitleidig seine alten Arme nach ihm aus und tröstete ihn mit liebreichem Zuspruche.

XIII.

Unterdeſſen war das kärgliche Licht des Wintertages zur Neige gegangen, und da gerade ein dichter Tanz von Schneeflocken vor dem Fenſter wirbelte, ward es plötzlich ſo dunkel in dem ſchmalen Gemache, daß die zwei Alten kaum mehr die Züge der eine des andern unterſcheiden konnten. Ein paar letzte Flämmchen zuckten wie Irrlichter über die Kohlen, denn der Erzähler wie der Hörer hatten das Schüren des Feuers vergeſſen und nichts war vernehmbar, als das leiſe Schnarchen des hart vor dem Herde ausgeſtreckten Tapp und das Knuspern eines in der Nähe des Brodkaſtens geſchäftigen Mäuschens.

Da trat der alte Knecht des Chorherrn mit einem Arm voll Holz herein, nährte die Gluth und ließ mit ſchnarrendem Geräuſche die in Ketten hangende, dreiſchnäblige Oellampe nieder, welche nach einer Weile mit ihren gleichmäßig brennenden Lichtern den gewölbten Raum ruhig erhellte.

„Ich bin zu Ende," seufzte der Armbruster. „Denn was wäre noch zu sagen, nachdem Ihr nun jenes blutende und an den Steinstufen zerschlagene Haupt erblickt habt? Was wäre noch zu sagen von dem Könige und mir, seinem armen Knechte? . . . . .

Außer wenn Ihr hören wollt, wie mein Herr unter der immer schwerer drückenden Bürde des heiligen Leichnams zusammenbrach — denn Herr Thomas durfte ihm auch in der Glorie nicht verzeihen — und wie der Friedlose den Knecht als einen Verhaßten und Mitschuldigen von sich trieb. Und doch hat sich Herr Heinrich vor der Gruft seines Getödteten gegeißelt und ihn aufrichtig angebetet, wie es in der Chronik verzeichnet steht."

„Nach der glaubwürdigen Aussage meiner Chronik," bemerkte der Chorherr bedenklich, „hat sich Dein König am Grabe des heiligen Thomas zu Canterbury gegeißelt, aber nicht ohne kluge und weltliche Absichten; denn er wollte sich im Streite gegen die Söhne stärken und die ihm abgewendeten Herzen seiner Sachsen wieder gewinnen. Du selbst, Hans, hast mir offenbart, daß Dein König ein großer Sünder gewesen ist."

„Als ein Gleißner und Heuchler, meint Ihr?" rief der Armbruster entsetzt und fuhr, durch diese Anklage weiter gerissen, fort: „Bei dem dorngekrönten

Haupte Gottes, nie hat ein Menſch redlicher gebetet, als Herr Heinrich in der Stunde, da er die ſteinernen Füße des Heiligen mit Küſſen und Thränen bedeckte! Ein ſächſiſcher Steinmetz hatte ihn abgebildet, auf ſeiner Gruft liegend, die Hände über der Bruſt gekreuzt, ſtill lächelnd. Nicht des Mannes Kunſt, aber die Aehnlichkeit des Bildes war groß; denn er hatte ſich den Primas bei deſſen Lebzeiten wohl eingeprägt und ſich ſeines Antlitzes bemächtigt.

Ich kniete hinter meinem Herrn, während er reuig ſeiner Sünden gedachte, und als er das Fleiſch ſeines Rückens zur Geißelung entblößte, lief es mir heiß und kalt über den meinen. Inbrünſtig bat auch ich den Heiligen, in die Stapfen Gottes zu treten und ſeinen Mördern zu verzeihen.

Inzwiſchen ſtöhnte Herr Heinrich: „Nur den Liebling, das Löwenherz, nimm mir nicht, Du mächtiger Streiter Gottes! Wie wenig habe ich Dich gekannt, Du heiliger Mann, in deſſen Nähe und Athem ich Verworfener zu leben gewürdigt war“ . . . . .

Ein Hornſtoß ertönt. Ich kenne das Signal: ein Reitender aus dem Heerlager meines Königs in Frankreich. Geſchwind werf' ich Herrn Heinrich einen Mantel über die Striemen ſeiner Schultern, trete vor das

Portal, empfange die Botschaft und stürze mit dem Schreiben zu meinem Könige zurück.

Ich glaubte, Herr Thomas habe ihn augenblicklich erhört und ihm Sieg gegeben über die Söhne.

Er bricht zitternd das Siegel, aber die Buchstaben schwimmen ihm vor den Augen. „Lies!“ befiehlt er zornig vor Sehnsucht nach Sieg und Friede; aber was ich las, lautete anders:

„Ich, Richard Graf von Poitou, klage nicht in meiner Sache, sondern in der meines Erziehers und geistlichen Vaters im Himmel, dessen Mörder heil und ledig auf der Erde umhergehen, ohne ein Königsurtheil, welches sie verfolge. Ich verdamme diese Lässigkeit, und damit Niemand daran zweifle, verkündige ich Königen und Völkern, daß ich mich lossage von meinem Vater nach dem Blute, wie er selber von Christus und seinem Zeugen sich losgesagt hat.“

Während ich stammelnd dieser grausamen Schrift Sprache gab, war der Herr mit starren, hervorquellenden Augen an mich herangetreten. Die Stimme versagte mir, er aber fuhr mir mit beiden Händen an die Gurgel. „Das lügst Du, Schandbube!“ schrie er und brach ohnmächtig zusammen.

Herr Thomas aber auf seinem Grabsteine lächelte.“ —

„Genug!“ rief der erbleichende Chorherr und ſtreckte ſeine Hände abwehrend gegen den Armbruſter aus.

Herr Burkhard liebte das Heitere und Ergötzliche, wie das hohe Alter pflegt, das nur noch einen letzten Reſt des Lebens zu genießen hat. Als er den Armbruſter in ſein Gemach zog, war es ihm darum zu thun geweſen, ein paar Geſchichtchen und Menſchlichkeiten aus dem Leben des Heiligen zu belächeln und das Gold des neuen Heiligenſcheines — der Beſcheidenheit zu lieb — ein wenig zu ſchwärzen. Hans aber hatte ihm einen qualvollen Kampf und zwei ſchmerzverzogene Menſchenangeſichter gezeigt, und dieſem Eindrucke war er nicht gewachſen. Er ſuchte nach einem Scherzworte, um ihn abzuſtumpfen.

„Mich tröſtet,“ ſagte er nach einer Weile, „daß Du vor mir ſitzeſt als ein Frommer und Ehrbarer. Wahrlich, Du biſt ein ſchmeidiger Mann, daß Dich Dein König nicht am Gurt erwiſcht und mit hinuntergeriſſen hat.“ —

Der Armbruſter hatte ſich mit funkelnden Augen auf ſeinem Schemel aufgerichtet. Seine Erzählung hatte ihn erleichtert wie eine Beichte und in allen Muskeln geſtärkt; denn er beſaß trotz ſeiner grauen Haare ein tapferes Herz, das die harten Sprüche der

in den menschlichen Dingen verborgenen Gerechtigkeit ertragen konnte.

„Auch ich bin nicht ungeschlagen davongekommen," sagte er, „doch ich verzog mich bei Zeiten und ließ es an mancherlei Heilbringendem nicht fehlen. Ich will Euch das noch in Kürze berichten und wie ich der Jetzige geworden bin.

Die Gäule laufen rascher, wenn es dem Stalle zugeht.

Als ich nach jener Geißelung hinter Herrn Heinrich nach Schloß Windsor zurücktrabte, ward mir zur Sicherheit, daß meines Bleibens im Königsdienste nicht länger sein werde. Seit dem Tode des Primas war ich den Augen meines Königs ein Aergerniß geworden und er hatte mir meine Ohnmacht, jenen aus den Händen seiner Mörder zu reißen, mit zornigen, unbilligen Worten vorgerückt. Wo der Herr mich erblickte, wendete er sich ab. Ein wohlgebildeter Page von vornehmem aquitanischen Geblüte hatte mich Bärtigen im Schenkendienst ausgestochen. Auch auf die Jagd begleitete ich ihn nur noch selten und zu seiner Buße in Canterbury hatte er mich mitreiten lassen, weil er sich vor mir nicht zu schämen brauchte.

Auf Schloß Windsor nahm mich der Waffenmeister,

Herr Rollo, ins Verhör; denn die Geißelung des Königs war ruchbar geworden und wanderte unter den Sachſen, Erbauung und Schadenfreude verbreitend, von Mund zu Munde. Da er die ſchmähliche Wahrheit vernahm, ſchwoll ihm die dunkle Zornader auf der Stirn zum Zerſpringen und er machte ſich nach ſeiner Weiſe Luft mit frechen Worten:

„An ſeine Gruft iſt er gekrochen und hat den Feigling angebetet! Wie mag der Bleiche in ſeiner Höhle gekichert haben! . . . Und daß er ihm noch unter dem Boden hervor einen Stich gab, das iſt der Schlange würdig! . . . Ein gepeitſchter normänniſcher König! . . . Aber es iſt ſich nicht zu wundern! Haſt Du geſehen, Hans, ſchon ſeit Jahr und Tag trägt König Heinrich ein Pfaffengeſicht auf den Schultern!“

Hierin ſagte Herr Rollo die Wahrheit. Das Angeſicht meines Königs war nicht mehr zu kennen. Es war zerfallen und nach unten geſunken. Statt des freudigen Leuchtens von ehemals gab es nur noch einen matten weißen Schein von ſich, wie faules Holz in der Nacht.

„Die engliſche Luft iſt mir ſtinkend geworden!“ zürnte Herr Rollo. „Ich ziehe nach der feuerſpeienden Inſel Sicilia, wo mir ein Neffe lebt. Hans, nimm eine Kohle dort vom Herd“ — wir ſtanden in der

Waffenkammer — „und ſchreibe für mich ein Valet an die Wand, daß ich keinem gegeißelten Könige diene.“ Ich wußte, der edle Herr war des Schreibens unkundig und ich brachte ſeine Gedanken nach Kräften in einen lateiniſchen Spruch, mit deſſen Faſſung er ſich zufrieden gab und der lautete:

„Ego — Normannus Rollo — valedico — regi Henrico.“

Bevor ich aber die Kohle anſetzte, bemerkte ich: „Ich habe dieſelbe Fahrt, Herr.“

„Wie, Du gehſt, Bogner? Der König wird Dich miſſen!“ warf er hin und runzelte die Stirn.

Ich wies auf die blauen Flecken meines gewürgten Halſes und ſagte: „Zum dritten Male ſchon habe ich Herrn Heinrich Unheil verkündet, was Wunder, daß er dem Raben gram wird! Mein Königsdienſt bringt ihm kein Glück mehr. Was ſoll ich ſeinen Zorn reizen! Ich will gehen, bevor er wie König Saul zur ſchlimmen Stunde einen Spieß nach mir wirft. Aber daß Ihr von ihm laſſet, Herr, den er werth und theuer hält als den älteſten Zeugen und die Verkörperung des normänniſchen Ruhms, das wird ihn als ein böſes Omen erſchrecken und verfinſtern.“

Da riß mir der Waffenmeiſter die ungebrauchte

Kohle aus der Hand, warf ſie gegen den Herd und wandte mir finſter brummend den Rücken.

Am ſelben Tage trat ich vor meinen Herrn und bat um Entlaſſung mit ſchwererm Herzen noch, als an jenem erſten Tage meines Herrendienſtes, da ich ihm in demſelben Gemache meine vervollkommnete Armbruſt gezeigt hatte. Er ſchaute mich nicht unfreundlich, nur fremd und traurig an und gnadete mich ab. Ein reicher Mann wurde ich damit nicht, aber meinen ehrlichen Lohn ließ mir Herr Heinrich durch ſeinen Schatzmeiſter ausrichten.

Als ich meine Kammer in Windſor räumte, fand ich in der Tiefe einer Truhe, wohin ich es verſtoßen hatte, das Tüchlein mit dem Blute des Heiligen. Was damit beginnen? Wol war es köſtlicher als der ganze Lohn, den mir König Heinrich hatte verabreichen laſſen, denn ſchon damals wurden die geringſten Ueberbleibſel des Herrn Thomas hundert-, ja tauſendfach mit Gold aufgewogen. Aber es ging mir gegen die Erinnerungen des Gemüthes, ein Blut zu verkaufen, an welchem ich nicht ohne einige Schuld war. Die zwei übrigen Auswege, das blutige Tüchlein an mir zu behalten, oder es zu vertilgen, waren gleicherweiſe bedenklich.

Bevor ich Engelland verließ, verſäumte ich nicht, meinen frühern Meiſter, den Bogner in London, aufzuſuchen. Er hatte mir Gutes erwieſen, und während meines Königsdienſtes war ich ihm abtrünnig geworden. Er empfing mich mit großen Ehrenbezeugungen, denn er wußte nicht, daß ich in Ungnade gefallen war, und lachte und weinte wie ein Kind. Bitterniß und Herzeleid hatten ihn an Leib und Seele geſchwächt. Ich fragte nach Hilde. Sie liege an einem zehrenden Fieber danieder, ſagte er, und führte mich in ihre Kammer.

Als ſie mich erkannte, leuchtete ein Glanz aus ihren tiefliegenden blauen Augen. Sie dankte mir, daß ich gekommen ſei; ſie habe danach gedürſtet, mich noch einmal vor ihrem Sterben zu ſehen. In mir aber ſtieg mit dem Mitleid die alte Liebe mächtig auf, ſo daß ich ihr vorſchlug, gedemüthigt wie ich war durch die Schläge des Schickſals, ſie als mein angetrautes Weib mit mir heimzuführen, wenn ſie nur geſunden könnte. Sie nickte, aber zweifelnd und traurig.

Da fiel mir mein koſtbares Heiligthum ein, denn es war in ganz Engelland ein groß Rühmen und Prahlen von den durch die Reliquien des heiligen Thomas gewirkten Geneſungen und Wunderthaten. Todte ſogar, ſo predigte die ſächſiſche Pfaffheit, ſeien kraft der Be-

rührung mit denſelben in die Zeitlichkeit zurückgekommen. Im ſchnellſten Ritte jagte ich nach Windſor und zurück. Ich eilte mit meinem Tüchlein hinauf in ihre Kammer. Sie ſchlummerte und ich legte es ihr leiſe auf die Bruſt. Da regte ſie ſich, lächelte freundlich, that ein paar ſchwere Athemzüge, ſchlug die Augen ſtrahlend auf und ſchloß ſie wieder mit einem leiſen Seufzer. Herr, ſie war todt.

Da faßte mich ein grimmiger Schreck und Zorn, daß Herr Thomas, der die Todten auferwecke, mich unverſöhnlich verfolge und mir mein Liebes tödte. Ich entfloh und das blutige Tüchlein iſt wol mit ihr eingeſargt worden.

Ich hatte eine ſtürmiſche Meerfahrt und zweimal warf mich die Welle an die engliſche Küſte zurück. Nachdem ich endlich feſten Boden beſchritt, ſtrebte ich nach ſchwäbiſchen Landen; denn die Erfahrung des Lebens hatte mir die Luſt der Wanderung und weltlichen Neugier völlig ausgetrieben. Wie ich einmal wieder mein Roß im Rhein getränkt hatte, zog mich das Heimweh unaufhaltſam ſtromaufwärts, bis durch das Thor Schaffhauſens.

Dort fand ich den Juden Manaſſe verſchollen und wurde als ein weltkundiger und namhafter Mann mit

Ehren aufgenommen. Ehe der Flitter meines Ruhmes verblich, heirathete ich eine junge Wittib, die mir neben zwei Knäblein ihres ersten Bettes einen Thurm in Schaffhausen und einen sonnigen Weinberg am Rheine zubrachte.

Ihr traut es mir zu, Herr, daß ich, obzwar ein adeliger Mann und gewesener Königsknecht, mein Handwerk nicht aufgab, vielmehr unverweilt eine fröhliche Werkstatt aufthat, aus welcher ich bald einen weiten Umkreis von Burgen und Städten mit großem und kleinem Geschoß versah.

Von meinem König aber erfuhr ich nichts, als daß er mit sich und seinen Söhnen nicht zum Frieden kommen konnte.

Da begab es sich eines Tages, daß ich, das ältere Büblein meiner Frau an der Hand, gegen den Rheinsturz hinausging, um mit einer neuen Armbrust über den Strom zu schießen, prüfend in welchem Maße durch den Wirbelwind, der dort über den Wassern schwebt, der Flug des Geschosses gestört werde.

Wie ich nach einem Zielpunkte am jenseitigen Ufer spähe, erblicke ich die graue Gestalt eines Ritters, auf einem Felsblocke sitzend, das Schwert quer über

die Kniee gelegt wie Euer Carolus Magnus hier am Münſterthurme. Meinem Knäblein beginnt es zu grauen und ich zerbreche mir den Kopf, wer das ſeltſam natürliche Bildwerk über Nacht in die Wildniß an den Strom geſetzt habe.

Da hebt der Ritter langſam die geharniſchte Hand empor und ich ſehe, wie er mir winkt. Jetzt erkenn' ich ihn, ſpringe in den Nachen des Fergen, ſtoße mich über und Herr Rollo ruft mir entgegen: „Ich grüße Dich, Schwabe, und lade mich bei Dir zum Nachttrunke.“

Heimkehrend ſagte er mir, er ſei auf der Fahrt nach Palermo. Heute in dies Städtchen am Rheine gekommen, habe er Hengſt und Dienſtleute dort untergebracht und ſei dann, von einem fernen Donnern gelockt, neugierig ſtromabwärts gegangen bis zu dieſem tapfern Waſſerſpiele.

Als wir zuſammen durch die Gaſſen von Schaffhauſen ſchritten und das Volk den gewaltigen alten Herrn beſtaunte, war mir, als hätt' ich vor Zeiten unter einem fremden Rieſengeſchlechte gelebt. Herr Rollo trank manchen Becher meines Weines und lobte ihn. Ich aber wagte endlich eine Frage nach meinem Herrn und Könige. Da blies der Waffenmeiſter in

die Luft und ich verstand, Herrn Heinrichs Seele von hinnen gefahren.

„Und sein Sterben?“ fragt' ich angstvoll, „wie war es?“

„Unpfäffisch!“ gab er zur Antwort. „Ein rother Vaterzorn hat ihn wie der Strahl getödtet. Dein Abgott, der Knabe Richard, hatte ihn mit Hilfe des Capetingers unter sich gebracht und forderte als erste Bedingung des Friedens einen väterlichen Segen, wenn es auch nur die leere Geberde wäre.

Da erhob sich Herr Heinrich, von meinen Armen gehalten, voll stillen Grimmes auf seinem Siechbette und streckte gezwungen seine Rechte über den Sohn aus. Aber die falsch segnenden Finger zog der Sterbekrampf zusammen und sie erstarrten in der Luft.“

„Haltet ein, Herr Rollo!“ rief ich schaudernd, und nach einer Weile fuhr ich fort: „Gestattet Ihr es, so begleite ich Euch eine Strecke weit, ich will eine Wallfahrt thun zu der schwarzen Muttergottes von Einsiedeln, mich verlangt, für die Seele meines Herrn zu beten.“

Am zweiten Tage erreichten wir die unfruchtbare Hochebene, wo Meinrads Zelle liegt. Herr Rollo kehrte

nicht an, er wandte und spornte sein Pferd, indem er mit leichtem Kopfnicken von mir Abschied nahm und gegen die Thürme des Klosters ausspie.

Ich aber stieg von meinem Thiere und zog mit nackten Füßen und barem Haupte zu der Heilsstätte. Nachdem ich dort alles Uebliche und Reinigende verrichtet, trank ich zum Abschiede noch einmal von jeglicher Röhre des Brunnens, der, wie Ihr wißt, dem gesegneten Leibe St. Meinrads entsprungen ist.

Wie ich den andächtigen Mund von einer Röhre weghebe, sehe ich an der nächsten das durstige Haupt eines Pilgers hangen, dem der rechte Aermel leer an der Seite niederfiel. Jetzt erhob auch er das Angesicht gegen mich und wir schauten uns in die Augen.

Ehe wir uns dessen weiter versahen, waren wir Beide aufgesprungen und hielten uns an den Gurgeln — Trustan Grimm und ich.

Da erscholl neben uns ein kräftiger Baß: „Hände weg!“ und ein blühender junger Mönch fragte uns nach Herkommen und Heimat.

Als er erfuhr, der Eine von uns sei der Kreuzträger des heiligen Thomas, der Andere der Leibknecht König Heinrichs gewesen, fand er es verzeihlich, daß wir uns an die Hälse gefahren, schied uns aber

mit gleichmäßiger Buße, Jedem ſeine Zahl Vaterunſer auferlegend, und der ehrlichen Predigt, kleine Leute hätten ſich nicht in den Streit großer Herren zu miſchen, zumal wenn dieſe ſchon an einem der drei jenſeitigen Orte ihren richtigen Platz gefunden hätten.

So zog Jeder von uns ſeine Straße. Ich in meine Werkſtatt am Rhein, Truſtan Grimm nach dem heiligen Grabe, noch etwas Böſes gegen die lauen ſchwäbiſchen Pfaffen in ſeinen rothen Bart murmelnd.

Nach zehn Jahren erhob der noch heute regierende Papſt, dem Schrei Engellands und der Chriſtenheit Gehör gebend, Herrn Thomas in den leuchtenden Kreis der Kirchenheiligen. Statt der geforderten drei Wunder wurden deren über hundert vermeldet und verbürgt, und das verdienſtliche Sterben auf den Stufen des Altars wog nicht weniger in der Schale ſeiner Würdigkeit.

Als ſolches den chriſtlichen Ländern verkündigt wurde, ſchrieb ich den Namen des Herrn Thomas in meinen ſelbſtgefertigten Kalender ein, hart unter die kleinen erſten Märtyrer, die unſchuldigen Kindlein von Bethlehem, mit welchen er freilich, den gewalt-

ſamen Tod durchs Schwert ausgenommen, nur wenig gemein hat.“ —

In dieſem Augenblicke fuhr Tapp ſcharf bellend auf und bald antwortete ihm von der Gaſſe herauf Rüdengeheul und Roßgeſtampf. Ein greller Fackelſchein fuhr durch das Zimmer und wie die Beiden in den hölzernen Söller hinaustraten, erkannte der Armbruſter an der Spitze des die ſteile Gaſſe herabreitenden Jagdzuges ſeinen Gönner und Schuldner, Herrn Kuno, und wurde auch von ihm erkannt. Denn während die Linke des jungen Chorherrn den Zügel kürzte, riß er mit der Rechten einen vollen Lederſäckel aus ſeinem Gewande hervor, welchen er dem Armbruſter in großmüthiger Laune entgegenſtreckte.

Hans wollte ſich beurlauben, doch Herr Burkhard legte ihm die zitternde Hand auf die Schulter.

„Freund,“ ſagte er, „nächtige Du unter dem Dache von St. Felix und Regul! Hat Dich doch der heute hier regierende Heilige einen Schalksknecht genannt und möchte Dir leichtlich, unverſöhnt wie er iſt, auf Deinem finſtern Wege zur Herberge Fallſtrick und Hinterhalt legen. Gehe jetzt und erhebe Deine Schuld bei Herrn Kuno, ehe die Würfel raſſeln. Unterdeſſen

wird Dir das Lager in meiner Kammer gerüſtet. Ich ſchlafe wenig und es iſt mir lieb, heute Nacht einen lebendigen Athem neben mir zu hören, denn ich fürchte, das blutige Haupt des Herrn Thomas könnte mir im Dunkel der Nacht vorſchweben!

Morgen aber, als am Tage des gottſeligen Königs David, magſt Du getroſt Deines Weges fahren.“

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.

Die Verſuchung des Pescara.

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Siebente Auflage.

Leipzig,
Verlag von H. Haeſſel.
1893.

-30713-

Erſtes Capitel.

In einem Saale des mailändiſchen Caſtelles ſaß der junge Herzog Sforza über den Staatsrechnungen. Neben ihn hatte ſich ſein Kanzler geſtellt und erklärte die Zahlen mit gleitendem Finger.

„Eine furchtbare Ziffer!“ ſeufzte der Herzog und entſetzte ſich vor der Summe, welche die mit Eile betriebenen Feſtungsarbeiten verſchlungen hatten. „Wie viele Schweißtropfen meiner armen hungernden Lombarden!“ Und um dem Anblick der verhängnisvollen Zahl zu entrinnen, ließ er die melancholiſchen Augen über die Wände laufen, die mit hellfarbigen Fresken bedeckt waren.

Links von der Thür hielt Bacchus ein Gelag mit ſeinem mythologiſchen Geſinde, und rechts war als Gegenſtück die Speiſung in der Wüſte behandelt von einer flotten, aber gedankenloſen, den heiligen Gegenſtand bis an die Grenzen der Ausgelaſſenheit verweltlichen-

den Hand. Oben auf der Höhe, klein und kaum ſichtbar, ſaß der göttliche Wirth, während ſich im Vordergrunde eine luſtige Geſellſchaft ausbreitete, die an Tracht und Miene nicht übel einer Mittag haltenden lombardiſchen Schnitterbande glich und zum Lachen alle Gebärden eines geſunden Appetites verſinnlichte.

Der Blick des Herzogs und der demſelben aufmerkſam folgende ſeines Kanzlers fielen auf ein ſchäkerndes Mädchen, das, einen großen Korb am Arme, wohl um die überbleibenden Brocken zu ſammeln, ſich von dem neben ihr gelagerten Jüngling umfangen und einen geröſteten Fiſch zwiſchen das blendend blanke Gebiß ſchieben ließ. „Die da wenigſtens verhungert noch nicht," ſcherzte der Kanzler mit muthwilligen Augen.

Ein trübes Lächeln bildete und verflüchtigte ſich auf dem feinen Munde des Herzogs. „Warum Feſtungen bauen?" kam er auf den Gegenſtand ſeiner Sorge zurück. „Das iſt ein ſchlechtes Geſchäft! Pescara, der große Belagerer, wird ſie ſchnell wegnehmen und mir dann noch die Kriegskoſten aufhalſen. Höre, Girolamo," und er richtete ſeinen binſenſchlanken Körper in die Höhe, „laß mich weg aus deinen geheimen Bündniſſen und Artikeln, du unermüdlicher Zettler! Ich will nichts

davon wiſſen. Du richteſt mich und meine Lombarden zu Grunde, du Strafe Gottes! Ich will mich nicht an dem Kaiſer verſündigen: er iſt mein Lehensherr. Und lieber will ich mich von ſeinen hölliſchen Spaniern ſchinden laſſen, als daß mich meine neuen Bundesgenoſſen voranſchieben und verrathen.“ Wie ein ſich Aufgebender ließ er ſich, die ſpitzen Kniee vorgeſtreckt, in ſeinen Seſſel niedergleiten und rief voller Verzweiflung: „Ich will eine Muhme oder eine Schweſter des Kaiſers heirathen! Das ſollſt du veranſtalten, wenn du der große Staatsmann biſt, der zu ſein du dir einbildeſt.“

Der Kanzler brach in ein zügelloſes Gelächter aus.

„Du haſt gut lachen, Girolamo. Von den ſteilſten Dächern herabrollend, kommſt du wie eine Katze immer wieder auf die Füße zu ſtehen! Ich aber gehe in Stücke! Ich und mein Herzogthum verflüchtigen uns in dem Hexenkeſſel, der in deinem Kopfe brodelt. Miſerere: eine Liga mit dem heiligen Vater, mit San Marco, mit den Lilien! O die böſe Klimax! O die unheilige Dreieinigkeit! Dem Papſte traut man nicht über den Weg, weder ich noch irgend einer. Er iſt ein Medici! Marcus aber, mein natürlicher Feind und

Nachbar, iſt der ruchloſeſte aller Heiligen. Und nun gar Frankreich, das mir den Vater in einem Kerkerloche verweſen ließ und den armen Bruder Max, den du verkauft haſt, du Schlimmer, in Paris verſorgt!“ Die beweglichen Züge des fürſtlichen Knaben entſtellten ſich, als ſehe er den Genius ſeines Hauſes die Fackel langſam ſenken und auslöſchen. Eine Thräne rann über ſeine magere Wange.

Der Kanzler ſtreichelte ſie ihm väterlich. „Sei nicht unklug, Fränzchen,“ tröſtete er. „Ich hätte den Max verrathen? Keineswegs. Es war die Logik der Dinge, daß er ſich gab nach der Zermalmung der Schweizer. Ich habe ſeine Rente mit König Franz vereinbart und noch um ein Gutes hinaufgemarktet. Er ſelbſt ſah ein, daß ich es redlich mit ihm meine, und dankte mir. Er iſt ein Philoſoph, ſage ich dir, der die Welt von oben herunter betrachtet, und da er zu Roſſe ſtieg, um von hinnen zu ziehen, hat er, ſchon im Bügel, noch Weisheit geredet. „Ich ſegne den Himmel,“ ſprach er, „daß ich in Zukunft nichts mehr zu ſchaffen habe mit den groben Fäuſten der Schweizer, den langen Fingern des Kaiſers“ — er meinte die hochſelige Majeſtät, Fränzchen — „und den ſpa-

niſchen Meuchlerhänden.“ Auch hatte der Max gar nicht das Zeug, einen italieniſchen Fürſten darzuſtellen, plump und unreinlich wie er iſt. Da biſt du denn doch eine andere Erſcheinung, Fränzchen. Du haſt etwas Fürſtliches, wenn du dich aufrecht hältſt, und dazu die Kunſt der Rede, die du von deinem unvergleichlichen Vater dem Mohren geerbt. Ich ſage dir, du wirſt mit den Jahren noch der klügſte und glücklichſte Fürſt in Italien werden.“

Der Herzog betrachtete ſeinen Kanzler zweifelnd. „Wenn du mich nicht vorher verkaufſt und mein Leibgeding in die Höhe markteſt,“ lächelte er.

Morone, der jetzt in ſeinem langen ſchwarzen Juriſtenrocke vor ihm ſtand, entgegnete zärtlich: „Mein holdſeliges Fränzchen! Dir thue ich nichts zu Leide. Du weißt ja, daß du mir ins Herz gewachſen biſt. Du bleibſt der Herzog von Mailand, ſo wahr ich der Morone bin. Aber du mußt dich hübſch belehren und überzeugen laſſen, was zu deinem Beſten dient.“

„Nicht einen einzigen guten Grund haſt du mir gegeben für deine neugebackene Liga! Und ich will mich einmal nicht empören gegen meinen Lehensherrn! Das iſt ſündhaft und gefährlich.“

Schnellen Geistes wählte der Kanzler unter den Truggestalten und Blendwerken, über welche seine Einbildungskraft gebot, eine hinreichend wahrscheinliche und wirksame Larve, um sie seinem beweglichen Gebieter entgegenzuhalten und ihn damit heilsam zu erschrecken.

„Fränzchen," sagte er, „der Kaiser ist für dich eine verschlossene Pforte. Hast du ihm nicht die rührendsten Briefe geschrieben und er hat niemals geantwortet! Es ist ein in der Ferne verschwindender Jüngling und, wie man behauptet, die geduldige Wachspuppe in den formenden Händen seiner burgundischen Höflinge. Da bist du ihm überlegen, du beurtheilst die Dinge selbständig. Das Wetter aber in Madrid macht der Borbone, der verschwenderische Connétable, der das Gold mit vollen Händen auswirft und dessen Treue außer allem Verdachte steht, da er seinen König Franz verrathen hat und jetzt in Ewigkeit zum Dienste des Kaisers verdammt ist. Der Borbone aber will Mailand. Dein Lehen ist ihm zugesagt. Er ist ein Gonzaga von der Mutter her und strebt nach einem italienischen Throne. Warum kann sich der Kaiser nicht entschließen dich zu belehnen, nachdem du ihm Hunderttausende bezahlt hast? Weil er dein Mailand dem

Borbone zudenkt, darauf nehme ich Gift. Dieſer iſt ſeiner Sache gewiß. Unlängſt, da du mich in das kaiſerliche Lager ſendeteſt, hat er mich mit Liebkoſungen faſt erdrückt und mir ſogar einen Beutel zugeſteckt, um mich auf die günſtige Stunde vorzubereiten. Denn freilich ſind wir alte Bekannte von der franzöſiſchen Herrſchaft her."

Das war Lüge und Wahrheit: der Connétable hatte in einer tollen Weinlaune einen witzigen Einfall ſeines Gaſtes fürſtlich belohnt.

„Und du nahmſt, Ungeheuer?" entſetzte ſich der Herzog.

„Mit dem beſten Gewiſſen von der Welt," erwiderte Morone leichtfertig. „Weißt du nicht, Fränzchen, was die Caſuiſten lehren, daß ein Weib ſoviel nehmen darf, als man ihr giebt, wenn ſie nur ihre Tugend behauptet? Das gilt auch für Miniſter und erlaubt mir, in dieſer kargen Zeit unter Umſtänden auf mein Gehalt zu verzichten. Dafür kannſt du dir zuweilen ein gutes Bild kaufen, Fränzchen. Du mußt auch deine ehrbare Ergötzung haben."

Sforza war erbleicht. Das Schreckbild des Borbone in ſeiner Burg und in ſeinem Reiche, welche

beide dieſer ſchon einmal — vor ſeinem berühmten Verrath — Jahre lang als franzöſiſcher Statthalter beſeſſen hatte, brachte ihn um alle Beſinnung. „Ich habe immer geglaubt, und es verfolgt mich auf Schritt und Tritt,“ jammerte der Aermſte, „daß der Borbone mein Mailand haben will. Rette mich, Girolamo! Schließe die Liga! ohne Verzug! Sonſt bin ich verloren.“ Er ſprang auf und ergriff den Kanzler am Arm.

Dieſer erwiderte gelaſſen: „Ja, das geht nicht ſo geſchwind, Fränzchen. Doch wird ſich vielleicht heute noch etwas dafür thun laſſen. Es trifft ſich. Geſtern iſt die Excellenz Naſi — nicht der Horatius, ſondern der ſchöne Lälius — bei unſerm Wechsler Lolli abgeſtiegen, und durch einen glücklichen Zufall auch Guicciardin hier angekommen, der trotz ſeiner Borſten im Vatican eine angenehme Perſon iſt. Mit dieſen zwei geſcheiten Leuten ließe ſich reden, und ich habe den Venezianer und den Florentiner an deine Abendtafel geladen, da ich weiß, daß du ein harmloſes Geplauder und eine unterhaltende Geſellſchaft liebſt.“

„O verfluchte, nichtswürdige Verſchwörung!“ klagte der Herzog wankelmüthig.

„Und auch noch ein Anderer ist eingeritten, im Morgengrauen. Dieser hat sich auf die dritte Stunde Nachmittags angesagt, er wolle erst ausschlafen.“

„Ein Anderer? Welcher Andere?“ Der Herzog zitterte.

„Der Borbone.“

„Gott verpeste den bleichen Verräther!“ schrie Sforza. „Was will Der hier?“

„Das wird er selbst dir sagen. Horch! es läutet Vesper im Dome.“

„Empfange du ihn, Kanzler!“ flehte der Herzog und wollte durch eine Thür entwischen. Morone aber ergriff ihn am Arm und führte ihn zu seinem Sessel zurück. „Ich bitte, Hoheit! Es geht vorüber. Wenn der Connétable eintritt, erhebe sich die Hoheit und empfange ihn stehend. Das kürzt ab.“ Er umkleidete seinen Herrn mit dem am Stuhle hangen gebliebenen Mantel, und dieser nahm allmählig, seine Angst bekämpfend, eine fürstlichere Haltung an, indem er seinen hübschen Wuchs geltend machte und den natürlichen Anstand, den er besaß.

Inzwischen blickte der Kanzler durch das Fenster, das den Schloßplatz und hinter demselben den Umriß

eines der neu angelegten Bollwerke des Caſtelles zeigte. „Köſtlich!“ ſagte er. „Da ſteht dieſer treuherzige Connétable, zehn Schritte vor ſeinem Gefolge, und zeichnet unbefangen unſere neue Schanze in ſein Taſchenbuch. Ich will nur gehen und ihn einführen.“

Da er mit Morone eintrat, der berühmte Verräther, eine ſchlanke und hohe Geſtalt und ein ſtolzes, farbloſes Haupt mit feinen Zügen und auffallend dunkeln Augen, eine unheimliche, aber große Erſcheinung, verbeugte er ſich höflich vor Franz Sforza, der ihn ſcheu betrachtete.

„Hoheit,“ ſprach Karl Bourbon, „ich bezeuge meine ſchuldige Ehrerbietung und bitte um Gehör für eine Botſchaft der kaiſerlichen Majeſtät.“

Herzog Franz antwortete mit Würde, daß er bereit ſei den Willen ſeines erhabenen Lehensherrn ehrfürchtig zu vernehmen, wankte dann aber und glitt in ſeinen Seſſel zurück.

Als der Connétable den Herzog ſich ſetzen ſah, blickte auch er ſich nach einem Stuhl oder wenigſtens nach einem Schemel um. Nichts dergleichen war vorhanden und auch kein Page gegenwärtig. Da warf er ſeinen koſtbaren Mantel dem Herzog gegenüber an den

Marmorboden und lagerte sich geschmeidig, den linken Arm aufgestützt, den rechten in die Hüfte setzend. „Hoheit erlaube," sagte er.

Karl Bourbon lebte seit seinem Verrathe in einer sengenden und verzehrenden Atmosphäre des Selbsthasses. Niemand, sogar der Vornehmste nicht, hätte es gewagt, den stolzen Mann auch nur mit einer Miene an seine That zu erinnern und ihn das Urtheil errathen zu lassen, welches die öffentliche Meinung seines Jahrhunderts einstimmig und mit ungewöhnlicher Härte über ihn gefällt hatte, aber er kannte dieses strenge Urtheil und sein Gewissen bestätigte es. Die gründlichste Menschenverachtung brachte er, bei sich selbst anfangend, der ganzen Welt entgegen, doch beherrschte er sich vollkommen, und Niemand benahm sich tadelfreier und redete farbloser, jeden Hohn, jede Ironie, selbst die leiseste Anspielung sich und damit auch den Andern untersagend. Nur selten verrieth, wie eine plötzlich aus dem Boden zuckende Flamme, ein hölliſcher Witz oder ein cynischer Spaß den Zustand seiner Seele.

Nachdem der Connétable eine Weile gesonnen, begann er mit angenehmer Stimme und einer leichten Wendung des Kopfes: „Ich bitte Hoheit, mich nicht

entgelten zu laſſen, was meine Sendung Unwillkommenes für Sie haben könnte. Meine Perſon völlig zurückſtellend, übermittle ich der Hoheit einen Beſchluß der kaiſerlichen Majeſtät, welchen dieſelbe in ihrem Miniſterrathe gefaßt hat, allerdings nach Vernehmung ihrer drei italieniſchen Feldherrn, Pescara, Leyva und meiner Unterthänigkeit."

„Wie befindet ſich Pescara?" fragte der Kanzler, der in gleicher Entfernung von den zwei Hoheiten ſtand, frech dazwiſchen. „Iſt er geheilt von ſeiner Speerwunde bei Pavia?"

„Freundchen," verſetzte der Connétable geringſchätzig, „ich bitte Euch, nicht zu reden, wo Ihr nicht gefragt werdet."

Da nahm der Herzog die Frage auf. „Herr Connétable," ſagte er, „wie befindet ſich der Sieger von Pavia?"

Bourbon verneigte ſich verbindlich. „Ich danke der Hoheit für die huldvolle Nachfrage. Mein erlauchter und geliebter College Ferdinand Avalos Marcheſe von Pescara iſt völlig hergeſtellt. Er reitet ohne Beſchwerde ſeine zehn Stunden." Dann fuhr er fort: „Laſſet mich jetzt zur Sache kommen, Hoheit. Bittere Arznei will

ſchnell gereicht ſein. Die kaiſerliche Majeſtät wünſcht ſehr, daß die Hoheit zurücktrete aus der neuen Liga, die Sie mit der Heiligkeit, den Kronen von Frankreich und England und der Republik Venedig abgeſchloſſen hat oder abzuſchließen im Begriffe iſt."

Jetzt fand der Herr von Mailand den Fluß der Rede und betheuerte mit gut geſpieltem Erſtaunen und herzlicher Entrüſtung, daß ihm von einer ſolchen Liga nichts bekannt ſei und er ſelbſt ſicherlich der Erſte wäre, nach ſeiner Lehenspflicht den Kaiſer ungeſäumt zu unterrichten, wenn ſeines Wiſſens in Oberitalien Derlei gegen die Majeſtät geſponnen würde. Und er legte die Hand auf das feige Herz.

Mit vorgebogenem Haupte höflich lauſchend, ließ der Connétable den jungen Heuchler ſeine Lüge in immer neuen Wendungen wiederholen. Dann erwiderte er in kühlem Tone, mit einer unmerklichen Färbung verächtlichen Mitleids: „Die Worte der Hoheit unangetaſtet, muß ich glauben, daß Dieſelbe von der Sachlage nicht genau unterrichtet iſt. Wir denken es beſſer zu ſein. Der Friede zwiſchen Frankreich und England mit einer böſen Abſicht gegen den Kaiſer iſt eine Thatſache, die uns mit Sicherheit aus den Niederlanden ge-

meldet wurde. Ebenſo gewiß ſind wir, daß in Oberitalien gegen uns gerüſtet wird. Und ſoweit ſich der heilige Vater beurtheilen läßt, ſcheint auch er, den wir verwöhnt haben, ſich verdeckt gegen uns zu wenden. Zu unterſcheiden, was gethan und was im Werden iſt, kann nicht unſere Aufgabe ſein: wir bauen vor. Ehe die Liga," fügte er mit leiſerer Stimme bedeutſam hinzu, „einen Feldherrn gefunden hat."

Dann ſtellte er ſeine Forderung: „Hoheit giebt uns Sicherheit, in Monatsfriſt, daß Sie Neutralität hält. Das iſt die inſtändige Bitte kaiſerlicher Majeſtät. Unter Sicherheit aber verſteht ſie: Verabſchiedung der Schweizer, Beurlaubung der lombardiſchen Waffen auf die Hälfte, Einſtellung aller und jeder Feſtungsbauten und Ueberlaſſung dieſes erfindungsreichen Mannes" — er wies mit dem Haupte ſeitwärts — „an kaiſerliche Majeſtät. Wo nicht" — und er erhob ſich ungeſtüm, als wollte er zu Pferde ſpringen — „wo nicht, blaſen wir zum Aufbruch, den letzten September, um Mitternacht, keine Stunde früher, keine ſpäter, und beſetzen in wenigen Märſchen das Herzogthum. Hoheit überlege." Er verbeugte ſich und ſchied.

Da ihm Morone das Geleite geben wollte, verfiel

Bourbon in eine ſeiner tollen Launen und wies den Kanzler mit einer poſſenhaften Gebärde ab. „Adieu, Pantalon mon ami!“ rief er über die Schulter zurück.

Morone gerieth in Wuth über dieſe Benennung, welche ſeiner Perſon allen Ernſt und Werth abzuſprechen ſchien, und entrüſtet auf und nieder ſchreitend, verwickelte er ſich mit den Füßen in den liegen gebliebenen Mantel des Connétable; der junge Herzog aber hielt den Kanzler feſt, hing ſich ihm an den Arm und weinte: „Girolamo, ich habe ihn beobachtet! Er glaubt ſich hier ſchon in dem Seinigen. Schließe ab! heute noch! Sonſt entthront mich dieſer Teufel!“

Noch lag der hilfloſe Knabe in den Armen ſeines Kanzlers, als ein greiſer Kämmerer den Rücken vor ihm bog und feierlich das Wort ſprach: „Die Tafel der Hoheit iſt gedeckt.“ Die Beiden folgten ihm, der mit wichtiger Miene durch eine Reihe von Zimmern voranſchritt. Eines derſelben, ein Cabinett, das keinen eigenen Ausgang hatte, ſchien mit ſeiner Tapete von moosgrünem Sammet und ſeinen vier gleichfarbigen Schemeln ein für trauliche Mittheilungen beſtimmter Schlupfwinkel zu ſein. In ſeiner Mitte blieb der Herzog verwundert ſtehen, denn die Hinterwand des ſonſt

leeren Raumes füllte jetzt ein Bild, das er nicht als ſein Eigenthum kannte. Es war heimlich in den Palaſt gekommen, eine ihm bereitete Ueberraſchung, das Geſchenk des Markgrafen von Mantua, wie auf dem Rahmen zu leſen ſtand. Der Herzog ergriff ſeinen Kanzler an der Hand und beide Italiener näherten ſich mit leiſen Tritten und einer ſtillen, andächtigen Freude dem machtvollen Gemälde: auf einem weißen Marmortiſchchen ſpielten Schach ein Mann und ein Weib in Lebensgröße. Dieſes, ein helles und warmes Geſchöpf in fürſtlichen Gewändern, berührte mit zögerndem Finger die Königin und forſchte zugleich verſtohlenen Blickes in der Miene des Mitſpielers, der, ein Krieger von ernſten und durchgearbeiteten Zügen, in dem ſtreng geſenkten Mundwinkel ein Lächeln verſteckte.

Beide, Herzog und Kanzler, erkannten ihn ſogleich. Es war Pescara. Die Frau errieth ſie mit Leichtigkeit. Wer war es, wenn nicht Victoria Colonna, das Weib des Pescara und die Perle Italiens? Sie konnten ſich nicht von dem Bilde trennen. Sie fühlten, daß ſein größter Reiz die hohe und zärtliche Liebe ſei, welche die weichen Züge der Dichterin und die harten des Feldherrn in ein warmes Leben verſchmolz, und

nicht minder die Jugend der Beiden, denn auch der benarbte und gebräunte Pescara erſchien als ein heldenhafter Jüngling.

In der That, achtzehnjährig Beide, waren ſie mit einander an den Altar getreten, und ſie hatten ſich mit Leib und Seele Treue gehalten, oft und lang getrennt, ſie bei der keuſchen Ampel in Italiens große Dichter vertieft, er vor einem glimmenden Lagerfeuer über der Karte brütend, dann endlich wieder auf Iſchia, dem Beſitzthum des Marcheſe, wie auf einer ſeligen Inſel ſich vereinigend. Solches wußte das ſittenloſe Italien und zweifelte nicht, ſondern bewunderte mit einem Lächeln.

Auch die zwei vor dem Bilde Stehenden empfanden die Schönheit dieſes Bundes der weiblichen Begeiſterung mit der männlichen Selbſtbeherrſchung. Sie empfanden ſie nicht mit der Seele, aber mit den feinen Fingerſpitzen des Kunſtgefühls. So wären ſie noch lange geſtanden, wenn nicht der Kammerherr unterthänig gemahnt hätte, daß zwei Geladene im Vorzimmer des Eßſaales warteten. Durch ein paar Thüren wurde jenes erreicht und, nach einer kurzen Vorſtellung der Gäſte, dieſer betreten.

Jetzt saßen die Viere an der nicht überladenen, aber ausgesuchten Tafel. Während des ersten leichten Gespräches besah sich der Herzog insgeheim seine Gäste. Keine Gesichter konnten unähnlicher sein als diese dreie. Den häßlichen Kopf und die grotesken Züge seines Kanzlers freilich wußte er auswendig, aber es fiel ihm auf, wie ruhelos dieser heute die feurigen Augen rollte und wie über der dreisten Stirn das pechschwarze Kraushaar sich zu sträuben schien. Daneben hob sich das Haupt Guicciardins durch männlichen Bau und einen republikanisch stolzen Ausdruck sehr edel ab. Der Venezianer endlich war eines schönen Mannes Bild mit einem vollen weichen Haar, leise spottenden Augen und einem liebenswürdigen verrätherischen Lächeln. Auch in der Farbe unterschieden sich die drei Angesichter. Die des Kanzlers war olivenbraun, der Venezianer besaß die durchsichtige Bläße der Lagunenbewohner, und Guicciardin sah so gelb und gallig aus, daß der Herzog sich bewogen fühlte ihn nach seiner Gesundheit zu fragen.

„Hoheit, ich litt an der Gelbsucht," versetzte der Florentiner kurz. „Die Galle ist mir ausgetreten, und das ist nicht zum Verwundern, wenn man weiß, daß

mich die Heiligkeit in ihre Legationen verſendet hat, um dieſelben zu einem ordentlichen Staate einzurichten. Da ſchaffe einer Ordnung, wo die Pfaffen Meiſter ſind! Nichts mehr davon, ſonſt packt mich das Fieber, trotz der geſunden Luft von Mailand und den guten deutſchen Nachrichten.“ Er wies eine ſüße Schüſſel zurück und bereitete ſich mit mehr Eſſig als Oel einen Gurkenſalat.

„Nachrichten aus Deutſchland?“ fragte der Kanzler.

„Nun ja, Morone. Ich habe Briefe von kundiger Hand. Die Mordbauern ſind zu Paaren getrieben und — das Schönſte — Fra Martino ſelbſt iſt mit Schrift und Wort gewaltig gegen ſie aufgetreten. Das freut mich und läßt mich an ſeine Sendung glauben. Denn, Herrſchaften, ein weltbewegender Menſch hat zwei Aemter: er vollzieht, was die Zeit fordert, dann aber — und das iſt ſein ſchwereres Amt — ſteht er wie ein Gigant gegen den aufſpritzenden Giſcht des Jahrhunderts und ſchleudert hinter ſich die aufgeregten Narren und böſen Buben, die mitthun wollen, das gerechte Werk übertreibend und ſchändend.“

Der Herzog war ein wenig enttäuſcht, denn er liebte Krieg und Aufruhr, wenn ſie jenſeits der Berge

wütheten und ſeine Einbildungskraft beſchäftigten, während er ſelbſt außer Gefahr ſtand. Der Kanzler aber that einen Seufzer und ſagte mit einem wahren menſchlichen Gefühle: „In Germanien mag nun viel Grauſames geſchehen.“

„Thut mir leid,“ verſetzte der Florentiner, „doch ich behalte das Ganze im Auge. Jetzt, nach Bändigung der trotzigen Ritter und der rebelliſchen Bauern, führen die Fürſten. Die Reformation, oder wie ihr es nennen wollet, iſt gerettet.“

„Und Ihr ſeid ein Republikaner?“ ſtichelte der Kanzler.

„Nicht in Deutſchland.“

Auch der ſchöne Lälius gönnte ſich einen Scherz. „Und Ihr dienet dem heiligen Vater, Guicciardin?“ liſpelte er.

Dieſer, dem das ſüßliche Lächeln widerſtand und den ſeine Gelbſucht reizbar machte, antwortete freimüthig: „Ja wohl, Herrlichkeit, zur Strafe meiner Sünden! Der Papſt iſt ein Medici, und dieſem Hauſe iſt Florenz verfallen. Ich aber will nicht aus meiner Vaterſtadt vertrieben werden, denn flüchtig ſein iſt das ſchlimmſte Los und gegen ſeine Heimat zu Felde lie-

gen das größte Verbrechen. Der heilige Vater weiß, wer ich bin, und nimmt mich nicht anders, als ich bin. Ich diene ihm, und er hat nicht über mich zu klagen. Aber ich laſſe mir nicht das Maul verbinden, und ſo ſei es mit Wonne ausgeſprochen unter uns Wiſſenden: Fra Martino hat eine gerechte Sache, und ſie wird ſich behaupten."

Dem Herzog machte es Spaß und er empfand eine Schadenfreude es zu erleben, wie der große germaniſche Ketzer von einem Sachwalter des heiligen Vaters verherrlicht wurde. Freilich überlief ihn eine Gänſehaut, daß ſolches in ſeiner Gegenwart und in ſeinem Palaſte geſchehe. Er winkte die Diener weg, welche eben die Früchte aufgeſetzt hatten und der ſpannenden Unterhaltung ihre ſtille Aufmerkſamkeit widmeten.

Jetzt forderte Morone, der ſich auf ſeinem Stuhle hin und her geworfen, mit flammenden Augen den Florentiner auf: „Ihr ſeid ein Staatsmann, Guicciardin, und auch ich pfuſche ins Handwerk. Wohlan, begründet eure merkwürdigen Sätze: Bruder Martinus thut ein gerechtes Werk, und dieſes Werk wird gelingen und dauern."

Guicciardin leerte ruhig ſeinen Becher, während

der ſchöne Lälius ein Zuckerbrot zerbröckelte, der Herzog nach ſeiner Art ſich im Seſſel gleiten ließ und Morone begeiſtert von dem ſeinigen aufſprang.

„Nicht wahr, Herrſchaften," begann der Florentiner, „kein Kind, kein Thor würde es ertragen, wenn ein Ding vorgeben wollte, dasſelbe Ding geblieben zu ſein, nachdem es ſich in ſein Gegentheil verwandelt hätte, zum Beiſpiel das Lamm in den Wolf, oder ein Engel in einen Teufel. Wie wir nun in unſerm gebildeten Italien von der heiligen Geſtalt denken mögen, die ſich in den Päpſten fortſetzt, Eines iſt nicht zu leugnen: daß ſie nur Gutes und Schönes gewollt hat. Und ihre Nachfolger, die das Werk und Amt des Nazareners übernommen haben — ſehet nur die viere der Wende des Jahrhunderts! Da iſt der Verſchwörer, der unſern gütigen Julian gemeuchelt hat! Dann kommt der ſchamloſe Verkäufer der göttlichen Vergebung! Nach ihm der Mörder, jener unheimliche zärtliche Familienvater! Keine Fabelgeſtalten, ſondern Ungeheuer von Fleiſch und Blut, in koloſſalen Verhältniſſen vor dem Auge der Gegenwart ſtehend! Und der Vierte, den ich von Jenen trenne: unſer großer Julius, ein Heros, der Gott Mars, aber ein Gegenſatz

noch schreiender als jene Dreie zu dem sanftmüthigen Friedestifter! Viermal nacheinander dieser Widerspruch, das ist ein Hohn gegen die menschliche Vernunft. Es nimmt ein Ende: entweder verschwindet jene erste himmlische Gestalt in dieser dampfenden Hölle und flammenden Waffenschmiede, oder Bruder Martinus löst sie mit einem scharfen Schnitt von solchen Nachfolgern und Amtsbrüdern."

„Das ist lustig," meinte der Herzog, während der Kanzler wie besessen in die Hände klatschte.

„Eine Predigt Savonarolas," ließ sich der schöne Lelio vernehmen, ein Gähnen verwindend. „Wenn wir Fra Martino in Venedig hätten, so könnten wir ihn zügeln und sachdienlich verwenden. Aber seinem germanischen Trotzkopf überlassen, wird er, fürcht' ich, über kurz oder lang dem Andern auf den Scheiterhaufen folgen."

„Nein," versetzte Guicciardin heiter, „seine braven deutschen Fürsten werden ihr Schwert vor ihn halten und ihn schützen."

„Doch wer schützt seine Fürsten?" spottete der Venezianer.

Guicciardin schlug eine fröhliche Lache auf. „Der

heilige Vater," ſagte er. „Sehet, Herrſchaften, das iſt eine jener verdammt feinen Zwickmühlen, wie ſie der Zufall oder ein Beſſerer in der Weltgeſchichte anlegt. Seit unſere Päpſte ſich verweltlicht haben und einen Staat in Italien beſitzen, iſt ihnen das kleine Scepter theurer als der lange Hirtenſtab. Iſt nicht, dieſem Scepter zuliebe, unſer Clemens im Begriff dem frommgläubigen Kaiſer förmlich den Krieg zu erklären? Einem heiligen Vater aber, der mit Kanonen auf ihn ſchießt, wird Karl kaum den Gefallen thun, ſeine tapfern germaniſchen Landsknechte in die Kirche zurückzuzwingen. Und umgekehrt: wenn die ketzeriſchen deutſchen Fürſten gegen die kaiſerliche Majeſtät ſich empören und Panier aufwerfen, wird der heilige Vater nicht ihre Seele vorläufig in Ruhe laſſen und ſich heimlich ihrer Waffen bedienen? Unterdeſſen aber wächſt der Baum und ſtreckt ſeine Wurzeln."

Jetzt wurde der Herzog unruhig. Es kam die angenehme Stunde ſeines Tagewerkes, in welcher er ſeine Hunde und Falken mit eigenen Händen fütterte. „Herrſchaften," ſagte er, „mich würde dieſer germaniſche Mönch nicht verführen. Man hat mir ſein Bildnis gezeigt: ein plumper Bauernkopf, ohne Hals, tief

in den Schultern. Und ſeine Gönner, die ſaxoniſchen Fürſten — Bierfäſſer!“

Guicciardin zerdrückte den feinen Kelch in der Hand und einen Fluch zwiſchen den Zähnen. „Es iſt ſchwül hier im Saale,“ entſchuldigte er ſich, und gleich hob der Herzog die Tafel auf. „Wir wollen friſche Luft ſchöpfen,“ meinte er. „Auf Wiederſehen, Herrſchaften, nach Sonnenuntergang, im grünen Cabinette.“

Er verließ das Zimmer, um dem Venezianer, an welchem er ein Wohlgefallen fand, ſeine Gebäude, Terraſſen und Gärten zu zeigen. Es waren noch jene unvergleichlichen Anlagen, welche der letzte Visconte gebaut und mit ſeinem geſpenſtiſchen Treiben erfüllt hatte, die Ueberbleibſel jener „Burg des Glückes“, wo er, wie ein ſcheuer Dämon in ſeinem Zauberſchloſſe, Italien mit vollendeter Kunſt regierte, und aus welcher er ſeine Günſtlinge, ſobald ſie erkrankten, wegtragen ließ, damit niemals der Tod an dieſe Marmorpforten klopfe.

Ein guter Theil der alten Pracht war verfallen, oder zertreten und verſchüttet durch den Krieg und die neu aufgeworfenen Bollwerke. Immerhin blieb noch genug übrig für die ſchmeichelnde Bewunderung des

ſchönen Lälius, und Franz Sforza verlebte ein paar hübſche Stunden. Nur da ſie eine Reitbahn betraten, welche der Bourbon während ſeiner mailändiſchen Statthalterſchaft errichtet, verſchatteten ſich die fürſtlichen Züge, um ſich dann aber gleich wieder zu erheitern. Er hatte das ſchallende Gelächter Guicciardins vernommen und darauf dieſen ſelbſt erblickt, der ſich in eine ländliche Veranda hembärmlig mitten unter lombardiſche Stallknechte geſetzt hatte, mit ihnen Karten ſpielte und einem herben Landweine zuſprach. „Die Vergnügungen eines Republikaners," ſpottete Franz Sforza. „Er erholt ſich von ſeinem fürſtlichen Umgange." Der ſchöne Lelio lächelte zweideutig, und ſie ſetzten ihren Luſtwandel fort.

Der Erſte, welcher ſich in dem moosgrünen Cabinette einfand, wenn er es nicht etwa gleich nach aufgehobener Tafel betreten und nicht wieder verlaſſen hatte, war Girolamo Morone. Er ſtand vertieft in das Bild. Eine Weile mochte er die entzückten Augen an dem holdſeligen Weibe geweidet haben, jetzt aber durchforſchte er mit angeſtrengtem Blicke das Antlitz des Pescara, und was er aus den ſtarken Zügen heraus oder in dieſelben hinein las, geſtaltete ſich in dem

erregten Manne zu heftigen Gebärden und abgebrochenen Lauten. „Wie wirst du spielen, Pescara?“ stammelte er, die schalkhafte Frage, die in Victorias unschuldigem Auge lag, ingrimmig wiederholend und die pechschwarze Braue zusammenziehend.

Da erhielt er einen kräftigen Schlag auf die Schulter. „Verliebst du dich in die göttliche Victoria, du Sumpf?“ fragte ihn Guicciardin mit einem derben Gelächter.

„Spaß beiseite, Guicciardin, was denkst du von Dem hier mit dem rothen Wamse?“ und der Kanzler wies auf den Feldherrn.

„Er sieht wie ein Henker.“

„Nicht, Guicciardin. Ich meine: was sagst du zu diesen Zügen? Sind es die eines Italieners oder die eines Spaniers?“

„Eine schöne Mischung, Morone. Die Laster von beiden: falsch, grausam und geizig! So habe ich ihn erfahren, und du selbst, Kanzler, hast mir ihn so gezeichnet. Erinnere dich! in Rom, vor zwei Jahren, da der witzige Jakob uns zusammen über den Tiber setzte.“

„Hab' ich? Dann war es der Irrthum eines momentanen Eindrucks. Menschen und Dinge wechseln.“

„Die Dinge, ja; die Menſchen, nein: ſie verkleiden und ſpreizen ſich, doch ſie bleiben, wer ſie ſind. Nicht wahr, Hoheit?“ Guicciardin wendete ſich gegen den Herzog, welcher eben eintrat und dem der Venezianer auf dem Fuße folgte.

Die vier grünen Schemel beſetzten ſich und die Thüren wurden verboten. Das offene Fenſter füllte ein glühender Abendhimmel.

„Herrſchaften,“ begann der Herzog mit würdiger Miene, „wie weit die Vollmachten?“

„Meine Beſcheidenheit,“ ſagte der ſchöne Lälius, „iſt beauftragt abzuſchließen.“

„Die Weisheit des heiligen Vaters,“ folgte Guicciardin, „wünſcht ebenfalls ein Ende. Die Liga war langeher der Liebling ihrer Gedanken: ſie ſtellt ſich, wie ihr gebührt, an die Spitze, mit Vorbehalt der ſchonenden Formen des höchſten Hirtenamtes.“

„Die Liga iſt geſchloſſen!“ rief der Herzog muthig. „Kanzler, ſtatte Bericht ab!“

„Herrſchaften,“ begann dieſer, „in ihren Briefen verſpricht die franzöſiſche Regentſchaft, im Einverſtändnis mit dem zu Madrid gefangen ſitzenden Könige, ein anſehnliches Heer und entſagt zugleich endgültig, in die

Hände des heiligen Vaters, den Anſprüchen auf Neapel und Mailand.“

„Optime!“ jubelte der Herzog. „Und Schweizer bekämen wir ſoviel wir wollen, in lichten Haufen, wenn wir nur Ducaten hätten, ihnen damit zu klingeln. Nicht wahr, Kanzler?“

„Da iſt Rath zu ſchaffen,“ verſicherten die zwei Andern.

„Aber, Herren,“ drängte Morone, „es eilt! Der Borbone war hier. Man blickt uns in die Karten. Die drei Feldherrn drohen in Monatsfriſt Mailand zu nehmen, wenn wir nicht abrüſten. Wir müſſen losſchlagen, und um loszuſchlagen, müſſen wir unſern Capitano wählen, jetzt, ſogleich!“

„Dazu ſind wir gekommen,“ ſprachen die Zweie wiederum einſtimmig.

„Der Liga den Feldherrn geben!“ wiederholte der Kanzler. „Das iſt nicht weniger als über das Los Italiens entſcheiden! Wen ſtellen wir dem Pescara entgegen, dem größten Feldherrn der Gegenwart? Nennet mir den ebenbürtigen Geiſt! Unſern großen Kriegsleuten, dem Alviano, dem Trivulzio, iſt längſt die Grabſchrift gemacht, und die übrigen hat Pavia ge-

tödtet. Nennet mir ihn! Zeiget mir die mächtige Gestalt! Wo ist die gepanzerte rettende Hand, daß ich sie ergreife?"

Eine trübe Stimmung kam über die Gesellschaft, und der Kanzler weidete sich an der Niedergeschlagenheit der Verbündeten.

„Wir haben den Urbinaten oder den Ferrareſen," meinte Nasi, doch Guicciardin erklärte bündig, den Herzog von Ferrara schließe die Heiligkeit aus als ihren abtrünnigen Lehensmann. „Wählen wir den Herzog von Urbino. Er ist kleinlich und selbstsüchtig, ohne weiten Blick, ein ewiger Verschlepper und Zauderer, aber ein versuchter Kriegsmann, und es bleibt uns kein Anderer," sprach der Florentiner mit gerunzelter Stirn.

„Da wäre noch euer Hans Medici, Guicciardin, und Ihr hättet den jungen Waghals, nach dem euer Herz zu begehren scheint," neckte ihn der Venezianer.

„Höhnt Ihr mich, Nasi?" zürnte Guicciardin. „Daß ein junger Frevler unsere patriotische Sache entweihe und ein tollkühner Bube unsern letzten Krieg mit den Würfeln einer leichtsinnigen Schlacht verspiele? Der Urbinate wird uns wenigstens nicht verderben, wenn er den Krieg verewigt, die Hilfe eines

würgenden Fiebers oder eines Auflaufes der Landsknechte im kaiſerlichen Lager abwartend. Wählen wir ihn.“ Er ſeufzte, und in demſelben Augenblicke fuhr er wüthend gegen den Kanzler los, den er das Ende ſeiner Rede mit einem verzweifelnden Gebärdenſpiele begleiten ſah. „Laß die Grimaſſen, Narr!“ ſchrie er ihn an, „... ich bitte um Vergebung, Hoheit, wenn ich ungeduldig werde, und Hoheit iſt auf meiner Seite, wie ich glaube ...“ Der Herzog blickte auf ſeinen Kanzler.

„Sei es,“ ſagte Morone, „wir ſtimmen bei, aber es iſt ein unfreudiges Ja, das die Hoheit zu dem ſeelenloſen Anfange unſers Bündniſſes giebt.“ Der Herzog nickte trübſelig. „Nein,“ rief der Kanzler, „ſie giebt es nicht, die Hoheit tritt zurück, ſie kann es nicht verantworten, die letzten Kräfte dieſes Herzogthums zu erſchöpfen! Sie zieht nicht zu Felde, im voraus entmuthigt und geſchlagen! Die Liga iſt aufgehoben! Oder wir ſuchen ihr einen ſiegenden Feldherrn.“

Die zwei Andern ſchwiegen mißmuthig.

„Und ich weiß einen!“ ſagte Morone.

„Du weißt ihn?“ ſchrie Guicciardin. „Bei allen Teufeln, heraus damit! Rede! Wen werfen wir in die Wagſchale gegen Pescara?“

„Redet, Kanzler!“ trieb auch der Venezianer.

Morone, der von ſeinem Schemel aufgeſprungen war, trat einen Schritt vorwärts und ſprach mit ſtarker Stimme: „Wen wir gegen Pescara in die Wagſchale werfen? welchen Ebenbürtigen? Pescara, ihn ſelber!“

Ein Schrecken verſteinerte die Geſellſchaft. Der Herzog ſtarrte ſeinen außerordentlichen Kanzler mit aufgeriſſenen Augen an, während Guicciardin und der Venezianer langſam die Hand an die Stirn legten und zu ſinnen begannen. Beide erriethen ſie als kluge Leute ohne Schwierigkeit, wie Morone es meinte. Sie waren die Söhne eines Jahrhunderts, wo jede Art von Verrath und Wortbruch zu den alltäglichen Dingen gehörte. Hätte es ſich um einen gewöhnlichen Condottiere gehandelt, einen jener fürſtlichen oder plebejiſchen Abenteurer, welche ihre Banden dem Meiſtbietenden verkauften, ſie hätten wohl dem Kanzler ſein frevles Wort von den Lippen vorweggenommen. Aber den erſten kaiſerlichen Heerführer? aber Pescara? Unmöglich! Doch warum nicht Pescara? Und da Morone leidenſchaftlich zu ſprechen begann, verſchlangen ſie ſeine Worte.

„Herrſchaften,“ ſagte dieſer, „Pescara iſt unter

uns geboren. Er hat Spanien niemals betreten. Die herrlichſte Italienerin iſt ſein Weib. Er muß Italien lieben. Er gehört zu uns, und in dieſer Schickſalsſtunde, da wir mit dem noch ledigen Arm unſern andern ſchon gefeſſelten befreien wollen, nehmen wir den größten Sohn der Heimat und ihren einzigen Feldherrn in Anſpruch. Wir wollen zu ihm gehen, ihn umſchlingen und ihn anrufen: Rette Italien, Pescara! Ziehe es empor! Oder es reißt dich mit in den Abgrund!"

„Genug declamiert!" rief Guicciardin. „Ein Phantaſt wie du, Kanzler, mit den unbändigen Sprüngen deiner Einbildungskraft iſt dazu da, das Unmögliche zu erdenken und auszuſprechen, das vielleicht, näher betrachtet, nicht völlig unmöglich iſt. Jetzt aber ſei ſtille und laß die Vernünftigen es beſchauen und ſich zurechtlegen, was du im Fieber geweisſagt haſt. Gebärde dich nicht wie ein Raſender, ſondern ſetze dich und laß mich reden!

Herrſchaften, oft, und in verzweifelten Lagen immer, iſt Kühnheit der beſte und einzige Rath. Der Krieg unter dem Urbinaten ſtarrt uns an wie eine Maske mit leeren Augen. Wir Alle fühlen, er würde uns langſam lähmen und methodiſch zu Grunde richten.

Lieber ein halsbrechendes Wagnis. Alſo ja! Wenn es nach mir geht, verſuchen wir den Pescara! Verräth er uns an den Kaiſer, ſo kann er uns Alle verderben. Aber wer weiß, ob er nicht ſeinem Dämon unterliegt? Zuerſt müſſen wir uns fragen: wer iſt Pescara? Ich will es euch ſagen: ein genialer Rechner, der die Möglichkeiten ſcharfſinnig ſcheidet und abwägt, der die Dinge unter ihrem trügeriſchen Antlitz auf ihren wahren Werth und ihre reale Macht zu unterſuchen die Gewohnheit hat. Wäre er ſonſt, der er iſt, der Sieger von Bicocca und Pavia? Wenn wir ihn antreten, wird er zuerſt eine große Entrüſtung heucheln über eine Sache, die er ſicherlich ſelbſt ſchon in gewiſſen Stunden ſich beſehen und betrachtet hat, wenn auch vielleicht nur als Uebung ſeines immerfort arbeitenden Verſtandes. Dann wird er langſam und ſorgfältig abwägen: den Stoff, den wir ihm geben, das heißt unſer Italien, ob ſich daraus ein Heer und ſpäter ein Reich bilden ließe, und — ſeinen Lohn. Und da der Stoff zwar edel, aber ſpröde iſt und einer gewaltig bildenden Hand bedarf, müſſen wir ihm die größte Belohnung bieten: eine Krone."

„Welche Krone?" ſtammelte der Herzog angſtvoll.

„Eine Krone, Hoheit, ſagte ich, keinen Herzogshut, und meinte die ſchöne von Neapel. Sie iſt in Feindeshand, alſo erledigt, und ein Lehen der Heiligkeit.“

„Wenn wir Kronen austheilen,“ ſpottete der Venezianer, „warum bieten wir dem Pescara nicht gleich die Fabel- und Traumkrone von Italien?“

„Die Traumkrone!“ Das Antlitz des Florentiners zuckte ſchmerzlich. Dann ſprach er trotzig, ſich und die Umſitzenden vergeſſend: „Die Krone von Italien! Wenn Pescara an der Spitze unſerer Heere reitet, wird ſie ungenannt vor ihm her ſchweben. Möchte er ſie, als der Größte unſerer Geſchichte, faſſen und ergreifen, dieſe ideale Krone, nach welcher ſchon ſo manche Hände und die frevelhafteſten ſich geſtreckt haben! Möge ſie auf ſeinem Haupte zur Wahrheit werden! Und,“ ſagte er kühn, „weil wir heute jedes gewöhnliche Maß verlaſſen und unſern Endgedanken und innerſten Wünſchen Geſtalt geben, ſo wiſſet, Herrſchaften: iſt Pescara der Vorausbeſtimmte, wie es möglich wäre, in der Zeit liegen große Begünſtigungen und in den Sternen glückliche Verheißungen. Baut er Italien, ſo wird er es auch beherrſchen. Aber, Kanzler, ich habe dich einen Phantaſten genannt, und phantaſiere größer als du.

Kehren wir zurück aus dem Reiche des Ungebornen in die Wirklichkeit und ſtellen wir die Frage: wer übernimmt die Rolle des Verſuchers?“

„Ich ſtürze mich wie Curtius in den Abgrund!“ rief der Kanzler aus.

„Recht,“ billigte Guicciardin. „Du biſt die Perſon dazu. Einem Andern würde die Stimme verſagen und er würde vor Scham verſinken, wenn er vor Pescara träte, um mit ihm von ſeinem Verrathe zu reden. Du Schamloſer aber biſt zu allem fähig, und deine Schellenkappe bringt dich aus Lagen und Verwicklungen, wo jeder Andere hängen bliebe. Will Pescara nicht, ſo nimmt er dich von deiner närriſchen Seite und behandelt dich als Poſſenreißer; will er, ſo wird er unter deinen tragiſchen Gebärden und deinen komiſchen Runzeln den Ernſt und die Größe der Sache ſchon zu entdecken wiſſen. Gehe du hin, mein Sohn, und verſuche den Pescara!“

Der Herzog, der ſich grübelnd auf ſeinem Schemel zuſammengekauert hatte, wollte eben nach Licht rufen, denn die Dämmerung wuchs, und er fürchtete das Dunkel. Da ſah er die Dinge unvermuthet auf ihre Spitze kommen und wurde ängſtlich. „Kanzler, du

darfſt nicht!“ verbot er. „Ich will mit dieſem groß-mächtigen Pescara nichts zu ſchaffen haben. Bekommen wir ihn, ſo wird er zuerſt meine Ebenen nehmen, welche den Krieg anlocken, und meine Feſtungen, welche ſie behaupten. Und hat er ſie, ſo wird er ſie behalten. Verſpielt er aber, ſo büße ich zuerſt und verfalle ohne Gnade dem Spruche des Kaiſers meines Lehensherrn. O, ich durchſchaue euch! Ihr Alle, ſelbſt Dieſer da“ — er blickte wehmüthig nach ſeinem Kanzler — „habet immer nur euer Italien im Sinne, und ich gelte euch“ — er blies über die flache Hand — „ſoviel! Ich aber bin ein Fürſt und will mein Erbe, mein Mailand, und nichts als mein Mailand! Und du, Girolamo, gehſt nicht zu Pescara. Die Geſchäfte würden darunter leiden. Ich kann dich keine Stunde entbehren!“

Jetzt nahm der ſchöne Lälius das Wort und liſpelte: „Wenn Hoheit darauf beſtünde, ſo würde durch ihren Einſpruch unſer Plan hinfällig, und ich hätte einen andern. Da wir uns einmal, ſonderbarerweiſe, nach unſerm Capitano unter den kaiſerlichen Feldherrn umſehen, wäre nicht etwa der Verſuch zu machen, ob ſich der Borbone, gegen ein großes Anerbieten, zu einem zweiten Verrath entſchlöſſe?“

Der Herzog ſchrak zuſammen. „Wann verreiſeſt du, mein Girolamo?“ fragte er.

„Zuerſt, Kanzler,“ fiel Guicciardin ein, „habe ich Auftrag dich nach Rom mitzunehmen. Der heilige Vater wünſcht dich näher kennen zu lernen. Denn er hat eine große Meinung von dir. Er nennt dich den Kanzler Proteus und behauptet, du ſeieſt, trotz deiner tollen Augen, einer der klügſten Männer Italiens.“

„Das iſt gut,“ bemerkte der Venezianer, „ſchon weil es die entſcheidende Stunde verſchiebt, in welcher Girolamo Morone als Verſucher zu Pescara tritt. Ich wünſche dieſer Stunde zuvor einen Grund und eine Wurzel in der öffentlichen Meinung zu geben. Darf ich mich darüber verbreiten, Herrſchaften?“

Das fade Geſicht des Venezianers nahm, ſoweit ſich in der Dämmerung noch unterſcheiden ließ, einen energiſchen Ausdruck an und er redete mit markiger Stimme: „Der Kanzler, da er ſein bedeutendes Wort ausſprach, hat uns ohne Zweifel erſchreckt, aber nicht eigentlich in Verwunderung geſetzt. Nachdem der vernichtende Schlag von Pavia dem Kaiſer unſer ganzes Italien wehrlos zu Füßen geworfen hatte, ſuchte die öffentliche Meinung von ſelbſt eine Schranke gegen die

drohende Allmacht und ließ aus der Natur der Dinge unſere Liga emporwachſen. Zugleich beſchäftigte ſich die öffentliche Meinung mit dem Lohne, der Pescara für ſeinen vollkommenen Sieg und die Erbeutung eines Königes gebühre. Und da die Kargheit und der Undank des Kaiſers weltbekannt ſind, zog ſie den Schluß, daß er ſeinen Feldherrn nicht zufriedenſtellen und dieſer anderwärts einen Erſatz ſuchen werde. Jetzt verbindet die öffentliche Meinung dieſe beiden Dinge: unſern ſchon durchſchimmernden patriotiſchen Bund und einen möglichen größern Gewinn des Pescara. So wird ſein Uebertritt glaubwürdig, bevor er ſich vollzieht. Nur iſt es dienlich, daß dieſer begründeten allgemeinen Anſicht durch eine geſchickte Hand eine überzeugende Geſtalt und durch eine geläufige Zunge eine für ganz Italien verſtändliche Sprache gegeben werde. Nun iſt ſeit kurzem ein wanderndes Talent unter uns aufgetaucht, ein vielverſprechender junger Mann, der ſich hoffentlich noch an Venedig feſſeln läßt —"

„Einen Fußtritt dem Aretiner! Er hat mich ſchändlich verleumdet ..." „Ein göttlicher Mann! Er hat mich den erſten Fürſten Italiens genannt!" riefen Guicciardin und der Herzog miteinander aus.

„Ich ſehe," lächelte Naſi, „daß der Mann auch hier nach ſeinem Werthe gekannt iſt. Seine Briefe, an wahre oder erfundene Perſonen, in tauſend und tauſend Blättern ausgeſtreut, ſind eine Macht und beherrſchen die Welt. Ich will ihm eine ſehr ſtarke Summe ſenden, und ihr werdet euch über die Saat von ſchönfarbigen Giftpilzen verwundern, die über Nacht aus dem ganzen Boden Italiens emporſchießt: Verſe, Abhandlungen, Briefwechſel, ein bacchantiſch aufſpringender, taumelnder Reigen verhüllter und nackter, drohender und verlockender Figuren und Wendungen, alle um Pescara ſich drehend und um die Wahrſcheinlichkeit und Schönheit ſeines Verrathes. So bildet ſich eine unüberwindliche allgemeine Ueberzeugung, welche den Pescara zu uns herüberreißt und ihn zugleich — da liegt es — am kaiſerlichen Hofe ſo gründlich und endgültig untergräbt, daß er zum Verräther werden muß, er wolle oder nicht."

„Nichts da, Excellenz!" rief der Kanzler aus dem Dunkel. „Ihr verderbt mir das Spiel! Der Befreier Italiens ſoll ſich in voller Freiheit entſcheiden, nicht als das Opfer einer teufliſchen Umgarnung . . ."

„Du biſt prächtig, Kanzler, mit deinen moraliſchen

Scrupeln!“ unterbrach ihn Guicciardin. „Wiſſe, auch mein Herz empört ſich und nimmt Theil für den unrettbar Ueberliſteten! Aber ich heiße den Menſchen ſchweigen und handle als Staatsmann. Das Mittel der Excellenz iſt ohne Vergleichung unter alle dem, was heute Abend gefunden wurde, das Ruchloſeſte, aber auch das Klügſte und Wirkſamſte. Erſt jetzt wird die Sache wahrhaft gefährlich für Pescara, und ſein Verrath wahrſcheinlich. Ans Werk.“

„Er iſt unter uns und lauſcht!“ ſchrie der Herzog mit gellender Stimme, daß Alle zuſammenfuhren. Ihre Blicke folgten ſeinem geängſtigten. Der Mond, der als blendende Silberſcheibe über den Horizont getreten war und ſeine ſchrägen Strahlen in das kleine Gemach zu werfen begann, ſpielte wunderlich auf der Schachpartie. Victorias hervorquellendes Auge blickte erzürnt, als ſpräche es: Haſt du gehört, Pescara? Welche Verruchtheit! und jetzt fragte es angſtvoll: Was wirſt du thun, Pescara? Dieſer war bleich wie der Tod, mit einem Lächeln in den Mundwinkeln.

Zweites Capitel.

In der weiten hellen Fensternische jener edeln vaticanischen Kammer, an deren Dielen und Wänden Raphael die Triumphe des Menschengeistes verherrlicht, saß ein Greis mit großen Zügen und von ehrwürdiger Erscheinung. Er sprach bedächtig zu dem emporgewendeten, mit dunkelblonden Flechten umwundenen Haupte eines Weibes, das zu seinen Füßen saß und mit einem warmen menschlichen Blut in den Adern ebenso schön war als die Begriffe des Rechtes und der Theologie, wie sie der Urbinate in herrlichen weiblichen Gestalten verkörpert. Der betagte Papst mit seinem langen gebückten Rücken und in seinem fließenden weißen Gewande ähnelte einer klugen Matrone, welche lehrhaft mit einem jungen Weibe plaudert.

Noch nicht gar lange mochte Victoria auf ihrem Schemel gesessen haben, denn der heilige Vater erkundigte sich eben erst nach dem Befinden ihres Gatten

des Marcheſe von Pescara. „Die Seitenwunde von Pavia macht ſich nicht mehr fühlbar?“ ſagte er.

„Der Marcheſe iſt völlig geheilt,“ erwiderte Victoria unſchuldig. „Die Seitenwunde iſt vernarbt ſowie auch die ſchlimmere Stirnwunde. Er wird Eure Heiligkeit begrüßen, wenn er den Urlaub antritt, den ihm die Gnade des Kaiſers zugeſagt hat und der uns Glückſelige“ — ſie ſprach es mit jubelnden Augen — „auf unſerer Meeresinſel vereinigen wird. Aber er ſelbſt verweigert ſich denſelben für einmal noch, weniger des politiſchen Horizontes wegen, der nicht heller noch trüber ſei als ſonſt — ſo ſchreibt er — ſondern weil er gerade jetzt das Heer ungern verlaſſe. Der Mörder,“ ſagte ſie lächelnd, „beſchäftigt ſich nämlich mit einer vervollkommneten Feuerwaffe und einem neuen Manöver. Das brächte er nun gerne erſt zu einem Ergebnis. So hat er mich, die er anfänglich hier in Rom überraſchen wollte, in ſein Feldlager nach Novara beſchieden und ich reiſe morgen, nicht im Schneckenhaus meiner Sänfte, ſondern im Sattel meines hitzigen türkiſchen Pferdchens. Hätte ich Flügel! mich verlangt nach den Narben meines Herrn, deſſen Antlitz ich nicht geſehen ſeit jener berühmten Schlacht, die ihn unſterb-

lich gemacht hat. Und ſo bin ich zu der Heiligkeit geeilt in der Freude meines Herzens, um mich bei Ihr zu beurlauben: denn das iſt der Zweck meines Beſuches.“ So redete Victoria aufwallend und überquellend wie ein römiſcher Brunnen.

Ihre aufrichtigen Worte belehrten den heiligen Vater, daß Pescara ſein Thun und Laſſen in dasſelbe Zwielicht ſtelle, welches auch er liebte. Nur mit dem Unterſchiede, daß der junge Pescara im entſcheidenden Augenblicke wie ein Blitz aus ſeiner Wolke hervorſprang, während Clemens unentſchloſſen, über ſich ſelbſt zornig, in der ſeinigen verborgen blieb, weil er aus greiſenhafter Ueberklugheit den Moment zu ergreifen verſäumte. Er ſchärfte, in einem andern Bilde geſprochen, den Stift ſo lange, bis zu ſeinem Aerger die allzufeine Spitze abbrach. Jetzt trat er leiſe und taſtete.

„Einen Urlaub hat der Marcheſe verlangt?“ verwunderte er ſich. „Ich dächte, ſeinen Abſchied? Achilles zürnt im Zelte, ſo hörte ich.“

„Davon weiß ich nichts und das glaube ich nicht, heiliger Vater,“ entgegnete Victoria und warf mit einer ſtolzen Gebärde das Haupt zurück. „Warum ſeinen Abſchied?“

„Nicht wegen einer roſigen Briſeis, Madonna,“ antwortete Clemens ärgerlich mit einem froſtigen Scherze, „ſondern geprellt um einen erbeuteten König und um die Thürme von Sora und Carpi.“

Damit ſpielte der Papſt auf zwei bekannte Thatſachen an. Der Vicekönig von Neapel hatte bei Pavia, Pescara zuvorkommend, den Degen des franzöſiſchen Königs in Empfang und damit die Ehre vorweggenommen, die erlauchte Beute nach Spanien führen zu dürfen. Und dann hatte der Kaiſer Sora und Carpi den begehrlichen Colonnen, den eigenen Verwandten der Victoria geſchenkt, nicht ſeinem großen Feldherrn, welcher ebenfalls einen Blick danach geworfen.

Victoria erröthete unwillig. „Heiliger Vater, Ihr denkt gering von meinem Gemahl. Ihr ſtellet Euch einen kleinlichen Pescara vor: gebet mir Urlaub, damit ich reiſe und mich überzeuge, daß euer Pescara nicht mein Pescara iſt. Ich habe Eile vor den wahren zu treten.“

Sie erhob ſich und ſtand groß vor dem Papſte, aber ſchon verbeugte ſie ſich wieder tief mit demüthiger Gebärde, um ſeinen Segen flehend. Da bat er ſie, ſich wiederum zu ſetzen, und ſie gehorchte. Clemens

durfte ſich die Gelegenheit nicht entrinnen laſſen, Pescara durch den geliebten Mund ſeines Weibes zum Abfalle zu bereden. Daß aber mit Anſpielungen und Vorbereitungen bei der Colonna, wie er ſie vor ſich ſah, nichts gethan wäre, begriff er leicht: entweder würde ſie ſich gegen das Zweideutige aufbäumen, oder es als etwas Unverſtändliches und Nichtiges unbeſehen in den Winkel werfen. Er mußte dieſer wahren und auf Wahrheit dringenden Natur die Sache in klaren Umriſſen vorzeichnen und in ein volles Licht ſtellen, damit ſie dieſelbe ihres Blickes würdige. Das ging ihm gegen ſeine Art, und er that einen ſchweren Seufzer.

Da fand er eine Auskunft, die nicht ohne Geiſt und Liſt war. Er fragte Victoria mit einer harmloſen Miene, während er die Hand mit dem Fiſcherring auf ein in blauen Sammet gebundenes Buch mit vergoldeten Schlöſſern legte: „Spinnſt du wieder etwas Poetiſches, geliebte Tochter? Wahrlich, ich bin ein Verehrer deiner Muſe, weil ſie ſich mit dem Guten und Heiligen beſchäftigt. Und ich liebe ſie insbeſondere, wo ſie moraliſche Fragen ſtellt und beantwortet. Aber das ſchwerſte ſittliche Problem haſt du noch in keinem

deiner Sonette behandelt. Weißt du, welches ich meine, Victoria Colonna?"

Dieſe wunderte ſich nicht über den plötzlichen Einfall des heiligen Vaters, weil ſie hier auf dem eigenen Boden ſtand und, bei ihrem ſchon gefeierten Namen, Gelehrte und Laien wohl nicht ſelten ähnliche Fragen an ſie richten mochten. Sie fühlte ſich und erhob den ſchlanken Leib kampfluſtig, während ſich ihre Augen mit Licht füllten. „Der größte ſittliche Streit," ſagte ſie ohne Beſinnen, „iſt der zwiſchen zwei höchſten Pflichten."

Jetzt hatte der heilige Vater Fahrwaſſer gewonnen. „So iſt es," bekräftigte er mit theologiſchem Ernſte. „Das heißt: ſcheinbar höchſten, denn eine der beiden iſt immer die höhere, ſonſt gäbe es keine ſittliche Weltordnung. Ich flehe zu Gott und ſeinen Heiligen, daß ſie dir beiſtehen und dich die höhere Pflicht erkennen laſſen, damit du ſie der geringern vorzieheſt, du und dein Gatte, denn ſiehe, dieſer große und ſchwere Kampf wird an euch Beide herantreten."

Victoria erblaßte, da ihr die akademiſche Frage plötzlich in das lebendige Fleiſch ſchnitt, der heilige Vater aber redete feierlich: „Höre mich, meine Toch-

ter! Alles, was ich dir jetzt zu ſagen habe, iſt auch dem Marcheſe geſagt, den meine Worte durch dich erreichen. Vernimm es: der heilige Stuhl trennt ſich zu dieſer Stunde von der kaiſerlichen Majeſtät und bietet ihr die Spitze. Ich handle ſo als Fürſt und als Hirte. Als Fürſt: weil heute die Schickſalsſtunde Italiens iſt. Laſſen wir ſie verrinnen, ſo verfallen wir italieniſchen Fürſten alle auf Jahrhunderte hinaus dem ſpaniſchen Joche. Frage, wen du willſt: ſo urtheilen alle Einſichtigen. Aber auch als höchſter Hirte. Erſteht in jenem räthſelhaften Jüngling, der Völker in ſeinem Blut und auf ſeinem Haupte Kronen vereinigt, der alte Kaiſergedanke, ſo iſt die ganze leidenvolle Arbeit meiner heiligen Vorgänger umſonſt geweſen, und die Kirche wird durch die neue Staatskunſt enger gefeſſelt und tiefer gedemüthigt, als von den eiſernen Fäuſten jener fabelhaften germaniſchen Ungethüme, der Salier und der Staufen. So ſteht es. Blieb dir fremd, was Italien mit Furcht und Hoffnung erfüllt?"

„Der Marcheſe will es nicht glauben," ſagte Victoria mit einem ſchnellen Erröthen. Der heilige Vater lächelte. „Heiligkeit vergeſſe nicht," lächelte ſie ebenfalls, „ich bin eine Colonna, das iſt eine Ghibellinin."

„Du bist eine Römerin, meine Tochter, und eine Christin," wies sie Clemens zurecht.

Es entstand eine Pause. Dann fragte sie: „Und Pescara?"

„Pescara," antwortete der Papst und dämpfte die Stimme, „ist eher mein Unterthan als derjenige des Kaisers. Denn er ist ein Neapolitaner, und ich bin der Lehensherr von Neapel. Glaube nicht, Victoria, daß ich leichthin rede. Wie dürfte ich es, da ich das Gewissen der Welt bin? Wahrlich, ich sage dir: in schlaflosen Nächten und bekümmerten Frühstunden habe ich mein Recht auf Pescara geprüft. Meiner politischen Vernunft mißtrauend, habe ich die zwei größten Rechtsgelehrten Italiens zu Rathe gezogen, Accolti und . . . hm . . . den Zweiten."

Der Papst zerdrückte den Namen klüglich auf der Zunge, da ihm noch zur rechten Zeit einfiel, dieser zweite Rechtsgelehrte, der Bischof von Cervia, genieße des Rufes der schamlosesten Käuflichkeit. „Beide" — Clemens klopfte mit dem Fischerring auf das blaue Buch — „stimmen zusammen, daß Pescara, nach strengem Rechte betrachtet, viel mehr mein Mann sei als der des Kaisers, und Beide erinnern mich da-

ran, daß ich überdies, kraft meines Schlüſſelamtes, jetzt da der Kaiſer mein Feind wird, die Macht beſitze, den Marcheſe eines Eides zu entbinden, den er einem Feinde des heiligen Stuhles geſchworen hat."

Der Papſt hatte ſich langſam erhoben. „Und ſo thue ich!" ſagte er prieſterlich. „Ich löſe Ferdinand Avalos vom Kaiſer und zerbreche ſeine Treue. Ich ernenne den Marcheſe von Pescara zum Gonfaloniere der Kirche und zum Feldherrn der Liga, welche die heilige heißt, weil Chriſtus in der Perſon ſeines Nachfolgers an ihrer Spitze ſteht." Der Papſt hielt inne.

Jetzt hob er die rechte und die linke Hand in gleicher Höhe, als hielten ſie eine Krone über dem Haupte der Colonna, die, von Staunen überwältigt, auf die Kniee ſank, und ſprach mit lauter Stimme: „Die Verdienſte meines Gonfaloniere um mich und die heilige Kirche voraus belohnend, kröne ich Ferdinand Avalos Marcheſe von Pescara zum Könige von Neapel!" Die junge Königin erbebte vor Freude. Sie glaubte eine Krone zu verdienen. Sprachlos, mit brennenden Wangen empfing ſie den Segen. Dann ſtand ſie auf und ging, in gemeſſenen, aber eiligen Schritten, als könne ſie es nicht erwarten, dem erhöhten Gemahl ſeine Krone zu bringen.

Der heilige Vater, ſelbſt aufgeregt, folgte ihr ſo haſtig, daß er beinahe einen Pantoffel verloren hätte. An der Schwelle erreichte er ſie und wollte ihr den Band von blauem Sammet bieten. „Für den Marcheſe,“ ſagte er.

Da erblickte er hinter ihr Guicciardin mit Morone, die vielleicht ein bischen an der Thüre gehorcht hatten. Victoria mit ſtrahlenden Augen voll glühender Wonne erſchien dem Kanzler als ein ſolches Wunder, daß er faſt von Beſinnung kam. Raſch geſammelt aber flehte er den Papſt an: „Die Heiligkeit mache mich Unheiligen bekannt mit der himmliſchen Victoria!“ worauf Clemens ihm einen kleinen Klaps auf die Schulter gab und ihn mit den Worten vorſtellte: „Der Kanzler von Mailand, ein Weltkind, auf das ſich der heilige Geiſt herabzulaſſen beginnt!“ Dann wiſperte er Victorien ins Ohr: „Morone, Buffone.“

Dieſe verſchwand in der Verwirrung ihres Glückes, während der Papſt in der ſeinigen das wichtige blaue Buch zurückbehielt, denn er war noch ganz berauſcht von der kühnen ſymboliſchen That, zu welcher ihn der Anblick der ſchönen Frau hingeriſſen hatte. Nun fühlte er doch, daß er das Gleichgewicht verloren; er wies

mit einer Handbewegung den Beſuch des Florentiners und des Lombarden ab und trat in die raphaeliſche Kammer zurück.

Die beiden nicht Empfangenen ſahen ſich einen Augenblick an, dann ergriff Guicciardin lachend den Arm des Kanzlers und zog ihn ſanftgeſtufte Treppen hinunter in die vaticaniſchen Gärten, deren Schattengänge ſie nicht aufzuſuchen brauchten, denn der Himmel hatte ſich mit ſchwarzen Wolken bedeckt.

„Eigentlich," plauderte Guicciardin, „mag ich den Alten leiden. So fein er ſpinnt und ſo bedacht er redet, iſt er doch innerlich ein leidenſchaftlicher, ein zorniger Menſch wie ich, und jetzt höchſt aufgeregt, weil er der Colonna unſere gefährliche Heimlichkeit geoffenbart hat. Du in deiner Verzückung haſt es freilich nicht geſehen, wie er ihr die Gutachten des Accolti und des Angelo de Ceſis in die Hand drücken wollte. Zwei käufliche Schurken, die den Meineid mit Bibelſtellen belegen! Uebrigens iſt es ein ſtarkes Ding, daß Clemens in ſeinen alten Tagen ſo Kühnes und Folgenſchweres unternimmt, und noch mehr, er unternimmt es mit tiefem Mißtrauen gegen ſich ſelbſt, ohne Glauben an ſeinen Stern, denn er hält ſich heim-

lich für einen Pechvogel. Das iſt ſchlimm. Da war denn doch der Leo ein anderer, immer ſtrahlend und triumphierend, und darum immer glücklich, während die gegenwärtige Heiligkeit, wie ſie mir neulich im Tone des Jeremias prophezeite, die ewige Stadt ſchon geplündert und aus dieſen Dächern" — er wies auf den Vatican — „Rauch und Flamme ſteigen ſieht. Dennoch beginnt er den Kampf gegen den Kaiſer, und das rechne ich ihm hoch an, ob es ihm auch zuerſt um ſein Florenz zu thun iſt. Er hat noch Blut in den Adern und knirſcht die Zähne, ſoviel ihm geblieben ſind, wenn er den hochmüthigen ſpaniſchen Adel auf dem Capitole ſtolzieren ſieht wie in Neapel oder Brüſſel. Aber wohin träumſt du, Kanzler? von dem Weibe? Natürlich."

„Ich will zu der Römerin reden wie ein alter Römer!" rief der Kanzler.

„Schön! Nur hüte dich, daß du in der Begeiſterung nicht deinen claſſiſchen Bocksfuß unter der Toga hervorſtreckeſt. Sei züchtig, mache große Worte und packe ſie feſt an ihrer Eitelkeit!"

„An ihrem Herzen will ich ſie packen!"

„Das heißt, an ihrer Tintenflaſche, denn die Her-

zen ſchreibender Weiber ſind mit Tinte gefüllt," läſterte der ſchmähſüchtige Florentiner. „Aber weißt du, Kanzler" — und Guicciardin kniff ihn kräftig in den Arm — „daß es nicht der heilige Vater allein iſt, den unſere Unternehmung ſchlaflos macht. Auch ich habe in dieſer Woche noch kein Auge geſchloſſen. Immer muß ich mir dieſen Pescara zurechtdenken. Auf ſeinen Groll gegen den Kaiſer gebe ich nichts: ſie können ſich über Nacht verſöhnen. Ebenſo wenig auf den Einfluß des Weibes. Sie wird ihm die Botſchaft des Papſtes ausrichten dürfen: weiter wird er nicht auf ſie hören. Aber ich glaube auch nicht an ſeine feudale Treue. Pescara iſt kein Cid Campeador, oder wie die Spanier ihren loyalen Helden nennen, dafür iſt er zu ſehr ein Sohn Italiens und des Jahrhunderts. Er glaubt nur an die Macht und an die einzige Pflicht der großen Menſchen, ihren vollen Wuchs zu erreichen mit den Mitteln und an den Aufgaben der Zeit. So iſt er und ſo paßt er uns. Unfehlbar, er wird unſere Beute und wir die ſeinige. Dennoch . . . lache mich aus, Morone . . . etwas umhaucht mich: ich wittere Verborgenes oder Geheimgehaltenes, etwas Weſentliches oder auch etwas Zufälliges, etwas Körperliches oder

einen Zug ſeiner Seele, kurz, ein unbekanntes Hinderniß, das uns den Weg vertritt und unſere genaue Rechnung fälſcht und vereitelt."

„Aber," ſagte Morone nachdenklich werdend, „wenn er ſo iſt, wie du ihn nimmſt, und wenn die Thatſachen liegen, wie wir ſie kennen, aus welcher Geiſterquelle ſollte denn jenes Feindſelige aufſteigen?"

„Ich weiß es nicht! Nur — von dieſem Pescara geht der Ruf, er verſtehe es, einen ſtürmenden Feind alle Höhen erklimmen zu laſſen, um ihm dann plötzlich einen letzten mit Feuerſchlünden beſetzten und ihn zerſchmetternden Wall entgegenzuſtellen. Wenn in ſeinem Innern ein ſolcher Wall gegen uns emporſtiege, gerade im Augenblicke da wir glauben ſeine Seele bewältigt zu haben? Doch weg mit dem Spuk, der nichts iſt als die Schwüle vor dem Gewitter, die natürliche Angſt und Ungewißheit, die jedem großen und gefährlichen Unternehmen vorangeht."

Ein Blitz flammte über den Vatican. Er ſtand in weißem Feuer und zeigte die ſchönen Verhältniſſe der neuen Baukunſt. Unter dem Rollen des Donners verloren ſich die Zweie zwiſchen den Säulen eines Porticus, Guicciardin betroffen und ſich fragend, was das

Omen bedeute, der Kanzler unbekümmert um den Himmel und seine Zeichen, denn er sah sich schon zu den Füßen der Colonna.

Diese hatte im Taumel ihrer Begeisterung den Vatican über die nächste seiner zahlreichen Treppen und durch eines seiner Nebenthore verlassen. Sänfte und Gefolge, welche sie an der Hauptpforte vergeblich erwarteten, hatte sie vergessen und wandelte, mehr von ihrem ehrgeizigen Traume getragen als von dem aufziehenden Gewitter gejagt, mit bewegten Gewanden nach ihrem Palast am Apostelplatze zurück. Sie schritt mit einer geraubten Krone wie die erste Tullia, nicht über den Leichnam des Vaters, sondern über die gemeuchelte Staatstreue; denn die Tochter des Fabricius Colonna und die Gattin Pescaras war eine Neapolitanerin und die Unterthanin Karls des Fünften, des Königs von Neapel.

Die krönende Gebärde des Papstes hatte sie überwältigt. Gewöhnung und Umgebung, der Glaube der Jahrhunderte und die überlieferten Formen der Frömmigkeit ließen sie in dem Haupte der Kirche, so entartet diese sein mochte, immer noch eine Werkstätte des göttlichen Willens und ein Gefäß der höchsten Rath-

ſchlüſſe erblicken — und wie hätte das eigene Selbſtgefühl und mehr noch der Stolz auf den Werth ihres Gatten ſie zweifeln laſſen an dem päpſtlichen Rechte, auf das würdigſte Haupt eine Krone zu ſetzen? So konnte ihr die anmaßende Handlung des Mediciäers trotz der veränderten Zeiten als ein Ausſpruch der Gottheit erſcheinen.

Die neue Königin ohne Gefolge hatte den Borgo durcheilt, die Engelsbrücke überſchritten und ging nun ſchon durch die „gerade Gaſſe", wie ſie hieß, im Gelärme der Menge. Dieſe gab der Colonna ehrerbietig Raum, ohne zu erſtaunen über den unbegleiteten Gang und die eilenden Füße der erlauchten Frau, welche jetzt der dem Gewitter vorangehende Sturm beflügelte. Nach und nach aber verlangſamten ſich ihre Schritte in dem dichter werdenden Gewühle der nicht breiten Straße, obwohl der ſchmale Himmel darüber immer dunkler und drohender wurde.

Da erblickte ſie über die Menge hinweg eine Cavalcade. Herren der ſpaniſchen Geſandtſchaft begleiteten, wohl zu einer Audienz im Vatican, den dritten kaiſerlichen Feldherrn in der Lombardei, Leyva. Dieſer vormalige Stallmeiſter, der Sohn eines Schenkwirths

und einer Dirne, den ein knechtiſcher Ehrgeiz und ein eiſerner Wille emporgebracht, hatte einen plumpen Körper und das Geſicht eines Bullenbeißers, denn Stirn, Naſe und Lippe waren ihm von demſelben Schwerthiebe geſpaltet. Neben ihm auf einem herrlichen andaluſiſchen Vollblute ritt, in einen weißen Mantel gehüllt, ein vornehmer Mann mit braunem Kopf und energiſchen Zügen, welcher jetzt mit einer devoten Verbeugung Victorien zu grüßen ſchien; aber er hatte ſich nur vor den ſteinernen Heiligen einer nahen Kirche verneigt.

War es die grelle Gewitterbeleuchtung, oder die gemeſſen feindſelige Haltung der Herren in einer Stadt, von deren dreigekröntem Gebieter ſie ihren König insgeheim verrathen wußten, oder war es Victorias erregte Einbildungskraft, ſie ſah und fühlte in der Grandezza der Reiter und Roſſe, den in die Hüfte geſetzten Armen, den verächtlich halb über die Schulter auf die Romulusſöhne niedergleitenden Blicken und bis in die ſteifen Bartſpitzen den Hohn und die Beleidigung der beginnenden ſpaniſchen Weltherrſchaft, ſie empfand Grauen und Ekel und ein tödtlicher Haß regte ſich in ihrem römiſchen Buſen gegen dieſe fremden Räuber und

hochfahrenden Abenteurer, welche die neue und die alte Erde zuſammen erbeuteten. Warum war der junge Kaiſer zugleich der König dieſer ruchloſen Nation, in deren Adern mauriſches Blut floß und die Italien mit ihren Borjas vergiftet hatte?

Sonſt hätte ſie wohl der uralte Familiengeiſt ihres ghibelliniſchen Geſchlechtes, das Jahrhunderte lang ſeinen Vortheil darin gefunden hatte, der kaiſerlichen Sache ohne Gehorſam zu dienen, an Karl gefeſſelt, aber nein, nicht an dieſen Kaiſer, auch wenn er kein Spanier geweſen wäre. Sie konnte ſich nichts machen aus dem undeutlichen Knaben, den ſie nie von Angeſicht geſehen, weder ſie noch irgend wer in Italien, das jener zu betreten zögerte.

Einen Brief freilich hatte er an ſie geſchrieben nach dem Siege von Pavia, um ſie zu beglückwünſchen, daß ſie die Gattin Pescaras ſei. Aber gerade in dieſen kargen Zeilen ſchien ſich ein kümmerliches Gemüth zu ſpiegeln, und was der großgeſinnten Frau am meiſten mißfiel, war die in ihren Augen ängſtliche und frömmelnde Demuth, mit welcher der junge Kaiſer Gott und ſeinen Heiligen die ganze Ehre des Sieges gab. Obwohl ſelbſt dem Himmel dankbar, ſchätzte Victoria

ſolche Demuth gering an einem Manne und an einem Herrſcher. War hier nicht das Geſtändnis, daß der begeiſternde Sieg den Fernſtehenden kühl gelaſſen hatte, ja, war hier nicht die kleinliche Abſicht, den Lorbeer Pescaras zu ſchmälern? Darum mußte der Himmel alles gethan haben. Victoria aber war brennend eiferſüchtig auf den Ruhm ihres Gatten. Und wie ungroßmüthig hatte ſich Karl erwieſen! Er hatte es über ſich gebracht, dem Feldherrn, welchem er Italien verdankte, zwei armſelige italieniſche Städtchen zu verweigern! Nein, einen ſo kleinen Menſchen konnte man gar nicht verrathen, man konnte höchſtens von ihm abfallen und ihn fahren laſſen.

Jetzt blendete ſie ein gewaltiger Blitz, derſelbe, der den Kanzler und Guicciardin unter die Dächer des Vaticans zurückgetrieben, und eben da der Regen zu ſtürzen begann, erreichte ſie, rechts durch ein Seitengäßchen biegend, die dunkeln Stufen des Pantheon und ſeine erhabene Vorhalle. Ohne das Innere des machtvollen Tempels zu betreten, lehnte ſie, die entſtehende Kühle einathmend, an eine der enge zuſammengerückten gewaltigen Säulen, und unter dem Vordache des alten Bauwerkes kehrte ihr Geiſt in ein noch früheres Alter-

thum zurück, deſſen Tugenden die flüſſige Bildkraft des Jahrhunderts verherrlichte, ohne ſie zu beſitzen oder auch nur begreifen zu können in ihrer eintönigen Starrheit und ſtrengen Wirklichkeit.

Jene tugendhaften Lucretien und Cornelien traten ihr wie Schweſtern vor das alterthumstrunkene Auge, trug ſie doch zwei Namen, die beide ſo römiſch als möglich klangen, und war ihr doch wie jenen hohen Frauen das weiblich Böſe unbekannt. Jene ſchlichten und ſtolzen Geſchöpfe hatten die Eroberer der Welt geboren, Virgils großartiges „Tu regere imperio“, das ſie ſich wie oft ſchon vorgeſagt hatte, überwältigte ſie jetzt bis zu den Thränen. Sie betrat den Tempel und warf ſich nieder in der Mitte desſelben unter der wetterleuchtenden Wölbung und rang die Hände und flehte, daß Rom und Italien nicht verſinke in das Grab der Knechtſchaft. Sie flehte in den chriſtlichen Himmel hinauf und nicht minder zu dem Olympier, der über ihr donnerte, zu alle dem, was da rettet und Macht hat, mit der wunderlichen und doch ſo natürlichen Göttermiſchung der Uebergangszeiten.

Da ſie das Pantheon verließ — wie lange ſie auf den Knieen gelegen, wußte ſie nicht — heiterte ſich

der italieniſche Himmel eben wieder auf, und in ihrem gewöhnlichen Wandel, leicht und gemeſſen, beendigte ſie den Weg nach ihrem Palaſte.

Jetzt kehrten ihre Gedanken zu Pescara zurück. Nicht dieſe ihre Frauenhände konnten den Spanier verjagen, ſondern nur er vermochte es, welcher in jeder der ſeinigen einen Sieg hielt, wenn ſie und die Umſtände ihn dazu überredeten. Durfte ſie es hoffen? Hatte ſie ſolche Gewalt über ihn? Und Victoria mußte ſich ſagen, daß ſie trotz ihrer langen und trauten Ehe den innerſten Pescara nicht kenne. Sie wußte ſein Angeſicht, ſeine Gebärde, die kleinſte ſeiner Gewohnheiten auswendig. Daß der Enthaltſame ihr treu ſei, glaubte ſie und täuſchte ſich nicht. Daß er ſie anbetete und als ſein höchſtes Gut mit der äußerſten Liebe und Sorgfalt hegte, zärtlich und verehrungsvoll zugleich, darauf war ſie ſtolz. In den ſeligen Stunden ihres kurzen, ſtets wieder von Feldzug und Lager aufgehobenen Zuſammenſeins warf er Pläne und Karten und ſeinen Livius weg, um ſein Weib und gemeinſam mit ihr Meerbläue und wandernde Segel zu betrachten. Er ſpielte mit ihr Schach und ſie gewann. Er bat ſie, die Laute zu ſchlagen, ſchloß die Augen und lauſchte.

Er gab ihr für ihre Sonette ſpitzfindige Themata auf und verſchärfte zuweilen den Umriß ihrer allgemeinen Gedanken und weiten Wendungen, denn er ſelbſt hatte früher, in der unfreiwilligen Muße einer Gefangenſchaft — und wahrhaftig gar nicht übel für einen Geharniſchten — zur Verherrlichung Victorias einen „Triumph der Liebe“ gedichtet.

Seine Siege aber erzählte er, jung wie er war und größerer gewärtig, ſeinem Weibe niemals, da er ſie, wie er ſagte, weder langweilen noch mit Blut beſpritzen wolle, denn ein Feldzug ſei eine lange Geduldsprobe, die zu der rothen Lache einer Schlachtbank führe. Von Politik ſprach er ihr nur gar nicht, weder von Vergangenem noch von Schwebendem, obwohl ihm einmal das Wort entſchlüpfte, Menſchen und Dinge mit unſichtbaren Händen zu lenken, ſei das Feinſte des Lebens und wer das einmal kenne, möge von nichts Anderem mehr koſten. Doch gewöhnlich meinte er, Politik ſei ein ſchmutziger Markt und ſein Weib dürfe nicht einmal die helle Spitze ihres Fußes in den ekeln Sumpf tauchen.

So geſtand ſich Victoria, daß ihr der Alles untäuſchbar durchblickende Pescara undurchdringlich und ſein Denken und Glauben verſchloſſen ſei.

War das recht? Durfte es für ſie verbotene Thüren und verſchloſſene Kammern geben in der Seele ihres Mannes? Nach den Plänen des Feldherrn und den Ränken des Staatsmannes war ſie nicht begierig, aber ſie verlangte eingeweiht zu werden in ſeinen Ehrgeiz und in ſein Gewiſſen. Und jetzt da Pescara vor einer ungeheuren Entſcheidung ſtand, nein, jetzt ließ ſie ſich nicht abſchütteln von ſeinem kämpfenden Herzen, nicht abſpeiſen mit einer Liebkoſung oder einem Scherze, jetzt wollte ſie mitrathen und mithandeln. Hatte ſie ihm nicht eine friſche Seele und eine reine Jugend gebracht? War ſie nicht eine Colonna? Brachte ſie nicht heute eine Krone? Ob er dieſe zurückweiſe, ob er ſie aus ihren Händen nehme und ſie ſich aufs Haupt ſetze, hier wollte ſie ſeine Mitſchuldige oder ſeine Mitentſagende ſein, ein bewußter Theil ſeiner verſchwiegenen Seele. Wäre ſie ſchon bei Pescara! Herz und Sohlen brannten ihr vor Ungeduld, und ſchon durchſchritt ſie den Apoſtelplatz, wo ihr ein geharniſchter Jüngling entgegentrat, der unter dem Thor ihres Palaſtes auf ſie gewartet hatte.

„Ich war um Euch in Sorge, erlauchte Frau,“ begrüßte er ſie, „da eure Sänfte und eure Leute ohne

Euch aus dem Vatican zurückgekehrt ſind. Nun, da ſeid Ihr ja, Pathin, wenn ich Euch ſo nennen darf, wie ich von jung an gewohnt war und es auch mein gutes Recht iſt.“ Ohne Antwort zu geben, ſtieg ſie mit ihm die Treppen hinan, kaum auf ſeinen dargebotenen Arm ſich lehnend.

Dieſen gewöhnlichen Dienſt von ihm anzunehmen durfte ſie ſich nicht weigern, was ſie auch gegen ihn haben mochte. Denn Del Guaſto — ſo hieß der Jüngling — war der Neffe Pescaras und wie er ein Avalos. Der fünfzehnjährige Pescara und die gleichaltrige Victoria hatten den Knaben gemeinſam aus der Taufe gehoben. So hatte es der Vater Victorias, der Feldherr Fabricius Colonna veranſtaltet, um ſeine zwei Lieblinge, den jungen Krieger und ſein aufgeblühtes Kind zuſammen vor einen Taufſtein zu ſtellen und die beiden Geſichter und Geſtalten ſich einander erblicken zu laſſen.

Später nahm Victoria den wohlgebildeten und feurigen Knaben, der in ſeinem koſtbaren Taufhäubchen ihre Ehe mit Pescara geſtiftet und dem die Eltern früh wegſtarben, an Kindes Statt. Wäre er nur ein Knabe geblieben! Mit der Weichheit ſeiner Züge

aber verlor er auch die Liebenswürdigkeit ſeiner Seele. Das ſchöne Profil bekam einen Geierblick und den immer ſchärfer ſich biegenden Umriß eines Raubvogels, und die ſich offenbarende Unbarmherzigkeit begann Victoria zu befremden und abzuſtoßen. Pescara hatte ihn dann in den Krieg entführt, und in der einzigen Schule des von ihm vergötterten Feldherrn war er zu dem verwegenen Soldaten erwachſen, der in der Schlacht von Pavia durch Niederlegung der Parkmauer den Sieg begann, aber auch zu dem harten, grauſamen Menſchen, der auf dem vorjährigen ſchnellen Rückzug aus der Provence ein Haus, in deſſen Keller ein Dutzend ſeiner Leute ſich verſpätet hatten, ohne mit der Wimper zu zucken, anzünden und in Flammen aufgehen ließ.

Doch Victoria hatte ihm Schlimmeres vorzuwerfen, einen Frevel, der die Frau in ihr empörte, und davon ſollte er nun hören, jetzt da er zum erſten Male ſeit dieſem jüngſten Verbrechen vor ihr ſtand. Sie erkundigte ſich, ob er von Pescara komme und was er bringe. Er antwortete, daß er da ſei, um die Herrin nach Novara zu geleiten. Er glaube zu wiſſen, daß ſein Anblick der Herrin mißfalle, habe aber den Auftrag des Feldherrn nicht ablehnen dürfen, der die Marcheſa

nur dem ſicherſten Schwerte anvertrauen wolle. Denn die Straße werde ebenſo unſicher wie die Weltlage, und er müſſe die Marcheſa erſuchen, ſich morgen in der Frühe bereit zu halten, er brenne ins Lager zurückzukehren, wo jeder nächſte Moment den Krieg bringen könne, und da dürfe er nicht fehlen. Der Mailänder, Venedig, die Heiligkeit betheuern in die Wette ihre friedlichen Geſinnungen: alſo ſtehe der Kampf bevor. „Das wiſſen wir lange ſchon, es iſt nur eine Frage des günſtigen Augenblickes. Aber“ — er trat einen Schritt zurück — „etwas Anderes, etwas Neues, etwas Ungeheures habe ich auf meiner Reiſe durch Mittelitalien gehört, und ich brauchte nicht einmal zu lauſchen. In Städten und Herbergen rauſchte es öffentlich wie die Brunnen auf den Plätzen. Freilich reiſte ich unter fremdem Namen und mit nur einem Diener.“ Er hielt inne und blickte mit brennenden Augen, als verfolge er die ſpannende Wendung einer Jagd oder einen in Monddämmerung kriechenden Hinterhalt.

„Redet, Don Juan,“ flüſterte Victoria.

„Für Euch, Madonna, die aus dem Vatican zurückkehrt, giebt es kein Geheimnis, und es iſt nicht ein-

mal eines, ſondern, wie ich ſagte, ein öffentliches Geflüſter, ein ſchadenfrohes, rachſüchtiges Gekicher, ein kaum unterdrückter italieniſcher Jubel, eine allgemeine patriotiſche Rede und Ermunterung, von der ich die größte Eile habe den Feldherrn zu unterrichten. Denn noch weiß er nichts davon. Wie ich meine," fügte er argwöhniſch bei.

Victoria erbleichte. „Was wird geflüſtert," fragte ſie beklommen, „und über wen? doch nicht über Pescara?"

„Von ihm. Er iſt überall. Sie ſagen" — er dämpfte die Stimme — „der Feldherr löſe ſich vom Kaiſer und unterhandle mit der Heiligkeit und den italieniſchen Mächten."

Victoria erſchrak über den glühend ſinnlichen Ausdruck ſeines Geſichtes. „Und Pescara . . ." ſagte ſie undeutlich.

„Wie ich den Feldherrn beneide!" träumte Don Juan. „Welche Aufregungen, welche Genüſſe! Italia wirft ſich ihm in die Arme . . . er wird ſie liebkoſen, unterjochen und wegwerfen . . . o, er wird mit ihr ſpielen wie die Katze mit der Maus!" und er machte mit der Rechten eine haſchende Gebärde.

Ein flammender Zorn übermochte die Colonna. „Verworfener," rief ſie, „habe ich dich gefragt, wie Pescara thun würde? Biſt du der Menſch, es zu wiſſen? Habe ich dir erlaubt, an ihm herumzudeuten? . . . Wie die Katze mit der Maus . . . abſcheulich! So haſt du mit Julien geſpielt, Ehrloſer!"

Dieſe Julia ſtammte aus einem edeln novareſiſchen Geſchlechte und war die Enkelin des gelehrten Arztes Meſſer Numa Dati, welcher die Speerwunde Pescaras geheilt hatte. Del Guaſto, der im Hauſe des Arztes Quartier genommen, hatte das Mädchen mißleitet und die Wohnung gewechſelt. Die Preisgegebene war dann, von Scham vernichtet, vor dem argloſen Antlitz ihres Großvaters von Novara weit weg in ein römiſches Kloſter geflohen und hatte die mächtige Colonna auf den Knieen angefleht, ſich ihrer zu erbarmen und ihre Ehre herzuſtellen.

Da ihn Victoria einen Ehrloſen hieß, biß ſich Don Juan die Lippe. „Sachte, Herrin," ſagte er, „wäget eure Worte. Ich bin kein Ehrloſer, ſondern ich wäre es, wenn ich Julien nicht verlaſſen hätte. Ich rede nicht von dem Unterſchiede des Blutes eines Avalos und einer Dati, ſondern einfach davon, daß mir wie

jedem Manne keine Gefallene, ſondern eine Unſchuldige zur Braut geziemt.“

Victorias menſchliches Herz empörte ſich. „Du biſt es, der die Aermſte mit deinen Liebkoſungen und Betheurungen, ja vielleicht gar mit falſchen Gelübden und Eiden zu Falle gebracht! Biſt du es nicht? Kannſt du es leugnen?“

Er erwiderte: „Ich leugne es nicht, aber es war mein Kriegsrecht, denn Krieg iſt zwiſchen dem männlichen Willen und der weiblichen Unſchuld. Ich verſuchte ſie, ja. Warum widerſtand ſie nicht? Warum gab ſie ſich? Warum beſchuldigt Ihr mich, daß ſie ſchwach war und daß ich ſie jetzt verachte und verſchmähe?“

Victoria erſtarrte vor Entſetzen. „Ruchloſer!“ ſtöhnte ſie.

„Madonna,“ kürzte der Jüngling das Geſpräch, „das iſt eine peinliche Unterhaltung, und Ihr thut mir leid dabei. Ich ſchlage Euch ein Tribunal vor. In Novara angelangt, treten wir vor den Feldherrn und Ihr verklaget mich. Ich werde mich rechtfertigen, und der Feldherr, der die Welt und ihre Ordnungen kennt, wird mich freiſprechen, wie ich denke. Jetzt verlaſſe ich Euch. Ich habe noch Leute zu werben, denn ohne eine

ſtarke Bedeckung wage ich in dieſen unruhigen Zeiten nicht für Euch zu haften.“ Er verbeugte ſich und verließ ſie hohen Hauptes.

Victoria wendete ſich unwillig und wählte den entgegengeſetzten Ausgang. Sie bedurfte Kühlung und ſtieg in den Garten hinab. Mit dem letzten Tageslichte betrat ſie den hinter dem Palaſte liegenden Raum, welcher von hohen Mauern eingehüllt, voller Lorbeer und Myrte war und den der nachtröpfelnde Regen erfriſchte. Ihre Schritte ſuchten das den Garten abſchließende Caſino.

Die Helle genügte noch, wenn auch mit Mühe die Lettern zu unterſcheiden in dem Evangelienbuche, welches ſie im Vorbeigehen aus der Bibliothek genommen und vor das ſie ſich geſetzt hatte, die heiße Stirne in den gefalteten Händen. Ganz erfüllt von dem Schickſale Juliens und dem größern Pescaras, durchlief ſie mit den Augen gedankenlos die aufgeſchlagene Seite und athmete in vollen Zügen die erfriſchte Luft. Nach einer Weile wurde ſie ſich deſſen bewußt, was ſie las: es war die dreimalige Verſuchung des Herrn durch den Dämon in der Wüſte. Sie las weniger mit dem leiblichen als dem geiſtigen Auge, was ſie von Kind an auswendig wußte.

Sie ſah den Dämon vor den Heiland treten, welcher das einfache Wort der Treue und des Gehorſams den Sophismen des Verſuchers entgegenhielt. Als der Verſucher heftiger drängte, deutete des Menſchen Sohn auf die Stelle ſeiner künftigen Speerwunde ... Da wandelte ſich das weiße Kleid in einen hellen Harniſch und die friedfertige Rechte bepanzerte ſich. Nun war es Pescara, der die Hand über ſeine durchſchimmernde Wunde legte, während der Dämon jetzt einen langen ſchwarzen Juriſtenrock trug und ſich wie ein Gaukler gebärdete. So ſah es die Colonna auf dem vor ihr liegenden Bibelblatte. Aergerlich über das Spiel ihrer Sinne, that ſie ſich Gewalt an und blickte auf.

„Wer biſt du und was willſt du?“ rief ſie erſtaunt, und eine vor ihr ſtehende dunkle Geſtalt antwortete: „Ich bin Girolamo Morone und komme zu reden mit Victoria Colonna.“ Victoria erinnerte ſich, wen ihr heute der Papſt gezeigt hatte, und gewahrte jetzt auch den einführenden Diener. Dieſer entflammte die über der Herrin ſchwebende Ampel, rückte dem Kanzler einen Schemel und entfernte ſich, während die Marcheſa in der entſtehenden Helle das häßliche, aber

mächtige Geſicht ihres nächtlichen Gaſtes betrachtete, das ihr keinen Widerwillen einflößte.

„Zu ſpäter Stunde,“ ſagte ſie, „ſuchet Ihr mich; doch Ihr bringet mir wohl einen Auftrag an meinen Herrn, zu welchem ich morgen in der Frühe verreiſe.“

„Vor Pescara denke ich bald ſelbſt zu ſtehen,“ erwiderte Morone, „und nicht von ihm werde ich Euch reden, ſondern allein von Victoria Colonna, welche ich mit ganz Italien verehre und anbete wie eine Gottheit, der ich aber zürne und gegen die ich Klage erhebe.“

Wer ſeid Ihr, um ſo mit mir zu ſprechen? lag es auf den Lippen der Marcheſa, doch ſie fragte raſch und warmblütig: „Weſſen klaget Ihr mich an? Was iſt meine Schuld, Morone?“

„Daß Ihr euer helles und begeiſterndes Antlitz in Rollen und Bücher vergrabet und unter Schatten und Fabeln lebet! Daß Ihr den erſten Cäſar verabſcheut und dem neueſten huldigt, daß Ihr Troja beweinet und euer Volk vergeſſet, daß Euch Prometheus' Bande drücken und die Feſſeln Italiens nicht ſchmerzen! Drei Frauen haben ſie geſchmiedet!“

„Welche dreie?“ fragte ſie.

„Die erſte war Beatrix Eſte. Wann ihr alternder Gemahl der Mohr ſie auf den ſchwellenden Mund küßte, flüſterte ſie, daß ihren blonden Flechten ein Diadem anſtünde, der kluge Mohr verſtrickte ſich in die blonden Flechten und vergiftete ſeinen Neffen den Erben von Mailand.“

„Die Schändliche!“

„Der welkende Knabe hatte ein ſtolzes und feuriges Weib, die Aragoneſin Iſabelle, die Beatrix tödtlich haßte und mit ihren jungen kräftigen Armen den ſiechen Knaben ihren Gemahl auf den vorenthaltenen Thron heben wollte, ſie beſchwor und beſtürmte ihren Vater den König von Neapel, bis dieſer den Mohren bedrohte.“

„Aermſte!“

„Der Mohr war ſicher, ſolange der Gebieter von Florenz, der junge Medici dazwiſchen ſtand. Dieſer war das Spielzeug ſeines ſchönen Weibes, der hochmüthigen Alfonſine Orſini, und das Weib übermochte ihn, daß der Thor dem Mohren Freundſchaft und Bündnis kündigte. Da rief der Mohr den Fremden.“

„Unſelige!“

„Dreie haben Italien gefeſſelt. Die Vierte, die Ihr ſeid, muß es erlöſen!“

„Kanzler, ich bin nicht das Weib eines Greiſes, noch eines Knaben, noch eines Thoren, noch eines andern von denen, die ſich vom Weibe berücken laſſen, und . . . ich begehre keine Krone.“ Sie erröthete und wurde wie Purpur.

„Herrin,“ ſagte der Kanzler, „die Krone begehrt Euch. Erbarmt Euch eures Volkes und vertretet es bei Pescara! Ich ſage nicht: liebkoſet, umgarnet, verleitet ihn! Ich verſchwöre mich nicht mit Euch, ich verabrede keine Rollentheilung, ich laſſe Euch reiſen, ich laufe mit Euch in die Wette, wer ihn zuerſt erreiche. Und ſeid Ihr die Erſte, ſo umfanget ſeine Kniee und redet aus der Fülle eures Herzens und flehet: Pescara! Ich bin Italien und liege zu deinen Füßen: erhebe mich und nimm mich an deine Bruſt!“

Victoria war gerührt und auch der Kanzler vergoß Thränen.

„Erlauchte Frau,“ ſagte er, „wer bin ich, der ſo zu Euch reden darf! Ich bin nicht werth, daß ich den Saum eures Gewandes küſſe. Ludwig der Mohr, mein allergütigſter Herr, hat mich in Mailand von der Gaſſe

aufgeleſen und wie einen drolligen kleinen Pudel zu ſeinen Füßen ſpielen laſſen. Da habe ich meine Erziehung genoſſen und an ſeinem Hofe und ſpäter in ſeinem Dienſte das Geſicht und die Gebärde meiner Zeit, den ganzen ausgelaſſenen Triumphzug des Jahrhunderts betrachtet.

Der arme Mohr! Sein Unſtern und die Franzoſen entführten ihn nach Loches, wo er zehn lange Jahre im Kerker ſchmachtete. In ſeinem letzten habe ich ihn dort wiedergeſehen; denn damals, durch die Macht der Umſtände, befand ich mich in franzöſiſchem Dienſte, und mich verlangte nach dem Antlitz meines Wohlthäters. Da ich ihn erblickte, erſchrak ich und hatte Mühe ihn zu kennen. Er ſah wie ein Geiſt: Kerker und Elend hatten ſeine Miene ſeltſam veredelt. Erſt da er den Mund öffnete, fand ich mich wieder in ihm zurecht. Er lächelte und ſagte in ſeiner unvergleichlich feinen Weiſe: „Biſt du es, Girolamo? Es iſt hübſch von dir, daß du mich beſucheſt. Ich verarge dir nicht, wenn du in den Dienſt meines Feindes getreten biſt. Die Umſtände zwingen, und wie ich dich kenne, wirſt du meinen Söhnen noch ein treuer Freund und Berather ſein, wenn das Rad der Fortuna ſich

wiederum gedreht haben wird. Du bist nun ein gereifter Diplomat geworden und verräthst keine schlechte Schule. Weißt du noch, wie ich dir untersagte, dein komisches Gesicht wegzulegen und dein Gebärdenspiel zu mäßigen, mit welchen du dir jetzt deine neuen Freunde gewonnen hast?"

So scherzte er eine Weile großmüthig, dann aber redete er ernst und sagte: „Weißt du, Girolamo, was mich hier in meiner Muße beschäftigt? Nicht mein Los, sondern Italien und immer wieder Italien. Ich betraure als die Qual meiner Seele, daß ich, vom Weibe verlockt, den Fremden gerufen habe, mit dem ihr jetzt rechnen müßt und der ein zerstörender Theil eures Körpers zu werden droht. Ich aber sinne, wie ihr wieder euer werdet. Da war der Valentino, jener Cäsar Borgia, der versuchte es mit dem reinen Bösen. Aber, Girolamo mein Söhnchen, das Böse darf nur in kleinen Portionen und mit Vorsicht gebraucht werden, sonst bringt es um. Da ist jetzt der Rovere, dieser Papst Julius, der auf einer Donnerwolke gegen den Fremden fährt, welchen er selbst gerufen hat nicht minder als ich. Aber der Greis verzehrt sich, seine gewaltthätige Seele wird bald in den Hades schweben,

und nach ihm bleibt der gewöhnliche Hoheprieſter, der zu ſchwach iſt, Italien zu gründen, doch gerade ſtark genug, um jeden Andern an dem Heilswerke zu hindern.

Girolamo mein Liebling: ich glaube nicht, daß mein Italien untergeht, denn es trägt Unſterblichkeit in ſich; aber ich möchte ihm das Fegefeuer der Knechtſchaft erſparen. Gieb Acht, Söhnchen: ich leſe zwiſchen deinen Augen, daß du noch eine Rolle ſpielen wirſt in dem raſenden Reigen von Ereigniſſen, der über meinen lombardiſchen Boden hinwegfegt. Tritt eines Tages aus dieſen wechſelnden Bildungen eine Macht und aus dieſen flüchtigen Geſtalten eine Perſon, aber weder ein Frevler, noch ein Prieſter, ſondern ein Feldherr, der den Sieg an ſeine eiſerne Sohle feſſelt, wer und weſſen Stammes er ſei, nur kein Fremder, dem gieb du dich, mit Leib und Seele! Was an Liſt und Lüge nothwendig iſt — denn anders gründet ſich kein Reich — das übernimm du, mein Söhnchen, er aber bleibe makellos!“

Der Kanzler war aufgeſprungen. Seine begeiſterte Rede riß ihn, ohne daß er es merkte — und auch die ergriffene Victoria merkte es nicht — weit über die Grenze der Wahrheit. „Dieſem Erkorenen,“ rief er

aus, „stehe das schönste und reinste Weib zur Seite! Italien will die Tugend leiblich einherschreiten sehen, um ihr nachzuleben. Unser Verderben ist die Entfesselung aus der Sitte, der zerrissene Gürtel der Zucht. Hier ist ein Sieg davonzutragen, größer als der auf dem Schlachtfelde, und ein Zauberstab zu schwingen, mächtiger als der Feldherrnstab. Ich sehe sie vor mir, diese Königin der Tugend, die Priesterin, die das heilige Feuer hütet, die Erhalterin der Herrschaft, und, hosianna! ganz Italien wandelt hinter ihren Schritten, lobpreisend und frohlockend!“ Der Kanzler machte Miene, Victorien huldigend zu Füßen zu stürzen, doch er trat zurück und flüsterte verschämt: „So sprach Ludwig der Mohr in seinem Kerker.“

Victoria senkte die Augen, denn sie fühlte, daß sie voller Wonne waren und brannten wie zwei Sonnen.

Da sagte der Kanzler: „Ich habe Euch ermüdet edle Frau, die Augen fallen Euch zu. Ihr müsset morgen frühe auf und seid schwer von Schlummer.“ Und der Listige trat in die Nacht zurück, die sich inzwischen auf die ewige Stadt gesenkt hatte.

Drittes Capitel.

An einem Fenſter, deſſen Blick über die Thürme von Novara und eine ſchwül dampfende Ebene hinweg die noch morgenklaren Schneeſpitzen des Monte Roſa erreichte, ſaß Pescara und arbeitete an dem Entwurfe des Feldplanes, der das Heer des Kaiſers nach Mailand führen ſollte. So unabläſſig ging er ſeinem Gedanken nach, daß er die leiſen Tritte des Kammerdieners nicht vernahm und ihn erſt gewahr wurde, als jener die Limonade bot. Während er das leichte Getränk mit dem Löffel umrührte, bemerkte er: „Ich ſchelte dich nicht, Battiſta, daß du heute Nacht gegen meinen ausdrücklichen Befehl bei mir eingetreten biſt. Du magſt, nebenan ſchlafend, mich wohl ſchwerer als gewöhnlich athmen gehört haben — ein Alp, eine Beklemmung . . . nicht der Rede werth.“ Er nahm einen Schluck aus dem Glaſe.

Battiſta, ein ſchlauer Neapolitaner, verbarg ſeinen Schrecken unter einer devoten Miene. Er log und betheuerte bei der heiligen Jungfrau, er habe geglaubt

ſich bei Namen rufen zu hören, nimmer hätte er ſich erdreiſtet ohne Befehl das Schlafzimmer der Erlaucht zu betreten, während er doch in That und Wahrheit ungerufen und gegen ein ſtrenges Verbot ſeines Herrn aus einer ſchönen menſchlichen Regung dieſem beigeſprungen war. Er hatte ihn ſchrecklich ſtöhnen hören und dann in ſeinen Armen auf dem Lager emporgehalten, bis der Feldherr den Athem wiederfand.

„Es war nichts,“ wiederholte dieſer, „ich bedurfte keinen Beiſtand. Doch will ich dich, wie geſagt, nicht ſchelten, jetzt da wir uns trennen müſſen. Ich verliere dich ungern, aber Sohnespflicht geht vor. Und da deine greiſen und ſiechen Eltern in Tricarico darben, darf ich dich nicht halten. Gehe und bereite ihnen ein ſorgenloſes Alter. Als perfekter Barbier und zungenfertiger Schelm, wie ich dich kenne, wirſt du dir überall zu helfen wiſſen. Gehe mit Gott, mein Sohn, du ſollſt mit mir zufrieden ſein.“ Und er ergriff die Feder.

Battiſta fiel aus den Wolken. Er verſchwor ſich mit einer verzweifelten Gebärde, dieſes Mal der Wahrheit gemäß, ſein Vater ſei längſt im Himmel und ſeine Mutter, die Carambaccia, gewerbſam und kerngeſund und fett wie ein Aal. Der ſchreibende Feldherr erwiderte: „Du haſt

Recht, Battiſta, in Potenza wohnen deine armen Eltern, nicht in Tricarico, doch das liegt nahe beiſammen.“ Er reichte dem verabſchiedeten Diener eine Kaſſenanweiſung.

So niedergeſchmettert Battiſta ſein mochte — er wußte, ein Wort Pescaras ſei unwiderruflich — ließ er doch blitzſchnell einen ſchrägen Blick über die Ziffer der Summe gleiten, welche nur eine beſcheidene war. Der Feldherr verſchwendete weder im Großen noch im Kleinen, weder das Gut des Kaiſers noch das ſeinige. Auch hütete er ſich wohl den Barbier durch eine allzureiche Spende auf die Wichtigkeit des Vorfalles aufmerkſam zu machen und in den Schein zu kommen, als wolle er ſein Schweigen erhandeln, denn er war völlig überzeugt, daß Battiſta bei erſter Gelegenheit ſein Wiſſen noch theurer verkaufen würde, dort wo man ein Intereſſe hatte von dem leiblichen Befinden des Feldherrn genau unterrichtet zu ſein.

Schmerzlich enttäuſcht und ſeine Geburtsſtunde verwünſchend, fiel Battiſta dem gnädigen Herrn zu Füßen, umfing ihm das Knie und küßte ihm die Hand. „Lebe wohl,“ ſagte dieſer, „und räume das noch ab.“ Er wies auf das Geſchirr und winkte den Uebertreter ſeines Befehles freundlich weg aus ſeinem Dienſte.

Bevor er ſich wieder in ſeinen Plan vertieft hatte, klirrte draußen ein fallender Löffel und ein in Scherben ſpringendes Glas und der Herzog von Bourbon, der den vernichteten Battiſta unſanft beiſeite geworfen, zeigte unangemeldet ſeine hohe ſchlanke Geſtalt, denn er hatte zu jeder Stunde freien Eintritt bei dem Feldherrn.

„Hoheit?“ wendete ſich Pescara gegen ihn und erhob ſich vom Sitze.

„Um Vergebung. Ich war im Begriffe zu meinen Truppen zu verreiten,“ erklärte der Herzog, „da kam mir in der Vorſtadt ein reiſender Kaufmann unter die Augen, welcher eben vor der Pforte des Arztes Euer Erlaucht, des Meſſer Numa Dati von ſeinem Maulthier abſaß. Hätte die Geſtalt nicht ein würdiges Antlitz getragen, ich hätte darauf geſchworen, meinen unvergeßlichen Freund, den Kanzler von Mailand zu erblicken. Ich ließ einen meiner Leute ſich nach dem Fremdling erkundigen und erfuhr, der Reiſende ſei ein Gaſtfreund des Arztes, ein Juwelier aus Mailand Namens Scipione Osnago. Vielleicht, oder auch nicht, ſondern eine der zahlreichen Larven des vielgeſtaltigen Kanzlers. Er ſchiebt den Leib auf eine gewiſſe Weiſe, die ſich ſchwer verleugnen läßt, und da ich noch nicht

durch das Thor war, ritt ich leicht wieder zurück, um Euch den wahrſcheinlichen Beſuch dieſes koſtbaren Mannes zu melden.“

„Ich erwartete ihn längſt mit den Ausflüchten und Betheurungen des Mailänders,“ erwiderte der Feldherr. „Da er aber nicht erſchien und wir aus guten Quellen wußten, ſein Herzog fahre fort zu befeſtigen und zu rüſten, begann ich auf den Kanzler zu verzichten. Nun kommt er zu ſpät. Morgen, um Mitternacht, verläuft die dem Herzog gegebene Friſt. Schlag zwölf marſchieren wir; es wäre denn, Morone brächte große Neuigkeiten.“

„Ja, dieſer Morone!“ plauderte der Bourbon. „Der wird ſchon etwas gebraut haben. Da ich unſer Ultimatum nach Mailand brachte, ſah ich es hinter ſeiner Stirne wimmeln wie in einem Ameiſenhaufen. Ihr macht Euch keinen Begriff, Marcheſe, was das für ein frecher Kopf iſt. Während ich in Mailand regierte und er mein Rath und Schreiber war, hat er mich über Tiſch — denn ich liebte es, mit ihm zu ſpeiſen und mich an ſeinen Fabeln und Einfällen zu ergötzen — auf alle Throne geſetzt und mit allen Fürſtinnen gekuppelt. Und das Tollſte: es war Verſtand in dem Unſinn. Ich bin doch neugierig, was

er wieder ausgeheckt haben wird, um ſich und ſeinem Herzog aus der Klemme zu helfen. Sicherlich etwas ungeheuer Geniales, einen Gipfel, einen Abgrund. Wenn er zum Beiſpiel" — der Herzog lachte herzlich — „uns beiden kaiſerlichen Feldherrn die Führung der Liga böte und als Handgeld zwei verlockende italieniſche Kronen aus den Falten ſeiner Toga zum Vorſchein brächte?"

„Hoheit ſcherzt!"

„Wie anders, Marcheſe!" erwiderte der Herzog und wollte ſich beurlauben. Da ergriff er noch die Hand des Feldherrn und ſagte in einem weichen Tone, der eine vor der Welt verheimlichte Freundſchaft enthüllte: „Pescara, ich danke dir, daß du mir Leyva vom Halſe hältſt, indem du mir den rechten Heerflügel giebſt und ihm den linken. Ich mag mit dem Unleidlichen nicht zuſammenreiten. Es entſtünde Unglück und größeres als jüngſt auf dem Markte von Novara. Er könnte ſich wiederum gegen mich vergeſſen und ich müßte ihn niederſtoßen wie einen tollen Hund." Er ſagte es leiſe mit geſenktem Blick.

Pescara behielt die Rechte des Herzogs und warnte und bat. „Welch ein Auftritt!" ſagte er. „Hier auf

offenem Markte, wegen der Armſeligkeit eines beſtrittenen Quartieres! Ich verſendete Leyva gleich nach Neapel, um vom Vicekönig Truppen für unſern Feldzug zu verlangen, obwohl ich weiß, daß er keine abgeben kann, nur um Euch die Verlegenheit und den Anblick eines verhaßten Geſichtes zu erſparen. Wie konntet Ihr das gegen einen Mitfeldherrn! Das war nicht gut. Das iſt beklagenswerth. Das darf ſich nicht wiederholen, ich bitte Euch darum."

„Der Anlaß war nicht der Rede werth, Pescara, aber —"

„Das ſchlimmſte Wort, das Leyva gebraucht hat, war, nach Zeugen, er laſſe ſich nichts bieten von einem Vornehmen, und Ihr zoget und eure Leute mußten Euch halten."

„O," flüſterte der Herzog, „von einem Vornehmen? Ich habe feine Ohren. Es war ein anderes Wort . . das ich dem Kaiſer und dem Papſt in die Kehle zurückſtieße!"

„Ein anderes Wort?" ſagte Pescara, um ſeine Frage ſogleich zu bereuen, da er den Herzog erbleichen und völlig fahl werden ſah. Er errieth, daß der alte Leyva gemurrt, er laſſe ſich nichts bieten von einem

Verräther, oder daß das wunde Gewiſſen des Bourbon ſo verſtanden hatte.

Die unausgeſprochene Freundſchaft, die den einfachen Adeligen und den Mann von königlichem Geblüte verband und die das Wunder that, zwiſchen zwei jugendlichen und ſchon berühmten Feldherrn mit nicht völlig klar geſchiedenen Gewalten und Befugniſſen die natürliche Eiferſucht zu erſticken, beruhte einfach auf dem Bewußtſein des Herzogs, daß ſeine Verbündung mit dem Feinde Frankreichs der Achtung Pescaras keinen Eintrag thue. War es Klugheit, war es Gleichgültigkeit gegen die ſittlichen Dinge, war es Freiheit von jedem, auch dem begründetſten Vorurtheil, oder war es die höchſte Gerechtigkeit einer vollkommenen Menſchenkenntnis, was immer — Pescara hatte den in kaiſerlichen Dienſt tretenden fürſtlichen Hochverräther mit offenen Armen empfangen und mit der feinſten Miſchung von Collegialität und Ehrerbietung behandelt. Vielleicht auch hatte er in dieſem Zerrütteten, der ſich ſelbſt verfluchend ſein Vaterland mit fremden Waffen verwüſtete, den urſprünglichen und unzerſtörbaren Adel erkannt. Dafür war der Herzog Pescara dankbar.

Der Feldherr, die Hand des Unſeligen in der ſei-

nigen, redete ihm mit ſanfter Stimme zu: „Geſpenſter, Hoheit! Ihr habet gehört, was nicht geſprochen wurde. Werft hinter Euch! Verſchüttet den Abgrund mit Lorbeer! Seid Ihr nicht der Liebling des Kriegsgottes? und ein Meiſter der Staatskunſt? Sind nicht wir Beide noch Jünglinge mit unzähligen Tagen, diesſeits der Lebenshöhe, kaum in der Hälfte der Dreißig, und im erſten Drittel eines Jahrhunderts, das überquillt von großen Möglichkeiten und weiten Ausſichten! Unſer die Fülle des Daſeins! Karl, laß uns leben!“

Der Bourbon vernahm nicht den verſtohlenen Seufzer, welcher ſich der Bruſt des Feldherrn entwand. Er drückte heftig die Hand Pescaras und ſeine dunkeln Augen blitzten eroberungsluſtig. Dann, um ſeine innere Bewegung zu verbergen, ſprang er nach ſeiner Weiſe mit beiden Füßen ins Cyniſche über. Der feurige Ton Pescaras hatte ſeine frechſte Jugendlichkeit erweckt. „Und ſchöne Männer ſind wir!“ jubelte er. „Du begreifſt, Gatte der prächtigen Victoria, daß ſich mir Herz und Magen umkehrte, da mich dieſe Porcaccia die Königin-Mutter um jeden Preis zum Manne haben wollte! Siehſt du mich als den Vater König Franzens? O das liebe Stiefſöhnchen! „Madame,“

ſagte ich und machte ihr eine tiefe Verbeugung, „es geht nicht. Ihr würdet mich mit eurer Naſe vom Bette ſtoßen!“ und ganze Wendung und über die Grenze!“ Während er eine ausgelaſſene Lache aufſchlug, trat der vom Staub der Reiſe bedeckte Del Guaſto ein, begrüßte den Ohm und Feldherrn und verneigte ſich vor der luſtigen Hoheit.

Dann wendete er ſich wieder gegen Pescara, welchen er mit erſtaunten und bewundernden Augen betrachtete, als hätte die von der italieniſchen Verſchwörung dem Feldherrn angeſonnene Rolle deſſen Geſtalt vergrößert, und erzählte: „Wir verritten von Rom, nicht zur Freude der Herrin in zahlreicher Geſellſchaft, mit Leyva, der aus Neapel zurück iſt, und mit einem Vornehmen, von königlichem Geblüte, wie ſie ſagen, der ſich Moncada nennt und den Ihr kennen werdet. Er bringt Euch eine Botſchaft des Vicekönigs. Ich gewann einen Vorſprung, um Donna Victoria anzumelden. Sie ſtrahlt vor Freude Euch wiederzuſehen und ſchließt zugleich feſt die Lippen, denn ſie bringt ein politiſches Geheimnis, wie ich vermuthe, und ein päpſtliches Myſterium, wie ich ahne, und dieſelbe Donna Victoria legt die Stirn in zornige Falten gegen euren bei ihr in Ungnade ge-

fallenen Neffen, den ſie vor Euch in aller Form Rechtens verklagen wird. Wegen etwas Menſchlichem," lächelte er.

„Oder etwas Unmenſchlichem," ſpottete Pescara. „Meldet Ihr ſonſt etwas, Don Juan?"

„Wenn mich meine Augen nicht getäuſcht haben, die Ankunft des Kanzlers von Mailand."

„Ah!" lachte Bourbon.

„Ich bin mit ihm ſchon in Rom zuſammengeſtoßen, unfern des Palaſtes Colonna, da ich nächtlicherweile dahin zurückkehrte. Längs der Mauer ſah ich etwas Diebiſches in langer Gewandung ſchleichen, und da ich das Verdächtige mit der Fackel meines Dieners beleuchtete, war es die unverſchämte Stumpfnaſe und unter einem Juriſtenbarett das freche Kraushaar, das ich von Pavia her kenne, wohin der tolle Kanzler, wie ſie ihn nennen, nach der Schlacht Euch zu beglückwünſchen kam. Er mag Donna Victoria eine letzte Heimlichkeit des Papſtes gebracht haben, bei welchem ſie ſich an jenem Nachmittage verabſchiedet hatte." Er ſagte das mit einer verſteckten Bosheit.

Der Feldherr blickte ſtreng. „Don Juan," ſagte er, „Ihr habet Euch um den Wandel Donna Vic-

torias nicht zu kümmern und noch weniger ihn zu beaufsichtigen. Jeden ihrer Schritte, ihre leiseste Miene und Gebärde billige und lobe ich zum voraus."

Don Juan verneigte sich. „Unterwegs nach Novara," fuhr er fort, „bin ich ihm dann noch mehrere Male begegnet, das heißt einem gewissen Fruchthändler Paciaudi aus den Marken mit einer gräulichen Warze auf der Nase, welcher mir, da ich ihn anredete, nicht vorenthielt, er sei ein zu Grunde gerichteter Mann: eine unvermuthete päpstliche Maßregel verbiete die Ausfuhr und er habe einen strengen Lieferungsvertrag mit Euer Erlaucht. Dabei schob und gebärdete er sich nicht viel anders als der Kanzler. Dieser hat gegenwärtig allerhand Geschäfte und nimmt die possierlichsten Figuren an. Man findet ihn überall auf der Halbinsel wie — ohne die fernste Vergleichung — eure große Gestalt."

„Was wollt Ihr sagen, Don Juan?"

Del Guasto, der vor nichts erschrak, zögerte doch mit der Antwort vor der kalten Miene Pescaras, und dann hielt ihn die Anwesenheit des Herzogs zurück.

„Ich habe kein Geheimnis vor der Hoheit," sagte der Feldherr. „Redet, Don Juan."

Trotz dieſem Befehle kam dem verwegenen Jüngling die allgemeine Rede an dieſem Orte und zu dieſer Stunde, mitten im kaiſerlichen Lager und während er durch das Fenſter den taktfeſten Schritt eines vorbeimarſchierenden ſpaniſchen Heerhaufens vernahm, ſo ungeheuerlich vor, daß er der ſchamloſen Oeffentlichkeit der italieniſchen Verſchwörung ein leichtes Gewand umwarf.

„Ohm,“ berichtete er geringſchätzig, „wovon mir noch immer die Ohren gellen, das iſt ein wüthender Streit, welcher unter allen Ständen, in Schenken und Barbierſtuben, auf den Ballſpielplätzen und, wie ich glaube, bis in die Plauderecke der Sacriſteien ausgebrochen iſt — über das wahre und gültige Vaterland der Avalos: ob wir Neapolitaner ſind oder Spanier. Und nicht genug an Geſchrei und Gebärde, auch Blätter und Schriften voll von unſerm Urſprung flattern durch die Luft.“

Der Feldherr zuckte die Achſeln. „Das Geſchreibſel,“ ſagte er, „fand ſich auch über meine Tiſche verſtreut, ich habe es weggeworfen. Müßiges Gezänke.“

Don Juan wurde hartnäckig. „Zugleich erzählte man mir, daß an den Univerſitäten unter Juriſten und

Theologen wieder heftig über Umfang und Grenzen des päpstlichen Lehensrechtes auf Neapel gestritten wird."

„Das überlassen wir diesen Gelehrten. Nicht wahr, Hoheit?" scherzte Pescara. „Und was das Vaterland der Avalos angeht, Neffe, so rathe ich dir, Ehre zu halten, spanische oder neapolitanische."

Jetzt meldete der diensthuende Page, ein zarter Knabe mit großen unschuldigen Augen, ein Enkel des Arztes Numa Dati und der Bruder der von Del Guasto zerstörten Julia, den Besuch eines Apothekers Namens Baldassare Bosi aus Orvieto, welcher mit einem Packet im Vorzimmer stehe und sich durchaus nicht abweisen lasse. Er sei bei dem Großvater abgestiegen, der dem Gaste diesen Zettel für die Erlaucht gegeben habe. Der Knabe überreichte das Papier, auf welchem mit verzitterten Zügen „Morone" geschrieben stand.

Pescara besann sich einen Augenblick. „Weiß der Fremde die Gegenwart der Herrschaften?" fragte er den Pagen.

„Ich denke nicht, Erlaucht," antwortete dieser.

„So führe ihn ein, aber erst, wann ich rufen werde."

Jetzt wendete er ſich raſch gegen den Herzog. „Hoheit muß mir einen Gefallen thun. Da Sie für möglich hält, daß der Kanzler von Mailand mit mir conſpirieren will, würde ich gegen die gewöhnlichſte Vorſicht fehlen, wenn ich den Menſchen, der draußen ſteht, ohne Zeugen mit mir reden ließe. Ich muß ſolche haben, zwei höchſt glaubwürdige Zeugen, wo nicht unſerer Geſichter, doch eines jeden unſerer Worte, damit nicht der Argwohn von Madrid, noch die Eiferſucht unſers Leyva, noch“ — er dämpfte die Stimme — „jener Verderbliche, mit welchem Ihr geritten ſeid, Don Juan, und der unter dem Vorwand einer Botſchaft des Vicekönigs mich hier umlauern ſoll, Grund finde, mich, ich ſage nicht des Verrathes, ſondern nur eines falſchen Schrittes zu bezichtigen. Hören aber will ich den Kanzler, der mir in ſeiner Thorheit und Leidenſchaft die Pläne und Mittel des Feindes enthüllen wird. Er kann es wie kein Anderer. Unter dem Zwang dieſer Umſtände laſſe ſich Hoheit herab den Lauſcher zu machen. Und Ihr, Del Guaſto, leiſtet der Hoheit Geſellſchaft.“ Er ſchritt auf einen ſchweren rothen Vorhang mit goldenen Quaſten zu, deſſen breite Falten den Eingang in ein Nebenzimmer bis auf die Schwelle

nieder verbargen und den er jetzt auseinanderschlug. „Hier ist Hoheit aufgehoben," sagte er.

So sehr den Herzog das würzige Abenteuer lockte, stand er doch einen Augenblick unschlüssig. „Aber wenn Morone die Decke hebt?" fragte er, und der Marchese erwiderte: „Das wird er nicht. Keine Besorgnis. Ich stehe dafür." Del Guasto blähte die Nüstern vor Wollust. Er rückte einen Schemel für den Herzog, hinter dessen Schultern er Stellung nahm als der zweite Lauscher. Der rothe Vorhang zog sich zusammen.

Pescara aber fühlte sich von dem Pagen Ippolito umschlungen, der an ihm emporflüsterte, mit Thränen in den Augen: „Es ist kein Apotheker mehr, sondern ein Zauberer in langen schwarzen Gewändern mit einem Talisman auf der Brust und einem schrecklichen Gesichte!"

„Furchtsamer Junge! Bring' ihn!"

„Da ist er schon!" schrie Ippolito und flüchtete sich.

„Ihr, Morone? und im Staatsgewand? doch von der Reise erhitzt, wie ich sehe. Eure drei Masken haben Euch wohl den Athem benommen."

Morone athmete schwer und hörbar. Schweißtropfen quollen ihm auf der Stirn. Er stand wortlos.

„Was bringt Eure Weisheit?“ fragte der Feldherr mit ernſthaften Augen und empfing von dem Stammelnden keine deutliche Antwort. Nach einer Pauſe ergriff Pescara mit ſpielender Hand die Münze, welche der Kanzler an einer ſchweren goldenen Kette auf der Bruſt trug. „Ein Lionardo, Kanzler? Und wen ſtellt es dar? den Mohren? Ein geiſtvoller Kopf!“

Aber ſelbſt an ſeinen geliebten Herrn vermochte der Kanzler nicht anzuknüpfen, ſo völlig war er außer Faſſung.

Da begann der Feldherr ohne weitere Einleitung: „Euer Herzog, Morone, wünſcht günſtigere Bedingungen? Es könnte Rath werden, ſobald mich die Hoheit von ihren guten Abſichten überzeugt haben wird. Nehmen wir einmal mein Ultimatum Punkt um Punkt mit einander durch.“ Er trat an den Tiſch und ſuchte ein Papier.

Nun empfand er einen heißen Athem an der Wange und ein Geflüſter füllte ſein Ohr. „Pescara,“ keuchte es, „nicht darum handelt es ſich, ſondern Italien giebt dir ſein Heer!“

„So iſt es gut,“ erwiderte der Feldherr, ohne den Kopf zu drehen. „Es unterwirft ſich dem Kaiſer?“

Da ſchrie es hinter ihm: „Nicht dem Kaiſer, ſondern dir, wenn du von ihm abfällſt!“

Jetzt wendete ſich Pescara gegen den Tollkühnen und drohte mit feindſeliger Gebärde: „Du raſeſt! Ich weiß nicht, was mich abhält, dich zu ergreifen und aus dem Fenſter zu werfen!“

Der Kanzler blieb furchtlos und ſchrie zum andern Male mit flammenden Augen: „Dieſe Stunde bietet dir deine Größe, Pescara! Laß ſie nicht vorüber! Du würdeſt es bereuen! Du würdeſt daran ſterben!“

„St! Wie du ſchreiſt! Wenn man lauſchte! hinter dieſem Vorhang . . . wenn ich ſelbſt . . . hältſt du mich deſſen für unfähig? Ueberzeuge dich doch und hebe die Decke!“

Morone war wieder völlig im Beſitze ſeiner ſelbſt, nachdem er die Scham und den Schreck der erſten Worte überwunden hatte. „Pescara,“ ſagte er, „ich habe ſtets gefunden, daß der Schlaueſte und am meiſten Argwöhniſche endlich doch an eine Stelle tritt und an einem Abgrunde ſteht, wo er trauen und glauben muß. So der Valentino mit dem Rovere, ſo mein geliebteſter Herzog der Mohr mit ſeinen Hauptleuten und Schweizern.“

„Beide wurden verrathen, Morone!“

„Ja, Pescara, aber der feine Mohr und der ruchlose Borgia, Beide gingen sie vertrauend unter, und das war ein heller Schimmer von Menschlichkeit über dem Dunkel ihres verdienten Sturzes. Wenn ich das Größte wage und von dir das Größte fordere, werde ich in diesem heiligen Augenblicke so lächerlich sein, einen Vorhang zu heben wie ein betrogener Ehemann, der den versteckten Buhlen seines Weibes sucht? Nein, ich gebe mich preis! Höre mich an, und dann überliefere mich dem Blocke, wenn du darfst!“

„Das ist nicht klein,“ sagte Pescara ohne Spott und fügte dann zweifelnd hinzu: „Ob ich dich höre? Meine Neugierde ist rege, das bekenne ich, und einem so heroischen Menschen darf ich doch nicht einfach die Thüre weisen. Zuerst aber saget mir, Kanzler: habe ich Euch oder eurem Fürsten Grund oder auch nur den geringsten Anlaß gegeben, meine Feldherrntreue zu beargwöhnen?“

Der Kanzler verneinte.

„Viel Unwahres wird geredet: die Majestät habe mich schlecht belohnt, und ich soll dieses schwer empfunden haben. Fußet Ihr auf diesem Undanke des

Kaiſers und auf dieſem Grolle Pescaras, ſo thut keinen Schritt weiter: Ihr würdet in den trügeriſchen Boden verſinken."

„Da fuße ich nicht."

„Oder ermuthigt Euch jene öffentliche Rede Italiens, die mir ſchmeichelt und mir droht, mich verherrlicht und verdächtigt? Dieſe italieniſche Meinung iſt eine heimtückiſche Mache. Sie ſoll mich in Madrid entwurzeln und in Italien vergewaltigen. Ich habe vorgebeugt und die argliſtigen Schriften wie in einen Käfig eingeſperrte Schlangen dem Kaiſer überliefert. Habet Ihr eure Finger auch in dieſes Gift getaucht, Morone?"

Der Kanzler erbleichte. „Bei den Göttern der Unterwelt, daran trage ich keine Schuld!" rief er aus.

„Du willſt mich nicht überliſten, Kanzler, ſo willſt du mich überreden?"

„Nein."

„Was denn?"

„Ueberzeugen."

„Das Beſte. Aber es wird Zeit koſten. Setzet Euch, Kanzler!" Er rückte mit raſcher Bewegung zwei Stühle, und jetzt ſaßen ſie ſich gegenüber, Morone

mit vorgebogenem Leib und Knie, während der Feldherr nachläſſig zurücklehnte.

„Pescara, welches iſt die ſchönſte deiner Schlachten, das Wunder der Kriegskunſt?“

Der Feldherr gab keine Antwort, da ſich dieſe von ſelbſt verſtand, aber er that einen leichten Seufzer.

„Und was hat der Kaiſer aus deinem Siege von Pavia gemacht?“

Ein Blitz fuhr aus dem grauen Auge Pescaras. „Er hat ihn verſtümpert,“ murmelte er.

„Du gabſt ihm einen erbeuteten König, und Karl weiß nichts mit ihm anzufangen! Er preßt ihn wie ein Wucherer. Er verlangt Vielfältiges und Unmögliches ſtatt des Möglichen und Einfachen. Verzichte auf Italien, Bruder, ſo hätte ein großer Sieger zu König Franz geredet, das iſt dein natürliches Löſegeld, und das kannſt du, ohne deinem Frankreich wehe zu thun. Verzichte und ziehe!“

Pescara lächelte. „Du biſt ein gefährlicher Menſch, Morone, wenn du Gedanken erräthſt. Aber nicht ich, du haſt ihnen Worte gegeben. Ich habe nichts geſprochen.“

„Ich danke dem Kaiſer!“ fuhr der Kanzler ſich

begeisternd fort. „Er hat die Siegesgöttin von Pavia beleidigt, und sie kehrt zu dir, mein Pescara, zurück! Nicht nur für, auch gegen den Kaiser hat sie gekämpft. Sie hat Italien gegen die Fremdherrschaft vereinigt. Sie hat ihm seinen Feldherrn gezeigt.

Mein Pescara, welche Sternstellung über dir und für dich! Die Sache reif und reif du selbst! Eine entscheidende Zeit, ein verzweifeltes Ringen, Götter und Titanen, Freiheit sich aufbäumend gegen Zwingherrschaft, die Welt heute noch Bewegung und Fluß, morgen vielleicht zur Lava erstarrend! Und eine That, die für dich bereit liegt und zu welcher du geboren wurdest! Zuckt dir die formende Hand nicht danach? Ein vernünftiges Werk, eine ewige Gründung! Blick' auf die Karte und überschaue die Halbinsel zwischen zwei Meerfarben und dem Schnee der Gebirge! Befrage die Geschichte: ein lebendiges Geflecht, oft gewaltsam zerrissen und immer wieder zusammenwachsend, von Republiken und Fürsten, mit zwei alten Feinden, zwei falschen Ideen, zwei grausamen Chimären, Papst und Kaiser! Siehe den ausgestreckten Finger Gottes, daran sich eine neue Menschheit emporrichtet: eine sich selbst regierende und veredelnde Menschheit ohne

höchſtes Amt, weder weltliches noch geiſtliches, ein Reigen frei entwickelter Genien, ein Concert gleich berechtigter Staaten —“

Pescara ergriff den beſchwingten Redner am Arm, als wollte er ihn feſthalten. „Fliege mir nicht davon, Girolamo!“ ſcherzte er.

Dieſer riß ſich los und: „Laß dich nicht hindern an dieſem göttlichen Werke,“ rief er, „durch abergläubiſche Vorurtheile und veraltete Begriffe, die weder in deinem Kopfe, noch in deinem Herzen, noch in der Natur der Dinge ſind. Ich kenne dich, Pescara: du biſt ein Sohn Italiens und wie dieſes erhaben über Treue und Gewiſſen!“

„Ihr ſeid doch ein laſterhaftes Geſchlecht, ihr Italiener,“ lächelte Pescara. „Aber du machſt dich größer im Böſen, als du biſt: denn dieſe Weisheit kommt nicht von dir, ſondern euer Dämon, der Florentiner, hat ſie dir eingeblaſen. Lebt er noch?“

Der Kanzler wußte, wen Pescara meinte. „Er darbt, vergeſſen und verachtet,“ erwiderte er mit Beſchämung, „unſer größter Geiſt.“

„Verdientermaßen. Es giebt politiſche Sätze, die ihre Bedeutung haben für kühle Köpfe und beſonnene

Hände, die aber verderblich und verwerflich werden, sobald sie ein frecher Mund ausspricht oder eine strafbare Feder niederschreibt. Doch das sind Allgemeinheiten, und alles käme auf die Anwendung an. Wie denkst du dir zum Beispiel, Kanzler, das Thatsächliche meines Verrathes?"

Dieser öffnete den Mund, als hätte er unerschöpflich zu reden. Da berührte ihn Pescara leise mit dem Finger. „Sachte, vorsichtig!" warnte er. „Jetzt betrittst du ein schmales und schwankes Brett: es könnte kommen, daß ich dich nach deiner Rede als Verschwörer müßte in Fesseln legen lassen. Sprich nicht in deinem eigenen Namen, rathe ich dir, sondern laß dir eine Maske bieten, wie du sie liebst, und warum nicht die des verschollenen florentinischen Secretärs, ob er nun noch unter uns wandle oder schon im Geisterreiche? Rede, Niccolò Machiavelli! Ich werde dich schweigend und bewundernd anhören und dir dann doch vielleicht beweisen, daß du für einen Staatsmann immer noch viel zu viel Einbildungskraft besitzest. O, ich will dich kritisieren, mein Niccolò! Aber beginne."

Dieser fortgesetzt scherzende Ton des Feldherrn beleidigte den Kanzler und er empörte sich dagegen: „Jetzt

ſei des Spieles ein Ende. Erniedrige den nicht zum Schauſpieler, welcher ſein Leben wagt für die Rettung ſeines Vaterlandes! Pescara, ich bitte dich um Ernſt!“

„Um Ernſt? Es ſei!“ erwiderte der Feldherr und ſchloß die Augen, wie um beſſer zu lauſchen. Jetzt erſchrak der Kanzler einen Augenblick vor der Bläſſe und Strenge des magern Angeſichtes. Doch er war entſchloſſen.

„Es iſt kein Uebel, Erlaucht,“ begann er, „was Ihr dem Kaiſer berichtet habt; es iſt gut, daß Ihr Euch ſolange als möglich ſein Vertrauen erhaltet und Euch ſelbſt dann noch nicht erkläret, wann der Papſt und die Liga ihr Manifeſt werden erlaſſen haben. Inzwiſchen befeſtigt Ihr eure Stellungen und ſichtet euer Heer.“

Pescara runzelte die Stirn.

„Leyva muß weg,“ forderte der Kanzler.

Pescara zählte an den Fingern.

„Was rechnet Ihr, Pescara?“ fragte der Kanzler verwundert.

Dieſer erwiderte ruhig: „Muß Leyva draufgehen, ſo dürfen meine deutſchen Hauptleute auch nicht leben bleiben, denn ſie hangen an Kaiſer und Reich. Ihre Häupter müſſen fallen. Oder vergifte ich ſie in einem gaſtlichen Trunke? Was räthſt du, Kanzler?“

Morone erbleichte.

„Und was fange ich mit meinen ſpaniſchen Edelleuten an? Laſſe ich ſie auch ermorden?“

„Die Caſtilianer,“ antwortete Morone mit klopfendem Herzen, „fallen wohl zum Kaiſer zurück. Die andern verlocket Ihr mit unendlicher Beute. Sie widerſtehen nicht, am wenigſten die neapolitaniſchen Aragoneſen. Ich kenne dieſe Raſſe: ſie gleicht den räuberiſchen Helden der neuen Welt. Denket nur an euren Del Guaſto, welch ein Ungeheuer!“

Pescara widerſprach nicht.

„Eure Gemeinen aber, die aus allen Ländern der Erde zuſammengefloſſen ſind, beherrſchet Ihr durch eure unerſchütterliche Seele und durch eure eiſerne Kriegszucht, nicht zu vergeſſen einen regelmäßigen Sold, wie ihn der Kaiſer nie zu geben vermochte, Euch aber gehören jetzt alle Schätze Italiens. Und erlittet Ihr eine Einbuße an Leuten, ſo füllet Ihr das Heer aus den Schweizern, die ſich nun überallhin vermiethen, ſeit ſie aus Mangel an Führung und an einem Staatsgedanken ihre ſchon gewonnene Weltſtellung und ihre auswärtige Politik verſcherzt haben.“

„Schade,“ redete Pescara mit ſich ſelber. Er hatte

eine Art Zärtlichkeit für die Schweizer, die er zweimal überwunden und von welchen er bei Bicocca, mit einer insbesondere gegen deren rasende Sturmläufe erfundenen Stellung des Geschützes, in wenig Minuten ein volles tollkühnes Tausend vernichtet hatte. Er liebte dieses tapfere Volk, obwohl er seine Speerwunde von Pavia dem Stoß einer Schweizerlanze verdankte. „Ihre Freiheit wird ihnen bleiben, aber schade," wiederholte er.

„Eures Heeres sicher," fuhr der Kanzler fort —

„Nehme ich Mailand," ergänzte Pescara. „Mein Plan ist entworfen."

„Ihr braucht es nicht zu nehmen, da der Herzog ein Mitglied der Liga ist, deren Feldherr Ihr seid."

„Richtig, das hatte ich vergessen. Auf alle Fälle, Mailand ist der Centralpunkt. Und dann?"

„Gebietet Ihr über die Truppen der Heiligkeit, Venedigs und Neapels, die Kleinern nicht zu nennen."

„Halt, Morone! Neapel ist spanisch."

„Nach Neapel habet Ihr dann euren Neffen gesendet als euren Vicekönig, der es durch seine Grausamkeit in wenigen Wochen unterworfen haben wird."

„Als meinen Vicekönig? Ich König von Neapel? Seit wann trage ich die Krone?" fragte Pescara gelassen.

„Siehe, die geflügelten Füße, die ſie Euch bringen, ſind vor eurer Schwelle,“ ſprach der Kanzler erröthend.

Die kalte Miene des Feldherrn erwärmte ſich, wie von einem Strahle berührt, nicht aus einer Krone, ſondern aus dem Lichtkreiſe ſeines nahenden Weibes. „Weiter geträumt, Morone,“ ſagte er.

„Einmal an der Spitze der vereinigten italieniſchen Waffen und in unnehmbaren Stellungen,“ fuhr der Kanzler mit erſtaunlicher Sicherheit fort, „hindert nichts, daß Ihr Euch mit dem Kaiſer auseinanderſetzet, vielleicht ſogar ohne Schlacht, denn ich weiß, daß Ihr, obſchon, nein, weil der erſte Feldherr der Zeit, das ſcharfſinnige Schachſpiel und die umfaſſenden Berechnungen der Strategie jenen plötzlichen und immerhin blinden Entſcheidungen der Wahlſtatt vorziehet. Ich ſage, vielleicht ſogar ohne Blutvergießen, denn der Kaiſer wird nicht ſo leicht einen neuen Feldherrn finden und ein zweites Heer in Italien zuſammenbringen, nachdem er Euch und das eurige verloren hat, wenigſtens wenn ihm Frankreich und England zu thun geben, laut des von ihnen mit unſerer Liga getroffenen Abkommens.“

„Ich kenne euer Bündnis mit König Franz, ſogar

ſeinen Wortlaut," warf Pescara hin, „kann aber keinen Werth darauf legen. Der König verquält ſich in ſeinem ſpaniſchen Kerker. Um eine Stunde früher auf ein geſatteltes Pferd zu ſpringen, verräth er eure Liga hundertmal, wie ich ihn zu kennen glaube."

„Noch vor wenigen Tagen," betheuerte der Kanzler mit einem komiſchen Geſichte, „hat mir die Regentin Louiſe von Paris geſchrieben, ſie halte das Bündnis feſt wie ihre Tugend —"

Ein Pfiff durchſchnitt das Gemach . . . der Kanzler horchte verwundert. Es mochte ein Vogel am Fenſter vorbeigeſchwirrt ſein.

„Es ſind noch Andere da, die den Kaiſer beſchäftigen," fuhr er fort, „der Halbmond und die deutſchen Fürſten."

„Der Halbmond, ja," urtheilte der Feldherr. „Mit den deutſchen Fürſten aber und ſelbſt mit ihrer neuen Lehre könnte ſich der Kaiſer allenfalls vertragen. Meinſt du nicht, Morone?"

Dieſer antwortete denkend: „Es ſcheint ſo, aber iſt doch nicht, wenn ich richtig ſehe. Jedenfalls nicht mit der neuen Lehre. Der Kaiſer bedarf der Kirche für ſein ſchweres und dunkles Gemüth, das er von

der Mutter geerbt hat. Der neue Glaube verlangt kräftigere Seelen.“

„Verſtehſt du etwas von dieſen Dingen, Kanzler?“ fragte der Feldherr neugierig.

„Wie ſollte ich, Pescara? Ich bin wie du und wir Alle ein Bewohner der Wirklichkeit, ein Kind der Helle, das mit der antiken Weisheit über das Ende hinaus nichts ſieht als Larven und Schemen und auf wogendem Nebel die rieſigen Spiegelungen wieder dieſes unſers eigenen und irdiſchen Daſeins. Unter denen aber, welche mit dem Volke Gut und Böſe glauben und Leib und Seele und die Fabel eines letzten Gerichtes, wird jetzt, wie du weißt, unverſöhnlich geſtritten über die beſte Rüſtung an jenem Tage der blaſenden Poſaune. Unſere kluge Kirche öffnet ihre Buden und legt verſtändig ihren Vorrath an guten Werken zum Verkauf aus. Der deutſche Mönch aber zankt und ſchreit: Das iſt Plunder! Werft euer Geld nicht weg! Ihr habt es umſonſt. Eure Schulden ſind bezahlt. Glaubet es nur, und ſie ſind nicht mehr! Solches aber zu glauben, braucht es eine große Tapferkeit, denn es iſt unter dem Unglaublichen das Unglaublichſte. Doch bringen es dieſe deutſchen Köpfe fertig,

ſo brauchen ſie gar keine Pfaffheit mehr und ſind in ihrer trotzigen Sicherheit uns Italienern gewaltig überlegen, die wir ungläubig ſind oder abergläubiſch.

Ich rede im Groben, Pescara. Aber dieſe Vorſtellungen, nichtig an ſich, werden im Leben zu den realſten Mächten, die kein Staatsmann vernachläſſigen darf. Und du mit deiner großen Aufgabe am wenigſten, Pescara, wenn du auch ſelbſt ein Gottloſer biſt, wie ich dich kenne." Sein Lächeln blieb unerwidert.

„Hier irrſt du dich, Kanzler," ſagte Pescara ernſt. „Ich glaube an eine Gottheit, und wahrlich keine eingebildete. Doch in dem Andern haſt du recht. Ich habe es mit Augen geſehen. Am Abende meiner Schlacht" — er meinte die von Pavia — „ſah ich im Lazarett zwei höchſt frevelhafte Menſchen ſterben, einen Deutſchen und einen Spanier, dieſen unter ſeinen Reliquien und in den Armen zweier Prieſter zitternd und bebend, jenen allein, doch voller Zuverſicht und Freude. Ich ſprach ihn an, denn ich weiß ein paar deutſche Wörter, und erfuhr, daß er traue und trotze auf den reuigen Schächer. Doch laſſen wir dieſe Farben der Seele. Zurück zu deiner Sache, denn ich meine, daß du noch nicht damit zu Ende biſt."

„Gewiß nicht, Pescara. Dann erst, wann du durch das Schwert oder durch ein listiges Abkommen den Kaiser außer Spiel gesetzt haben wirst, dann erst baust du deine Größe und Italiens Freiheit. Die zwölf Arbeiten des Hercules! Doch du rufst alle Seiten und Eigenschaften deines Wesens unter die Waffen: Geduld und Entschluß, Begeisterung und Berechnung, Arglist und große Gesinnung. Kein Theilchen von dir wird müßig gehen. Du kennst dich noch gar nicht, Pescara! Dann erst wirst du dich zeigen als der, welcher du bist, in deinem ganzen Wuchse: für das Volk ein furchtbarer und wohlthätiger Dämon, für das Heer ein unfehlbarer Sieger, für den Patrioten der Vollender Italiens, für den Gelehrten der wiederaufgelebte römische Ehrgeiz, für die Fürsten, soviel du ihrer bestehen lässest, der herrschende Bundesgenosse. Du beutest alle Möglichkeiten und Begünstigungen des Jahrhunderts aus. Du wirst der Vertheidiger des Papstes und eroberst ihm seine Städte und Provinzen zurück, die du für dich behältst; du reitest als Schiedsrichter zwischen der verröchelnden Republik und den Medicäern in Florenz ein und sie gehorchen dir beide. Ja sogar die stolze Fürstin der Hadria zwingst du in deinen Machtkreis!

Ich ſehe dich," jubelte Morone, „wie du ihr Doge wirſt und dich dem Meere vermählſt.

So wächſeſt du, bis dich und dein herrliches Weib auf dem römiſchen Capitol tauſend frohlockende Arme vergötternd in die Lüfte heben und dich ganz Italien als ſeinen König zeigen, welches du dann, wie dir jetzt, ich fürchte, noch nicht möglich iſt, als deinen Beſitz und deinen Ruhm ein wenig lieben wirſt, damit endend, womit ich angefangen habe, denn allein meine Liebe zu Italien, das Beſte, das einzig Gute an mir, wirft mich dir zu Füßen, du Kaltherziger!" Und er umfing das Knie des Feldherrn mit einer ſo inbrünſtigen Gebärde, daß dieſer aufſpringend einer ſolchen Anbetung ſich entzog, aber doch innerlich ergriffen ſchien, ſei es daß ihn dieſe Wahrheit des Gefühls in einem lügneriſchen Geiſte feſſelte, ſei es daß ſein mächtiger Verſtand die angedeuteten Züge ſeiner und Italiens möglicher Größe unwillkürlich zu einem lebensfähigen Ganzen zuſammenſchloß.

Er ließ den Kanzler und ſchritt mit über der Bruſt gekreuzten Armen mehrere Male langſam durch das Zimmer, zuletzt wie zufällig wieder vor ihm ſtehen bleibend. „Wie viele meiner Jahre verlangſt du von mir, Morone?" warf er hin.

„Viele, ohne Zweifel," verſetzte der Kanzler. „Je mehrere, deſto beſſer! Nur mit jenen langen und fruchtbaren Pauſen, welche die Dinge ſtill und unaufhaltſam wachſen laſſen, unzerſtörlich ſcheinende Hinderniſſe zernagen, die Gewiſſen abſtumpfen und beruhigen und ſelbſt das urſprünglich Frevle entſühnen und heiligen, nur auf ſolchen breiten und nothwendigen Stufen iſt Bleibendes im Staate erreichbar. Dein beſter Verbündeter, Pescara, iſt das Leben. Zehn, zwanzig, warum nicht dreißig Jahre, Pescara? Du ſtehſt ja in der Fülle der Kraft und ſchöpfſt nur ſo mit der Hand aus der überſtrömenden Quelle. Du haſt deinen Schatz kaum noch angegriffen, und nicht zum wenigſten darum haben dich die unſterblichen Götter Italiens zu dieſem deinem herrlichen Werke berufen, weil du, römiſch geſprochen, ein Jüngling biſt und dich noch lange kein Todesſchatten berühren darf!"

Ein plötzlich hervortretender harter und finſterer Zug hatte das Antlitz des Feldherrn verwandelt. Er traf den Kanzler mit einem ſo feindſeligen Blicke, daß dieſer um einen Schritt zurückwich. „Weißt du," drohte er, „daß, wenn mich mein Ehrgeiz überwältigen ſollte, das erſte Opfer dein Gebieter der Sforza wäre? Denn

ich finge damit an, euer Mailand dem Bourbon zu geben, der mein Alterego, meine rechte Hand und ein Gonzaga iſt. Ich würde es ihm gönnen! Ueberlieferſt du mir den Sforza?"

„Bei allen Göttern, nein!" ſchrie der entſetzte Kanzler. „Ich meinen Herzog verrathen! Niemals! Nimmermehr! Und," rief er empört, „wie darfſt du daran denken, Pescara, unſere reine und heilige Sache mit dem Borbone zu beflecken!"

„Sehet dieſen Menſchen!" verhöhnte ihn Pescara. „Giebt es etwas Frecheres? Dem armſeligſten Fürſten will er Treue halten, und muthet mir zu, ſie meinem erhabenen Kaiſer zu brechen! Sehet dieſen unzuſammenhängenden Geiſt! Er verlockt mich zum Verrath und will rein bleiben von Verrath!"

„Das iſt etwas völlig Anderes," wehklagte der Kanzler. „Der Connétable hat ſein Vaterland verrathen, und du retteſt es, indem du von einem Fürſten abfällſt, welcher nicht der deinige iſt. Meinen Herzog preisgeben, meinen holdſeligen Herrn! Der Mohr wird mir im Traume erſcheinen!" . . . er that einen erbärmlichen Seufzer . . . „Doch, dennoch, es ſei! Aber jetzt, Pescara, widerſtehe auch du nicht länger! Er-

barmſt du dich Italiens? Gieb Antwort, Grauſamer!“ und die Thränen brachen ihm aus den Augen.

„Heute nicht, Morone!“ tröſtete ihn Pescara. „Wir ſind Beide ermüdet und bedürfen der Ruhe. Es iſt die Stunde der Sieſta.“ Er klingelte. „Ippolito,“ unterwies er den Knaben, „führe den Herrn, der ein großer Staatsmann iſt, in den Thurmflügel. Der Haushofmeiſter ſoll ihm die ganze Zimmerreihe des Oberſtockes öffnen und ihn ſorgfältig bedienen und reichlich bewirthen laſſen. Ihr findet eine gewählte Bibliothek, Kanzler, und wollet Ihr Luft ſchöpfen, ſo ſteiget in den Garten hinab, er iſt ſchattig und reicht bis an die Wälle. Ich lade Euch nicht zu Tafel, da ich Donna Victoria erwarte, der mein Abend gehört. Laſſet Euch die Zeit nicht lange werden. Morgen ſehen wir uns wieder.“

„Wie wird mir der Tag vergehen?“ jammerte der Kanzler.

„Alles geht vorüber. Noch eins: nähert Euch, ich bitte, den Wachtpoſten nicht, Ihr verſtündet denn das Deutſche.“ Er ſah den Kanzler erbleichen. „Fürchtet nichts,“ ſchloß er freundlich und entließ ihn.

Wie er ſich wieder umwendete, näherten ſich ihm

der Herzog und Del Guaſto, die ihr Verſteck verlaſſen hatten, Beide in der höchſten Aufregung, der bleiche Bourbon mit fieberhaft gerötheten Wangen, Del Guaſto mit lodernden Augen. Pescara errieth, daß das belauſchte Geſpräch und der gezeigte Ruhm ſie Beide verführt und bezaubert hatte. Del Guaſto lechzte nach Beute und der Herzog nach dem reinigenden Lorbeer. Noch ſchwiegen ſie, aber ihre dringende und flehende Gebärde wollte ſich in Worte verwandeln. Da ſchloß ihnen Pescara den Mund.

„Herrſchaften," ſagte er, „hier wurde Theater geſpielt. Das Stück dauerte lange. Habt Ihr nicht gegähnt in eurer Loge?"

Da ſchlug der Bourbon in plötzlich umſpringender Stimmung eine gelle Lache auf. „Trauerſpiel oder Poſſe?" fragte er.

„Tragödie, Hoheit."

„Und betitelt ſich?"

„Tod und Narr," antwortete Pescara.

Viertes Capitel.

Durch seine lange Zimmerreihe schritt der Kanzler von Mailand ruhelos auf und nieder. Die Fensterläden waren gegen die brennende Nachmittagssonne geschlossen und nur durch eine Spalte schoß hin und wieder ein neckischer Strahl in die Dämmerung, einen grellen Streifen über die Fliesen ziehend, während die Tiefe der Gemächer im Geheimnis blieb. Doch nicht der schmalste Lichtblitz erhellte dem Kanzler die Seele Pescaras. Er hatte seinen ganzen Menschen preisgegeben, Pescara auch nicht ein Theilchen seiner selbst, und nicht nur ein Schuldiger und Geständiger war jetzt der Kanzler, sondern auch ein Gefangener oder nicht viel anders. Doch weit entfernt, daß seine Bloßstellung ihn gereut oder sein Halbgefängnis ihn geängstigt hätte: im Gegentheil, er schwelgte in der Großmuth seiner völligen Hingabe. Nicht einmal sein schmählich verrathener Herzog beunruhigte jetzt sein Gewissen, so gänzlich er-

füllte ihn die Leidenſchaft ſich Pescaras zu bemächtigen und der Reiz ſeines Anſchlages auf dieſen einzigen Menſchen, deſſen große Haltung und ernſtes Spiel in der eben beendeten Scene er aufrichtig bewunderte. Er ſetzte dieſe Scene fort: jedes Wort des Zwiegeſpräches wiederholte ſich in ſeinem Ohr und ſelbſt jede Miene und Gebärde desſelben bildete ſich ab in ſeinen Zügen und ſchwang in ſeinen Muskeln fort — doch über Sinn und Tragweite des Geſprochenen verſtrickte er ſich in unlösbare, in tödtliche Zweifel. Eine Auslegung nach der andern verwarf er, um zuletzt zu dem wahrſcheinlichen Schluſſe zu kommen, noch ſei Pescara ungewiß, noch liege er im Kampfe mit ſich ſelber.

Da gedachte er ſehnſüchtig der Bundesgenoſſin, die jede Stunde, jede Minute ihm bringen konnte, und der Werth Victoria Colonnas deuchte ihm unermeßlich. Nur eine Solche konnte einen Solchen beſiegen. Nicht ein aufſtachelndes, herrſchſüchtiges Weib, wie damals deren manches in Italien ſein Weſen trieb, ſondern die edelſte Frau der Zeit führte ſeine Sache, und in dieſer jede Schönheit und Tugend Italiens verkörpernden und von ſeinen Freveln und Sünden freien Geſtalt er-

ſchien ihm ſein Vaterland ſo unvergleichlich und der Ruhm, es ſich ſelbſt wiederzugeben, ſo einzig, daß hier ſogar ein Pescara und gerade ein Pescara unmöglich widerſtehen konnte. Ein mit unſittlichen Mitteln wirkendes Bündnis verklärte ſich in dieſen himmliſchen Augen zu einer Reinheit, die den Namen einer „heiligen Liga“ in einem freien und weltlichen Sinne rechtfertigte. Die Bewunderung des göttlichen Weibes, welches, wie er glaubte, Italien zu retten berufen ſei, wurde dem Kanzler zur Anbetung und ſeligen Inbrunſt, denn er war der erhabenſten und der gemeinſten Gefühle in gleicher Weiſe und Stärke fähig.

Jetzt da die gewonnene Zuverſicht ſein Inneres erhellte, verlangte es ihn nach dem Tageslichte, er ſtieß einen Laden auf und ſtand, ſich umblickend, in dem ſogenannten Schlangenſaale, von welchem ſein Herzog ihm oft erzählt, den er ſelbſt aber noch nie geſehen hatte. Ueber dem Getäfel lief die vier Wände entlang ein gemaltes Geflechte von Schlangen, je zweie ſich umwindend, die eine der feuerſpeiende Drache der Sforza, die andere das entſetzliche Wappenbild der Visconti, die Schlange mit dem Kind im Rachen. Legende oder Wahrheit, der ſüße Lionardo da Vinci galt als der

Schöpfer des ſcheuſeligen Kranzes: während ſeines langen Dienſtes bei dem Mohren habe er einmal im herzoglichen Hauſe zu Novara ſich aufgehalten und in wenigen Stunden dieſes Spiel einer grauſamen Laune begonnen und beendigt unter dem Vorwande einer Verherrlichung ſeines Fürſtenhauſes. Keine Unmöglichkeit, denn der Bildner des zärtlichſten Lächelns liebte zugleich die Fratze und das Grauen. Zuerſt mit ergötzten, bald mit beängſtigten Augen betrachtete der Kanzler den wilden Ring, das Werk einer unerſchrockenen Einbildungskraft, die ſich daran geübt hatte, den Ungethümen und dem nackten Kinde in dem verſchlingenden Rachen eine Folge von natürlichen Bewegungen zu geben. Dann plötzlich erſchien es ihm, als lebe und drehe ſich das Gewinde. Der Kanzler wendete ſich ſchaudernd und trat wieder an das Fenſter.

Er erblickte den einſamen Schloßgarten, der ſich unter einem weiten Gewölbe von Bäumen in tiefdunkle Schatten verlor. Darüber das blendende Lichtmeer, und hin und wieder ein Bruchſtück der gezackten Stadtmauer. Nur in einiger Entfernung ſtieg aus dem üppigſten Grün auf drei Terraſſen eine kleine Villa, im Winkel und von zwei Seiten ſichtbar, deren

jede ein Bild bot, jene mit einem Thurmbau endigend, dieſe in einen weinumwundenen Säulengang verlaufend. Es wollte Morone ſcheinen, das anmuthige Landhaus, deſſen Theile leicht auseinander herauswuchſen, müſſe für Victoria beſtimmt und der Gedanke Pescaras ſein, der ihr nicht in einem ſchweren und von dem Schritte der Wachen dröhnenden Schloſſe, ſondern an einer gefälligen und friedlichen Stätte liebenden Empfang bereite. Auch deutete mancherlei drüben hin und her eilende Dienerſchaft auf das Kommen eines Gaſtes, und jetzt glaubte er aus der entgegengeſetzten Richtung den Lärm einer Ankunft zu vernehmen. Da litt es ihn nicht länger in den unbehaglichen Räumen, er ſuchte Treppe und Pforte und wandelte bald in einem grünen Schattenreiche.

Seine Schritte führten ihn in ein weites Rondell, wo das lieblichſte Halbdunkel herrſchte und in deſſen Mitte ein Brunnen ſeine ſchimmernde Schale mit einer langſam ſtrömenden Fluth durchſichtig und einſchläfernd verſchleierte. Vier breite Marmorſitze ſtanden im Umkreiſe. Auf einem derſelben, deſſen Lehnen zwei Sphinxe bildeten, ſchlummerte der Feldherr, das Haupt über die Bruſt geſenkt.

Nach einem leichten Erſtaunen näherte ſich Morone auf vorſichtigen Füßen, um das ſchlafende Antlitz zu belauſchen, ob nicht die jetzt willenloſe Miene den verſchwiegenen Gedanken abbilde und ausdrücke. Lange ſtand er davor. Nein, es träumte nicht ehrgeizig, dieſes Haupt, noch ſann es Verrath, ſondern ſeine unbeherrſchten Züge trugen, ohne die Spur von Triumph und Liſt, einen Ausdruck, der kein anderer ſein konnte als der des Leidens und der Entſagung. Wie Morone es betrachtete, erſtarrte ſeine eigene aufgeregte Miene, denn die des ſtillen Hauptes war ſo überredend, daß auch ihn eine fataliſtiſche Stimmung unwiderſtehlich erfaßte, eine Gewißheit von dem Nichts der menſchlichen Pläne und der Allgewalt des Schickſals. Nichts Anderes ſagte das mächtige Antlitz als Frömmigkeit und Gehorſam.

Da legte ſich unverſehens eine Hand auf die Schulter des Kanzlers. Nach einem kleinen geſpenſtiſchen Schrecken, als ob ihn der Geiſt des vor ihm Schlummernden von hinten berühre, wandte er ſich und erblickte einen gelben Schädel und eine von Alter gebrochene Geſtalt. Zwei braune kluge, aber unendlich wehmüthige Augen waren ihr einziges Leben.

„Numa! Wahrhaftig, du haſt mich erſchreckt.“

„Ich glaube es. Aber komm, Kanzler. Laſſen wir ihn ſchlummern und ſetzen uns dort gegenüber, daß ich ihn von ferne beobachte.“ Sie thaten es, und der Arzt der wohl achtzig zählen mochte, doch ſein feines Gehör bewahrt hatte, ließ ſich mit dem Kanzler in ein liſpelndes Geſpräch ein. „Du glaubſt gewonnen zu haben?“ fragte er.

„Ich weiß nicht,“ ſagte der Kanzler. „Est in votis.“

„Enttäuſche dich, Girolamo! Ich ſage dir, auch wenn er wollte, ſo kann er nicht.“

„Er könnte nicht? Warum? Das tönt geheimnisvoll. Welcher Gott oder welche Göttin verbietet es ihm? Kreuzige mich nicht! Rede!“

„Dürfte ich reden, ich hätte dir von der Schwelle meines Hauſes und aus Novara weggewinkt, aber meine Lippen ſind gebannt. Doch ich darf dich, du Aermſter, auch nicht in dein Verderben ſtürzen laſſen. Du verlierſt hier deine Worte und vielleicht dein Leben. Er kann nicht, betheure ich dir! Es iſt ihm verſagt. Es iſt ihm nicht beſchieden. Fliehe! Es iſt Alles umſonſt.“

„Fliehen? vor Pescara? Ich denke nicht daran und halte ihn feſt umſchlungen! Bei allen Dämonen, warum iſt es ihm nicht beſchieden?“

Da hauchte der Arzt, daß ihn Morone kaum verſtehen konnte: „Iſt nicht aller ſterbliche Wandel in Zeit und Raum? Beide aber verſagen Dieſem.“

Er legte den Finger auf die Lippen, ihnen Schweigen gebietend, und dann gleich zum andern Male, um den Kanzler auf nahende Schritte aufmerkſam zu machen. „Still! Siehe!“ flüſterte er.

Auf leiſen Sohlen kam Victoria Colonna in den weiten grünen Saal, den Gatten an ſeinem Lieblingsplatze ſuchend. Noch trug ihr Kleid den Staub der Straße; ſie mochte kaum vom Pferde geglitten ſein. Da ſie ihn ſchlummern ſah, blieb ſie ſtehen und verlor ſich in ſeinem Anblick. Dann zerfloß ſie plötzlich in Thränen, aus einem Uebermaß der Freude, oder es erſchreckte ſie der heilige Ernſt der geliebten, nun von Mühen und Wunden tiefer gegrabenen Züge. Wenige Augenblicke aber, und ſie trat zu ihm. Mit unendlicher Liebe legte ſie die Hand unter das ſtrenge Haupt und es ſachte hebend, weckte ſie es mit inbrünſtigen Küſſen. Pescara öffnete die Augen. Sanft drückte er ſein Weib an die rechte Bruſt und gab ihr einen Kuß auf die Stirne.

Da ſich der Feldherr erhob, hatte ſich Morone in

einer ſeltenen Regung von Keuſchheit weggeſchlichen und Pescara ſah nur den Arzt vor ſich. Die Linke um Victoria ſchlingend, ergriff er mit der Rechten die Hand Numas und ſprach zu ſeinem Weibe: „Das iſt mein Arzt,“ und dieſe, in ihrer feurigen Art, bog das Knie und bedeckte die ſchlaffe Hand mit Küſſen. „Sie hat die Wunde meines Helden geſchloſſen!“ jubelte ſie voller Dankbarkeit. Dann aber richtete ſie ſich auf und fragte in tiefer Erregung: „Meſſer Numa Dati?“

Der Alte verneigte ſich.

Und Victoria, von ihrem warmen Herzen hingeriſſen, wendete ſich an den Gemahl, Mund gegen Mund, und klagte: „Ehe wir uns freuen, mußt du mir und Dieſem Recht ſchaffen! Unſer Neffe hat ihm die Enkelin verleitet und weigert ſich, der Frevler, ſeine Schuld durch die Ehe zu ſühnen!“

„Iſt es ſo, Numa?“ ſagte der Feldherr und da der Greis traurig bejahte: „Warum haſt du mir das verheimlicht?“

„Anfangs, Herrlichkeit, war es eine bloße Vermuthung, da ſie mein Haus und Novara heimlich verließ. Und wie durfte ich Euch, der ſein eigenes großes Schickſal trägt, mit dem kleinen eines Mädchens be-

ſchäftigen? Erſt heute erhielt ich Gewißheit, durch ein Schreiben aus Rom, von der Aebtiſſin, in deren Kloſter das arme Kind ſich geflüchtet hatte.“

Jetzt drängte ſich Victoria flehend an die linke Seite ihres Helden, der unter dem Drucke des Frauenleibes einen körperlichen Schmerz zu empfinden ſchien. Um ihn zu verbergen und zu verwinden, that er ein paar Schritte vorwärts.

Die Dreie ſtanden vor den ſpielenden Lichtern des Brunnens. „Schönſte Frau, mich hat herzlich verlangt Euch wiederzuſehen,“ ſagte der Feldherr, „und da biſt du ja, meine Seele!“ Er blickte ihr in die ſtrahlenden Augen. „Aber deine edeln Lider ſind ja noch ganz beſtäubt von der Reiſe. Dein Tuch!“ Sie gab es ihm, der es netzte, und ſchloß die Augen, während er ihr Stirn und Lid und Wange wuſch und badete.

„Ich erinnere mich deiner Enkelin ganz wohl, Numa, obwohl ich ſie kaum geſehen habe. Tiefblaue Augen und kaſtanienbraune Haare, wie dieſe da, nicht wahr, und Julia heißt ſie? Was ihre Sache betrifft, die dünkt mich ſchwer und tragiſch. Nicht daß ich anſtünde den Böſen, den du kennſt, Victoria — auch ich kann ihn nicht anders nennen — zur Ehe mit

ihr zu zwingen, er würde ſich fügen, ohne Zweifel, denn er iſt mein Geſchöpf und ich habe Macht über ihn. Aber ich frage mich, ob es gut ſei, die Verſchmähte an einen Herzloſen und Grauſamen zu feſſeln, der freilich durch ſeine Vermeſſenheit und Begabung in der Welt die höchſten Stufen erreichen wird. Und ſie ſelbſt? Wird ſie es verlangen? Glaubſt du, Victoria? Hat ſie es verlangt, die ſich dir in Rom zu Füßen geworfen hat, wie ich vermuthe, da du ſie kennſt?"

„So that ſie," ſagte Victoria mit flehender Stimme.

„Ertrug ſie deinen reinen Anblick? Und im Ernſt, du willſt ſie dem Manne geben, der ſie verſchmäht? Wenn ſie mein Kind wäre, ich vergrübe ſie ins Kloſter. Ihr aber ſeid menſchlich und barmherzig, Madonna. Und wer weiß, vielleicht liebt ſie ihn noch, oder liebt und haßt ihn zugleich — ich verſtehe das nicht. Doch ich will mich ihrer annehmen, ſie habe die Wahl."

Jetzt öffnete der Arzt den welken Mund. „Arme Julia! Welche Wahl! Selig, daß ſie ihrer überhoben iſt!"

„Wodurch?" fragte Pescara.

„Durch eine dunkle, aber weiſe Gottheit."

„Ich verſtehe,“ ſagte der Feldherr raſch, „ſie lebt nicht mehr.“

„Du ſagſt es, Herrlichkeit.“

„Sie hat ſich ein Leides gethan?“ wehklagte Victoria. „Da ſei ihr Schutzengel davor!“

„Wer weiß es? Als ſie in ihr Kloſter zurückkam, nachdem ſie ſich Euch geoffenbart, iſt ſie geſtorben. Ihr Geſtändnis muß ſie getödtet haben, und der Anblick eurer Reinheit, Madonna, wie die Herrlichkeit es gewollt hat. Vielleicht ein Herzſchlag, vielleicht — das willige Mädchen iſt mir in meiner Apotheke oft mit Verſtändnis und Geſchick beigeſtanden.“

Jetzt urtheilte der Feldherr: „Das bleibe unberedet. Sie iſt eingegangen in den Frieden und ſteht jetzt in Dienſt und Pflicht einer heiligen Macht, die unſerer erbärmlichen Gerechtigkeit ſpottet.“

Victoria weinte und der Greis flehte: „Ich kann nicht mehr! Es ſei gut!“

„Ja, es iſt gut,“ ſchloß der Feldherr.

Dann bot er Victoria die Hand und ſagte leichthin: „Edle Frau, ich habe Euch und mir, ſolange wir zuſammenſein dürfen, ein helleres Haus gerüſtet als dieſes alte Schloß mit ſeinen plumpen Deckenbalken,

dieſe Wohnung des Verrathes, denn auf ſeiner Zugbrücke wurde der Mohr ausgeliefert. Sehet Ihr dort bei den Pinien die anmuthige Baute, Madonna? Die habe ich Euch beſtimmt: ſie ziemt eurem klaren Wandel."

Sie durchſchritten den Park und langten am Fuße der drei Treppen an, wo der greiſe Arzt ſtehen blieb, Athem ſchöpfend und den Feldherrn zurückerwartend. Da Victoria die dritte Treppe erſtieg, erblickte ſie zwei Bildwerke, welche rechts und links die höchſte Stufe ſchmückten. „Das hat der junge Franz Sforza erſonnen, an welchem ſein guter Geſchmack immer noch das Beſte iſt," plauderte Pescara. „Dieſe Gruppen ſind hübſche Gedanken aus ſeinem flüchtigen Kopfe. Die rechts zum Beiſpiel. Erſt konnte ich nicht aus ihr klug werden, ſo ſehr ſie mir gefiel. Da ſagte mir der Gärtner die Inſchrift, die ſie anfangs trug, die aber der feine Herzog verſchwinden ließ, damit der Beſchauer fühle und rathe. Sie lautete . . . doch das bringſt du heraus, Geliebte?"

Victoria, nachdem ſie einen flüchtigen Blick auf die linke Gruppe, ein ungebunden koſendes Paar geworfen hatte, betrachtete langezeit die rechte. Es waren zwei weibliche Geſtalten, eine liegend und etwas wie eine

Blume oder einen Schmetterling leichtſinnig zerpflückend; die andere ſtand, innig vertieft in ſich ſelbſt, oder in die Ferne verloren. Alle drei Mädchen aber, das koſende, das vergeſſende, das ſich ſehnende, hatten unter verſchiedenem Ausdrucke das gleiche Geſicht. Victoria ſann. Da blies ihr der Feldherr muthwillig ins Ohr, wie in der Schule ein Knabe einem Mädchen: „Thu die Augen auf, ein paar Buchſtaben ſind noch lesbar.“ Victoria entdeckte links, ſchwach ausgeprägt: Pres ....., rechts aber unterſchied ſie etwas deutlicher: Ass .... „Presenza und Assenza,“ ergänzte ſie beſchämt, und der Feldherr ſagte: „Die Gegenwart iſt frech. Die Abweſenheit aber, die vergißt, iſt gedankenlos. Ich preiſe die gegenwärtige Abweſenheit: die Sehnſucht.“

„Wir werden uns nicht mehr trennen, Ferdinand, wenn du mich lieb haſt.“

„Nur noch einmal. Für einige Tage, höchſtens eine Woche, Madonna, bis ich Mailand werde genommen haben. Ihr folget mir, und forthin, wenn Ihr wollt, trennen wir uns nicht mehr. Es liegt an dir, Victoria,“ ſagte er zärtlich.

„Ob ich will!“

„Erinnerſt du dich, Geliebte,“ ſcherzte er wiederum,

„daß du mir einmal in Iſchia am plätſchernden Strande geſagt haſt, du begreifeſt nicht, wie ein Weib, das geliebt habe, jemals einem Zweiten gehören könne? Es widerſpricht der Liebe, ſagteſt du. Freilich, aber es hat Erfahrung und menſchliche Natur für ſich. Aſſenza, Aſſenza!“

Jetzt erhob ſich Victoria zu ihrem ganzen ſtolzen Wuchs und ſtreckte den herrlichen Arm, von welchem der Aermel zurückfiel, gegen den leuchtenden Himmel und ſchwur: „Nie gehöre ich einem Andern, bei den reinen Strahlen dieſer Sonne!“

Der Feldherr beſchwichtigte: „Dort ſtehen deine Kammerfrauen, Kind, und beſtaunen dein Gelübde, das ſie dir wahrlich nicht nachthun werden.“ Er winkte den in ehrerbietiger Entfernung harrenden Zofen und beurlaubte ſich bei der Marcheſa. „Ihr werdet Euch umkleiden, Herrin, und ich ſelbſt habe noch bis zur Abendſtunde zu thun. Auf Wiederſehen hier, nach Sonnenuntergang, zum Spätmahle.“ Er wendete ſich und ging, ohne nach ihr ſich umzublicken. Unten an der Treppe nahm er den Arm des greiſen Arztes, langſam mit ihm durch einen Cypreſſengang nach dem Schloſſe zurückwandelnd.

„Wie war die Nacht Eurer Herrlichkeit?“ fragte der Alte.

„Wie gewöhnlich,“ antwortete Pescara. „Du haſt gegen deinen Gaſtfreund reinen Mund gehalten, Numa?“

„Ich erinnerte mich eures Befehles . . . Aber wie möget Ihr mit dem Kanzler und meinem armen Italien dieſes grauſame Spiel treiben! Wie dürfet Ihr es?“

„Ich ſpiele mit Italien, ſagſt du? Im Gegentheil, deine Landsleute, Numa, ſpielen mit mir: ſie heucheln Leben und ſind todt in ihren Uebertretungen und Sünden.“

Sie gingen eine Weile ſchweigend. „Weißt du, Numa,“ ſpottete jetzt der Feldherr, „daß mich neulich ein Aſtrologe beſucht und mir das Horoſkop geſtellt hat? Er ſchätzte mich auf ſechzig Jahre, ich fand das wenig.“

Der Greis ſeufzte.

Wieder wandelten ſie wortlos. Vor der ſchmalen Pforte der Burg beurlaubte Pescara den Alten. „Meine Feldherrn erwarten mich, Numa, ich habe ſie auf dieſe Stunde beſchieden.“ Da beſchlich ihn noch ein Mitleid mit den guten braunen Augen und dem zahnloſen Munde, und er ſagte freundlich: „Fürchte nichts, Nu-

ma. Ich werde dein Italien nicht mißhandeln, ich werde gerecht und milde verfahren."

In seinem Vorsaale fand der Feldherr den Herzog von Bourbon und Leyva sich gegenüberstehen, zwischen ihnen Del Guasto, als ob er sie auseinanderhielte, und dann noch einen Vierten, der in einer Fensterbrüstung lehnte. Dieser war ein vornehmer Mann in Jahren, halb Mönch, halb Weltmann, mit einem bronzefarbenen Kopfe und tiefen, unergründlichen Zügen, in einen kuttenähnlichen weißen Mantel gehüllt. Wie Pescara ihn erblickte, schien der Feldherr leicht zu schaudern, ging aber auf ihn zu und begrüßte ihn.

„Was verschafft mir die Ehre, Moncada?"

Der Andere erwiderte: „Erlaucht, ich bin in Sendung und ersuche im Namen des Vicekönigs um eine Unterredung."

„Ich gewähre sie," versetzte der Feldherr, „aber ich bitte Eure Gnade, sich kurz zu fassen am Vorabende des Feldzugs."

„Eine geheime Unterredung."

Pescara besann sich. „Eine geheime? Nicht, Ritter. Geschäftliches würde ich diesen zwei Herrschaften meinen Collegen nicht vorenthalten. Ersparet mir die Mühe.

Mein Neffe hier ist verschwiegen. Was ist euer Auftrag? Sprechet, Ritter!“ Er bot Moncada keinen Stuhl.

Dieser musterte die anwesenden Gesichter. „Nach eurem Willen,“ sagte er. „Erlaucht, der Vicekönig ist in tiefster Besorgnis. Die italienische Liga ist eine Thatsache, an welcher Erlaucht nicht zweifelt, da Sie durch Leyva den Vicekönig um Truppen ersuchen ließ, welche dieser freilich nicht entbehren kann, selbst ihrer bedürftig, um im Falle des ausbrechenden Krieges eine ehrfürchtige, aber drohende Bewegung gegen die irregegangene oder mißleitete Heiligkeit zu machen. Erlaucht giebt zu, daß unsere Heere im Süden und Norden der Halbinsel zusammenwirkend in denselben Plan eingreifen müssen. In diesem Sinne sendet mich der Vicekönig, Euch zu begleiten und ihn auf dem Laufenden zu halten. Genehmigt Erlaucht?“

Der Feldherr bejahte, seinen Unmuth niederkämpfend.

„Ein Anderes,“ fuhr Moncada fort. „Ich bedaure, daß Ihr mich nicht geheim empfangen habet, aber ich ergreife den Augenblick. Es wird gewünscht, in Madrid, daß Erlaucht, wenn Sie Mailand erobert haben wird, dort zum Heile der Monarchie, und um das

Uebel mit der Wurzel auszurotten, ſtreng und durchgreifend verfahre. Es wird gerathen: der abtrünnige Herzog werde in Ketten gelegt und nach Spanien geſendet; der trotzige lombardiſche Adel verliere ſeine Güter und beſteige das Schafott; ſtarke Beſatzung und ſchwere Kriegsſteuer bändige den Bürger; der Schrecken herrſche in Mailand!“ Er ſuchte in der Miene des Feldherrn zu leſen.

Dieſer ſtand ruhig. „Der Schrecken?“ wiederholte er. „Niemals, ſolange ich lebe und meinem Kaiſer diene! Mailand iſt Reichsgebiet, und der Kaiſer will nicht, daß das Reich mißhandelt werde. Wer wünſcht? Wer räth? Verſchonet mich mit Räthen und Wünſchen, Moncada, ich brauche ſie nicht.“

„Hat der Herzog um Aufſchub gebeten?“ fragte Moncada mißtrauiſch.

„Nein, Ritter.“

„Durch ſeinen Kanzler?“

„Der Kanzler der Hoheit von Mailand bewohnt ſeit heute dieſe Burg. Eure Gnade kann ihn ſprechen und ſich bei ihm ſelbſt erkundigen, Sie wird ihm damit ein Vergnügen machen, denn ich fürchte, daß er ſich langweilt.“

„Erlaucht hat ihn nicht empfangen? Keine Neugierde läßt mich fragen, ſondern das Intereſſe der königlichen Sache, welcher wir Alle hier dienen.“

„Ich habe den Kanzler geſprochen, heute Morgen, zwei Stunden.“

Dieſe Aufrichtigkeit ſetzte Moncada in Erſtaunen, aber ſie ſagte ihm nichts Neues. Er war durch die ſpähenden Ohren, welche er unter dem Geſinde Pescaras beſoldete, von der Ankunft und der Audienz Morones genau unterrichtet.

„Eine lange Beredung, da doch allein von der Unterwerfung des Herzogs die Rede ſein konnte.“

Pescara ſchwieg. Geheimer Abſcheu, ſo ſchien es, verbot ihm, den vor ihm Stehenden nur eines Wortes zu würdigen über das Nöthige hinaus.

„Ich wundere mich,“ ſprach Moncada weiter, „daß Erlaucht nicht kurz abgebrochen, und ich erſtaune, daß Sie dieſen Niederträchtigen überhaupt empfangen hat, jetzt da jene Verleumdungen über Erlaucht Italien erfüllen.“

„Nicht weiter! Jedes Wort wäre eine Beleidigung und ein Zeitverluſt! Ich habe dieſe Lügen meinem Kaiſer berichtet. Das genügt. Ich kenne meine Feinde . . .“

„Weiſe. Und ebenſo weiſe, wenn Erlaucht ihrer Unterredung mit Morone unverdächtige Zeugen gegeben hätte.“

„Das geſchah,“ erwiderte Pescara verächtlich. „Dieſe Herrſchaften hier.“ Bourbon und Del Guaſto nickten. „Was aber den Inhalt der Unterredung betrifft, nach welchem Ihr neugierig zu ſein ſcheinet, ſo werdet Ihr ihn der Antwort entnehmen, welche ich in eurer Gegenwart, wenn Ihr es wünſcht, dem Kanzler morgen zu geben gewillt bin, bevor er meinem Heerzug als ein Gefangener folgen wird. Hier in dieſem Saale. Nun aber laſſe ich Euch.“ Und er entfernte ſich in ſein inneres Gemach, wohin die drei Andern ihm folgten.

Moncada ſtand allein. „Eine Maske,“ überlegte er, „eine durchdachte Maske. Welch ein Antlitz verbirgt ſie? . . . Ich werde es wiſſen . . . Du entrinnſt mir nicht, ich umſchwebe dich, Pescara!“ Er ging langſam weg in ſtreitenden Gedanken.

Während die drei Feldherrn drinnen den Krieg vorbereiteten, blieb der Vorſaal eine Weile leer und unbehütet. Der Page Ippolito hatte ſich zu der Herrin hinübergeſchlichen, deren Ankunft er belauſcht hatte und

deren Schönheit und Leutſeligkeit er kindlich bewunderte. Er brannte ſie zu begrüßen und ihr ſeine Dienſte zu bieten. Dann aber bevölkerte ſich der feierliche Saal mit einer luſtigen Geſellſchaft. Die fünf ſilbergrauen Windſpiele des Connétable, närriſche, noch ganz jünge Thiere, hatten irgend einen unbewachten Eingang in das Schloß gefunden und beſchnoberten jetzt die Spalten der Thüre, hinter welcher ſie ihren Herrn vermutheten. Dieſe Raſſe war Modeſache. Nun kam auch der Windhund des Marcheſe, ein edles Thier und ein unermüdlicher Läufer, zu ſehen, was es gebe, und war nicht ſehr erbaut von dieſer leichtſinnigen Sippe, die ihm nicht in dieſen ernſten Raum zu gehören ſchien und der er knurrend ſein Mißfallen kundgab.

Siehe da erſchien noch ein zartes, zierliches Windſpiel, ein ſchneeweißes Geſchöpf von den feinſten Formen, das auf ſchimmerndem Silberhalsband die Inſchrift trug: „Ich gehöre der Victoria Colonna.“ Zuerſt mit Freude und Bewunderung empfangen, wurde das ſchmucke Spielzeug bald zu einem gejagten und gehetzten Wilde, hinter welchem die ganze jugendliche Meute kläffend im Kreiſe herumfuhr. Da kam der Page hereingeſprungen, nahm das Eigenthum der Herrin, welche ihn

danach geſendet haben mochte, in die Arme und flüchtete es aus dem Tumulte, die wilde Jagd hinter ſich ziehend, den beſonnenen Läufer des Pescara ausgenommen. In demſelben Augenblicke trat Leyva aus dem innern Gemache und beſchleunigte die allgemeine Flucht, indem er dem hinterſten Hündchen des Connétable einen Tritt verſetzte, daß es winſelnd durch die Luft flog.

Der ergraute Feldherr hatte einen zornrothen Kopf und ließ ſich von Pescara, der ihn geleitete, kaum mehr an der Hand zurückhalten. „Leyva,“ ſagte der Marcheſe, „ich bitte Euch, bleibt! Beherrſchet Euch! Ich kann Euch nicht zwingen, gegen den Herzog gerecht zu ſein, aber beobachtet wenigſtens die Formen! Der Herzog benimmt ſich muſterhaft gegen Euch, mit tadelloſer Courtoiſie, Ihr aber zoget ihm die grinſende Miene eines Bauers und jetzt lauft Ihr weg, ehe unſere Berathung geſchloſſen iſt. Das iſt kein Betragen, wie es ſich für eure Stellung und euer Verdienſt geziemt.“

„Ich konnte den Verräther nicht länger ertragen, Pescara! Mit jeder Miene, jeder Bewegung hat mich der Hochmüthige beleidigt! Nichts als Hohn! Seine Kälte verachtet mich, und ſeine Verbeugungen ſpotten meiner. Ich möchte wiſſen, woher er das Recht nimmt

auf mich herabzuſehen. Ich ſtehe über ihm, trotz ſeiner hohen Geburt, denn meine Ehre iſt rein und ich bin ein treuer Knecht meines Königs, den ſeinigen aber hat er verrathen! Er iſt gezeichnet und ſein glattes Geſicht garſtiger als meine Wunde hier! Doch nicht alle Fürſten verachten mich, es giebt deren, die meinen Werth kennen. So dieſer verſtändige Moncada, mit dem ich gereiſt bin. Der wenigſtens hat mich ſeines Vertrauens gewürdigt."

Pescara wurde ſehr ernſt. „Leyva," ſagte er, „Ihr gebet mir die Genugthuung, daß ich Euch immer für voll genommen habe. Ich frage nicht nach der Geburt, ſondern ich nehme den Menſchen, wie ich ihn erprobe. Habet Ihr mich je hochmüthig geſehen oder kleindenkend erfunden? Du haſt nichts gegen mich, Alter," ſagte er zutraulich, „wir kennen uns." Er ſuchte mit den hellen grauen Augen die des Mitfeldherrn, der ſie ihm aber, den Kopf ſenkend, hartnäckig entzog. „Nichts," murrte Leyva, „außer daß Ihr Freundſchaft haltet mit dem Andern. Doch ich habe Eile: Erlaucht ſchickt mir die Inſtructionen nach. Ich beſitze dergleichen gerne ſchriftlich. Leyva thut ſeine Pflicht. Zählt darauf!"

Der Feldherr ließ ihn gehen und ſtreichelte nachdenklich den feinen Kopf ſeines Windſpieles, das ihm denſelben in die Hand zu legen gekommen war.

Dann trat er in ſein Gemach zurück, wo er Bourbon und Del Guaſto in einem aufgeregten Geſpräche fand, wohl über den Kanzler, denn ſie deuteten mit den Blicken in der Richtung der Thurmgemächer. Der Feldherr lächelte. „Herrſchaften,“ ſagte er, „Ihr habet heute Morgen eine wunderbare Rede belauſcht und — noch wunderbarer — dieſe Rede hat mich nicht verführt, aber Euch meine Zeugen. Meine Treue blieb feſt, und die eurige wurde erſchüttert, wie ich glaube: ein Triumph, den der Kanzler nicht beabſichtigte, der ihm aber ſchmeicheln darf.“

Jetzt wendete er ſich mit veränderter Miene gegen Del Guaſto: „Don Juan, ich ſah eure Augen habgierig nach Beute flammen. Danket es mir, daß ich Euch nicht zu Worte kommen und euern Herrn den Kaiſer verrathen ließ. Denn gerade Ihr, Don Juan, müſſet der Majeſtät unverbrüchliche Treue halten, wenn Ihr nicht ein Verbrecher werden wollet. Treue am Fürſten iſt die einzige Tugend, deren Ihr zur Noth fähig ſeid, und der letzte Ehrbegriff, der Euch übrig

bleibt. Sie wird eure Unerbittlichkeit adeln, wenn Ihr dieſelbe gegen Abfall und Empörung ausübet, und eure grauſamen Triebe werden der irdiſchen Gerechtigkeit dienen. Nehmet das als meinen wohlgemeinten Rath, und nun gehet und vermeidet heute die Augen Donna Victorias. Euer Anblick iſt ihnen verhaßt, ſie können einen Mörder nicht ertragen."

„Einen Mörder?" Don Juan lehnte ſich auf.

„Einen Mörder. Kennet Ihr euer Opfer noch nicht? Ich nenne es Euch: es iſt Julia, die Enkelin meines Numa Dati, geſtorben in Rom am gebrochenen Herzen, und Ihr ſeid es, der ſie umgebracht hat. Ihr geſchah wohl, aber das mindert euren Frevel nicht im geringſten. Fürchtet nicht, daß ſie Euch erſcheinen werde, ſie iſt verſenkt in die Ruhe und überläßt Euch den Furien eurer Seele, zu früher oder ſpäter Reue."

Del Guaſto erbleichte und ſein Haar ſträubte ſich wie ein Gewirr von Schlangen. Nicht ſeine That erſchreckte ihn, aber der furchtbare Richterernſt des Feldherrn, deſſen vernichtende Strafgewalt von jenſeits des Grabes zu kommen ſchien. Er entwich beſtürzt vor den Blitzen dieſes Auges.

„Familienangelegenheiten," bemerkte Bourbon.

„Aber weißt du, Ferdinand, daß der Kanzler mich mehr, als du denkſt, begeiſtert hat? Trotz ſeiner Schmähungen — er iſt der Einzige, dem ich nichts übelnehme — war er auf dem Wege mich völlig zu bethören, oder vielmehr du haſt mich bethört, da du ſagteſt, ich ſei dein Alterego und du würdeſt mir Mailand geben. Du haſt dich über mich luſtig gemacht und ich Stumpfſinniger habe den Spaß nicht verſtanden.“

„Vergieb, Karl! Ich war neugierig, ob der Kanzler ſeinem Herzog Treue hielte. Aber glaube mir, Karl, auch dir bleibt nichts als die Sache des Kaiſers. Der Niedergang Italiens iſt unaufhaltſam, es unterhöhlt ſich ſelbſt. Beſieh dir doch die Sache: Italien bietet ſich mir flehend und bedingungslos, mit einem Schein von Wahrheit und Größe, und zugleich zieht es mir mit vollendeter Tücke den Boden unter den Füßen weg, um mich zum Sprung über den Abgrund zu zwingen. Ich begreife bei ſolchen Gerüchten und Verleumdungen, daß mir Madrid einen Aufſeher und Belauſcher ſendet. Aber warum meinen Feind? warum Moncada? Zwar er wird mir nichts anhaben, und ich werde mein Tagewerk zu Ende bringen und dir, Karl, werde ich geben, was ich kann, mein Amt und meine

Nachfolge . . . Nicht wahr, Karl, du biſt gerecht in Italien? Du quälſt es nicht? Du drückſt es nicht über das Maß? Das gelobſt du mir. Obwohl ſie es nicht um mich verdient haben. Ich kenne dich: du gehſt menſchlich mit ihnen um."

„Ausgenommen mit dem heiligen Vater, der ſchlecht von mir geſprochen hat. Aber, Ferdinand, was redeſt du? Du erſchreckſt mich! Wir ſind gleichen Alters, und eine Kugel kann mich vor dir oder uns Beide zuſammen niederſtrecken. Dieſer Moncada iſt über dich gekommen wie ein Froſt, ich ſah dich zuſammenſchauern. Was liegt zwiſchen Euch?"

Jetzt ging die Sonne unter und es klopfte leiſe an der Thüre. Der eintretende Ippolito wendete ſich flehend gegen ſeinen Herrn: „Erlaucht laſſe Madonna nicht warten. Die Tafel drüben iſt gedeckt und Madonna ſteht harrend auf der Terraſſe, wenn ſie nicht die Stufen herabſteigt."

„Gehe, mein Kind, und ſage ihr, ich komme."

„Das thue ich nicht," verſetzte Ippolito mit anmuthigem Trotze, „ſonſt läßt ſich Erlaucht mit Hoheit wieder in ein endloſes hochpolitiſches Geſpräch ein und die ſüße Frau wird vergeſſen."

Der Feldherr litt den Knaben neben ſich, und die Unterhaltung mit dem Herzog fortſetzend, um deſſen Schulter er vertraulich den Arm geſchlungen hatte, bediente er ſich der ſpaniſchen Sprache, von welcher er wußte, daß ſie von dem Pagen nicht verſtanden wurde. „Was zwiſchen mir und Moncada liegt, Karl? Etwas Entſetzliches, ein Verdacht, der für mich eine Wahrheit iſt, für welchen ich aber keinen Beweis habe als meine Ueberzeugung. Ich glaube, ja ich bin gewiß: dieſer Menſch hat meinen Vater umgebracht.“ Er glättete die Locken des Kindes, das mit unſchuldigen Augen zu ihm emporblickte.

„Es war nach der Wende des Jahrhunderts und ich wie Dieſer hier, jedenfalls nicht älter. Mein Vater, ein guter Feldherr und ein beſſerer Mann als ich, ein treuherziger Mann, ging in Sendung des damaligen Vicekönigs, des großen Gonſalvo, der ſpäter den ſpaniſchen Undank ſo grauſam erfuhr, nach Barcelona, wo der alte Ferdinand eben Hof hielt. Dort erblickte er den letzten Sproſſen unſers neapolitaniſchen Fürſtenhauſes, jenen unglücklichen Jüngling, der unter dem argwöhniſchen Auge Ferdinands welken mußte, mit einem unfruchtbaren Weibe verheirathet. Arglos und

unklug wie der Vater war — ich ſage dir, es gab keinen ſchlichtern Mann — ließ er ſich mit dem entthronten Prinzen in ein theilnehmendes Geſpräch ein und beſuchte ihn dann zuweilen im Palaſte. Das reichte hin, ihn dem Könige verdächtig zu machen, und dieſer Verdacht genügte, um ihm das Leben abzuſprechen.

Ich erzähle dir die Sache, wie ich ſie nachher erforſcht und zuſammengebracht habe, da, bei reiferm Verſtande und erlangter Menſchenkenntnis, die Vergangenheit Sinn und Bedeutung für mich gewann. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß der König ſelbſt ſein Opfer bezeichnete, wenn auch nur mit einem halben Wort oder einer kurzen Gebärde. Die Ausführung ſeines geheimen Spruches aber übernahm ein junger Menſch, den er um ſich hatte und von dem es hieß, daß er ſein natürlicher Sohn ſei. Der junge Moncada, kein Anderer, begegnete meinem Vater, der von dem Prinzen zurückkam, in einer Galerie des Schloſſes und ſtieß ihn nieder. Kein Zweikampf, ſondern ein Meuchelmord, denn die Rechte des Vaters war durch eine alte Verwundung gelähmt. Und Pescara fiel unſchuldig, ſo wahr ich dich umſchlungen halte, denn nichts lag dem Redlichen ferner als Intrigue und Verſchwörung. Iſt das nicht

verrucht? Und vielleicht glaubte der junge Moncada eine Pflicht zu erfüllen und als guter Christ zu handeln, da er dem Wink einer Königsbraue gehorchte. Ist das nicht abscheulich? Wäre so etwas bei euch möglich, Karl?"

„In Frankreich? Je nachdem. Doch nein, so einfach nicht."

„Nach Jahren, da ich meine ersten Sporen verdient hatte, treffe ich den Moncada im Zelte meines Feldherrn und Schwiegervaters, des Fabricius Colonna. Er umarmt mich, nennt mich seinen jungen Helden, den aufgehenden Stern und die Hoffnung Spaniens, und sein Blick gleitet mit ruhiger Beobachtung über meine Züge. Er versichert mir, ich gleiche meinem Vater, den er gekannt habe, und das Blut erstarrt mir in den Adern, denn ich hatte die Gewißheit, daß mich der Mörder Pescaras liebkosend in den Armen halte."

„Du ließest ihn gehen?"

„Am Abende jenes Tages ging ich, ihm das Leben zu nehmen oder ihn das meinige nehmen zu lassen. Er war verschwunden. Ich konnte ihn nicht verfolgen. Wo hätte ich die Zeit dazu genommen, immer im Zelte

und in der Mitte der Entſcheidungen wie ich lebte? Aber der Geiſt des gemordeten Vaters folgte mir überall.

Später erfuhr ich, der Verhaßte habe ſich in irgend eine Cartauſe geworfen, um eine Sünde zu büßen. Dann iſt er jenſeits des Meeres, in Cuba wieder aufgetaucht, wo ihm König Ferdinand reiche Beſitzungen verlieh, und hat den kühnen Cortez nach Mexiko begleitet. Ich denke, um den ehrgeizigen Eroberer zu überwachen: denn Moncada lebt in den Gedanken und Plänen ſeines Vaters und iſt im Zuſammenhange mit jener fanatiſchen ſpaniſchen Partei am kaiſerlichen Hofe, welcher die Burgunder und Niederländer glücklicherweiſe die Wage halten. Ueber das Meer zurückgekehrt, hat er ſich ein Verdienſt daraus gemacht, durch ſein verborgenes Wirken Neuſpanien der Krone erhalten zu haben, und ſteht in halb gefürchtetem Anſehen, auch bei dem Kaiſer ſeinem Neffen. Jetzt iſt er in Italien, um mich zu unterjochen oder zu verderben. Das iſt Moncada."

„Weißt du, Ferdinand," ſagte Bourbon, der aufmerkſam gelauſcht hatte, „ich hätte dir längſt gern einen Gefallen gethan. Räche ich dir den Vater und ſchaffe

dir zugleich den Feind vom Halſe? Nicht durch Meuchelmord, das iſt nicht meine Art, ſondern in geregeltem Duell, zu welchem ich ſchon einen Anlaß finde. Ich gefährde mich nicht, denn, ohne dir nahe zu treten, du giebſt zu: wir Franzoſen fechten beſſer als ihr Spanier. Du bleibſt außer Spiel, und mich ſchützt meine fürſtliche Geburt. Willſt du? Ich bin zu deiner Verfügung."

Da antwortete Pescara mit faſt verklärten, bläulich ſchimmernden Augen: „Nein. Es iſt zu ſpät. Ich denke jetzt anders und gebe den Mörder der ewigen Gerechtigkeit."

Bourbon blickte erſtaunt. Pescara aber nahm Ippolito an der Hand und ſagte: „Nun dürfen wir Madonna Victoria nicht länger warten laſſen."

Er gab dem Herzog den Vortritt. Auf der Wendeltreppe fragte er den Knaben: „Die Herrin iſt dir ſchon ſo lieb, die du heute zum erſten Male geſehen haſt?"

„Sie war gleich ſo gütig," erwiderte Ippolito, „und ihr ſah die Schweſter ähnlich, die ich jetzt nicht mehr ſehen ſoll" — helle Zähren rieſelten ihm über die Wange — „weil ſie, wie mir der Großvater erzählte, in einem römiſchen Kloſter iſt und dort die Gelübde

abgelegt hat. Und ſie war ſonſt ſo fröhlich, die Julia, aber freilich in der letzten Zeit iſt ſie ſehr ſtill geworden. Wie mag ſich die Schweſter ſo jung begraben!“ Er ſagte das, während ſie ins Freie traten.

„Ich flehe, mich der erlauchten Frau vorzuſtellen,“ bat der Connétable. „Jüngſt fand ich, ein Buch öffnend, die Natur habe das Herrlichſte gebildet und dann die Form zerbrochen, damit Victoria Colonna einzig bleibe. Ihr gönnet mir den Anblick?“

Sie beſchritten den langen Cypreſſengang, und jetzt gewahrten ſie in einiger Entfernung einen bewegten Auftritt: eine vorwärts ſtrebende weibliche Geſtalt riß ſich von einem Manne los, der ihr zu Füßen lag. In demſelben Augenblicke ſchrie Ippolito: „Dort iſt der böſe Zauberer, er will der Herrin ein Leides thun!“ und eilte ſpornſtreichs Donna Victoria zu Hilfe, während der Kanzler von den Knieen aufſprang und hinter einer Lorbeerhecke verſchwand.

Die Befreite eilte dem lächelnden Gemahl mit ſchnellen Füßen entgegen und mit einem ſo jungen und kräftigen Erröthen, daß Pescara ſie niemals ſchöner geſehen zu haben glaubte. Während ihr Gewand noch flog, ſagte die nicht einmal außer Athem Gekommene:

„Ein Flehender hat mich überfallen und beſchworen, ſeine Sache bei Euer Erlaucht zu führen: er bittet, ihn nicht allzulange auf Beſcheid harren zu laſſen, da er ſich in Zweifel und Erwartung verzehre.“

„Er hat ſeine Fürbitterin gut gewählt, Madonna,“ verſetzte der Feldherr, „aber alles zu ſeiner Zeit. Jetzt geſtattet, daß ich Euch die Hoheit Bourbon vorſtelle.“ Victoria, lebhaft wie ſie war, verbarg einen Ausdruck frauenhafter Theilnahme nicht.

Der Herzog ließ nicht im geringſten merken, daß ihn der knieende Kanzler beluſtigt hatte. Er verneigte ſich ehrerbietig und hielt ſich fein und ſtolz aus Rückſicht für Pescara und im Bewußtſein ſeines ſchmachvollen Ruhmes, das ihn nie verließ. Er bewunderte die Schönheit Victoriens, ohne ſein dunkles Auge auf ihrem Antlitz oder ihrem Wuchſe ruhen zu laſſen. Er ſchmeichelte nicht, er ſtreute keinen Weihrauch, ſondern er ſagte einfach: „Ich freue mich Madonna Victoria zu erblicken, die Gattin meines Freundes des Marcheſe, und huldige ihr nach Gebühr.“ Dann verwickelte er ſie, zu ihrer Linken gehend, in ein leichtes und gefälliges, aber unbedeutendes Geſpräch, und da ſie ihn zur Tafel bat, bedankte er ſich und ſchied unten an der

Treppe des Landhauſes mit ruhiger Höflichkeit. Victoria, ſo beſcheiden ſie war, hatte mehr erwartet, ſchon aus Gewöhnung, denn ihr pflegte von den Berühmtheiten der Zeit auf das übertriebenſte gehuldigt zu werden. Doch ſie verwand leicht und belächelte ihre Enttäuſchung, mit dem Feldherrn die Stufen hinanſteigend in der ſchon wachſenden Dämmerung.

Die Mahlzeit war kurz, wie Pescara es liebte. Victoria ließ es ſich nicht nehmen, ſelbſt dem Gemahl die Speiſen vorzulegen, er aber rächte ſich beim Nachtiſch. Zwiſchen Eis, Früchten und Naſchwerk erblickte er eine von ſeinem Zuckerbäcker kunſtvoll geformte Mandelkrone. „Siehe da," ſcherzte er, „etwas für meine ehrgeizige Victoria!" Er bot ſie ihr, deren Herz zu pochen begann.

Sie erhoben ſich und betraten das Nebenzimmer, das eine ſchwebende Ampel gleichmäßig erhellte und in ſeinem noch friſchen Schmucke ſchimmern ließ. An den Wänden liefen Kinder mit Blumenkränzen, während das Lattenwerk der Decke in ſeinen Feldern grau auf Goldgrund gemalte Heroenbüſten zeigte, eine willkürlich gewählte Geſellſchaft, auf den vier ampelhellen Mittelfeldern: Aeneas, König David, Hercules und

Pescara. Das ganze Geräth war ein Ruhebette, deſſen Rücklehne in ihrem Kaſtanienholze mit ausgebrochenen Lettern die Schrift trug: „Hier muß man plaudern.“

„Wie kommt es,“ fragte Victoria, ſich neben Pescara niederlaſſend, „daß mir der Connétable trotz ſeiner feinen Art einen unangenehmen Eindruck macht, daß er mich — gerade heraus geſagt — abſtößt?“

„Der Arme!“ ſcherzte Pescara. „Mars und Muſe, Rauhheit und Anmuth, der garſtige Leyva und die ſchöne Victoria fühlen ſich gleicherweiſe von dem Capetinger beleidigt, der ſich doch gegen Beide unſträflich benommen hat, wie ich bezeugen kann. Da muß ſich etwas zwiſchen ihn und jeden Andern, wer es ſei, einſchleichen, und ich glaube wohl, dieſer entſtellende Dunſt und verhäßlichende Nebel iſt ſein Verrath, oder welchen Namen man dem Abfall von ſeinem Könige geben will.“

Eine leichte Bläſſe überzog das Antlitz Victorias.

„Verrath . . .“ Pescara dehnte die zwei Silben des Wortes. „Es iſt begreiflich, daß ein edles Weib dieſe Sünde verabſcheut. Ob ich meinem Fürſten Treue breche oder meinem Freunde oder meinem ahnungsloſen Weibe oder ſelbſt meinem Mitſchuldigen, alles das ſind Spielarten derſelben Geſinnung . . . Schon

dein finſterer und großer Dichter, aus welchem du deine Seele erneuerſt, werthet den Verrath als die ſchwerſte Schuld, da ja in ſeiner Giudecca ſein Cerberus oder Lucifer in jedem der drei Rachen einen Verräther zermalmt. Den erſten weiß ich: es iſt Jener,' der den Heiland geküßt hat. Wer aber ſind die zwei andern: die, welche Lucifer an den Füßen gepackt hält und die das Haupt nach unten ſchweben? Das iſt mir in dieſem Augenblicke nicht erinnerlich. Sprich doch die Stelle, du weißt ja die hundert Geſänge auswendig."

Victoria recitierte:

„Degli altri due, ch' hanno il capo di sotto,
Quel, che pende dal nero ceffo, è Bruto:
Vedi come si storce, e non fa motto:
E l'altro è Cassio, che par sì membruto."*

Behaglich plauderte der Feldherr weiter: „Dieſer ſchweigend ſich windende Brutus iſt gut, doch — mit der ſchuldigen Ehrfurcht — den dürren Caſſius, deſſen Magerkeit Julius Cäſar fürchtete, wie kann ihn Dante musculös nennen? Ueberhaupt, Victoria, wie gefällt dir dieſe Speiſe des Cerberus?"

* Hier windet Brutus ſich mit feſtem Schweigen,
Und aus dem dritten Maul hangt Caſſius nieder,
An deſſen Leib ſich alle Muskeln zeigen.

Da antwortete Victoria tapfer: „Herr, die Mörder Cäſars gehören nicht in die Hölle. Hier table ich meinen Dichter.“

„Beileibe nicht!“ neckte Pescara. „Und doch, brav, meine Römerin! Treue iſt eine Tugend, aber nicht die höchſte. Die höchſte Tugend iſt die Gerechtigkeit.“

So ſchaukelte Pescara ſein Weib über dem Abgrund und dem Geheimnis ſeiner Seele und hinderte ſie, Fuß zu faſſen, die mit dem ganzen Ungeſtüm ihres Weſens Boden ſuchte, den Sieg erſtrebend, den zu erringen ſie nach Novara geeilt war. Auf immer neuen Wegen verfolgte ſie das Ziel, von welchem Pescara ſie ferne hielt. Jetzt hatte ſie die Eingebung, den größten lebenden Patrioten Italiens zu Hilfe zu nehmen.

„Ich mußte mich immer wundern, Pescara,“ ſagte ſie, „daß du, wie du biſt, unter unſern Bildnern und Dichtern die lieblichen den gewaltigen vorziehſt, den Arioſt und Raphael dem erhabenen Dante und ſeinem ſpäten, aber ebenbürtigen Bruder, dem Buonarotti — du ſelbſt aber biſt eine tiefe und verborgene Natur.“

„Eben darum, Victoria, wenn ich es bin. Die Kunſt iſt eine Ergötzung. Was aber deinen Michelangelo angeht, ſo mache mich nur nicht eiferſüchtig auf

den Cyklopen mit dem zertrümmerten Naſenbein, da du ihn ſo ſehr bewunderſt."

Victoria lächelte. „Ich habe ſein Angeſicht nie geſehen und kenne nur ſeine Siſtine."

„Die Propheten und Sibyllen? Dieſe habe ich vor Jahren auch betrachtet und aufmerkſam, doch ſind ſie mir wieder verſchwommen, bis auf ein paar Einzelheiten. Zum Beiſpiel der Menſch mit geſträubtem Haar, der vor einem Spiegel zurückbebt —"

„Worin er die Drohungen der Gegenwart erblickt," ergänzte ſie erregt.

„Und dann die Karyatide, von einer ungeheuren Laſt zuſammengedrückt, das kurze, viereckige, jammervolle Geſchöpf! Das häßlichſte Weib ohne Frage, wie du das ſchönſte biſt —"

„Eine Vergewaltigte, eine Unterjochte, eine Sclavin —"

„Nun tauchen mir auch die Propheten wieder auf: der kahle Sacharja, oder wer es ſein mag, ein Bein oben, eines unten, der ſcheltende Heſekiel im Turban, Daniel ſchreibend, ſchreibend, ſchreibend. Auch die Sibyllen: die gekrümmte Alte mit der Habichtsnaſe, die glimmenden Augen in ein winziges Büchlein vertieft,

mit der Nachbarin, die ſich Oel in die erlöſchende Ampel gießen läßt, und, die ſchönſte von allen, die Jugendliche mit dem delphiſchen Dreifuß. Alles in raſender Thätigkeit. Was ſoll dieſer Sturm? Was predigen und weisſagen Dieſe?“

Da rief Victoria in flammender Begeiſterung, als ſäße ſie ſelbſt im Rathe der Prophetinnen: „Sie bejammern die Knechtſchaft Italiens und verkündigen den kommenden Retter und Heiland!“

„Nein,“ urtheilte Pescara ſtreng, „die Stunde des Heils iſt vorüber. Nicht Gnade verkündigen ſie, ſondern das Gericht.“

Victoria erbebte, aber ſchon wieder war der ſtrafende Ernſt aus den Zügen Pescaras gewichen. „Verlaſſen wir jene prophetiſche Capelle,“ ſagte er ſchmeichelnd, „und eine Kunſt, die erſchreckt und erſchüttert. Mich aber darfſt du nicht gemeint haben, da du von einem Heiland Italiens ſpracheſt, obwohl ich freilich die Seitenwunde ſchon beſäße,“ ſchloß er mit einem jener herben Scherze, welche ihm eigenthümlich waren.

Die ganze Zärtlichkeit Victoriens überquoll, da Pescara jene Wunde nannte, welche ihre Tage und Nächte beſchäftigt hatte, bis er ihr ſchrieb, ſie habe ſich

geſchloſſen. Das liebende Weib umſchlang ihn mit der Linken und mit der Rechten ſtrich ſie ihm die röthlich blonden, vorne leicht gelockten Haare tief in die Stirn, ſo daß er im Ampellicht und in ihrer wonnigen Nähe ein ganz jugendliches Anſehen gewann.

Da überkam ſie eine Erinnerung an einen zuſammen verlebten, nicht allzufernen Tag. Es war in der Nähe von Tarent, auf einer ihrer Beſitzungen. Dort hatten ſie, freilich erſt nach dem völligen Untergang einer ſengenden Erntesonne, unter dem verglühenden Abendhimmel neben ihren noch rüſtigen Schnittern zur Sichel gegriffen und ſich Jedes ſeine Garbe gebunden. Wieder ſah ſie den Feldherrn läſſig auf der ſeinigen liegen, während ſie die Schnittermädchen, leicht improviſierend, eine neue Cantilene lehrte nach dem Muſter der dort im Süden gebräuchlichen, die dann das junge Volk bis in die Nacht zu wiederholen nicht müde wurde. Jenen Abend brachte ſie jetzt dem Feldherrn ins Gedächtnis.

Es freute ihn. „Weißt du jenes Liedchen noch?“ fragte er.

„Wie ſollte ich?“

„Nun, es gab da einen Reim: Schnitter und Ei-

ther. Sonſt ſagte das Liedchen nichts weiter, als daß, wie auf dem Felde, auch im Himmel geſungen und die Garbe getragen werde. Das beſcheidene Liedchen klingt vielleicht noch im Munde des Volkes, wenn ich und ſpäter auch du längſt verſtummt ſind, und, aufrichtig, es gefällt mir beſſer als ein mir neulich überſendetes Sonett, in welchem du feierlich zu mir redeſt. Ruhig, Victoria! Es iſt nicht von dir. Ich weiß, daß es nicht von dir iſt."

Sie loderte vor Zorn. „Wer erkühnt ſich," rief ſie aus, „meine Maske zu nehmen und in meinem Namen zu dir zu reden? Wer iſt der Freche? Wo iſt das Machwerk, daß ich es zerreiße!"

„O, das wäre ſchade. Es ſind Verſe, die dir keine Schande machen. Hier." Der Feldherr zog ein Blatt aus dem Buſen. Sie entriß es ihm und trat unter die Ampel. Mit wogender Bruſt und haſtigen Lippen begann ſie:

„Victoria an Pescara.

Ich heiße Sieg, Pescara, und ich kröne
Mit Lorbeer deine Schlachten und Gefechte,
Doch wehe mir, wenn ich die Heimat knechte,
Mißbrauchend meines Namens ſtolze Töne.

Da ich mich dir vermählt in Jugendschöne,
Aus Römerblut und fürstlichem Geschlechte,
Gab ich dir in Italien Bürgerrechte
Und brachte dir die Liebe seiner Söhne.

Ich komme, Lohn zu fordern für ein Leben,
Nur dir geweiht in hellem Opferbrande!
Mein Held, was wirst du deinem Weibe geben?

Ich weiß die Geister, welche dich umschweben!
Zerschneidend mit dem Schwert Italiens Bande,
Belohnst du mich mit meinem Vaterlande!"

Nie verwandelte sich eine Stimmung seltsamer unter dem Eindruck eines Gedichtes: unmuthig hatte die Colonna das Blatt ergriffen, bald besänftigte sie sich, dann sprach sie innig und die letzten Zeilen jubelte sie hingerissen. Jetzt bekannte sie offen: „So bin ich und solches hoffe ich, wenn ich dieses auch nicht geschrieben habe!"

Pescara blickte spöttisch. „Das Sonett," sagte er „hat sich auf deinen Lippen wunderbar veredelt, aber es ist innerlich hohl und stammt aus einer niedrigen Seele. Liebe fordert keinen Lohn, Liebe giebt sich umsonst, Liebe rechnet nicht. Solches ist gemein. Nein, so kann Victoria nicht denken. Ein Miethling hat diese Verse gemacht, und ich weiß seinen Namen: seine un-

geheure Eitelkeit hat ihn gezwungen, die Maske frech zu lüften. Sieh her.“ Pescara wies mit dem Finger auf zwei winzige Buchstaben, ein P und ein A, in die untere rechte Ecke des Blattes gekritzelt. „Auch ein Göttlicher, wie er sich nennt! Ich sehe den Aretiner mit seinem Zeitgenossen, dem Giovanni Medici, dem zügellosesten Jüngling Italiens, weintriefend und witzereißend zusammensitzen und höre ihn lästern: „Glaube mir, Hans, es ist kein Leichtes, sich in die göttliche Victoria hineinzudenken!“ Und ein saumischer Jubel. Der Aretiner lacht, daß er fast mit dem Stuhl überschlägt, er schüttelt sich, er lacht aus vollem Halse —“

„Bräche er ihn, der Schamlose!“ schluchzte Victoria; denn Petrus Aretinus und sein Wesen waren schon damals weltkundig.

„Brav, meine Römerin!“ begütigte Pescara. „In Einem aber hat er Recht, Geliebte: dein Vorname hat schon den Bräutigam begeistert. Es ist schön, mit dem Siege vermählt zu sein.“

Aber die Colonna verstand keinen Scherz mehr. Sie war in den Tiefen ihrer Seele aufgewühlt, in den Wurzeln ihres Wesens erschüttert, voller Thränen und zugleich voller Gluth und Leidenschaft. „Doch in

dem Andern hat er Unrecht!“ redete ſie heftig. „Ich weiß nicht, auf welchen Geiſt du lauſcheſt, und mühe mich umſonſt in deinem Herzen zu leſen! Du ſpielſt mit deinem Weibe! Du umarmſt mich und du drückſt mich weg! Haſt du Grauſamer mich doch nicht einmal meine Botſchaft ausrichten laſſen, die ich dir bringen wollte in dem Jubel meines Herzens!“

„Weil ich ſie errieth. Ich tadle den heiligen Vater, mein edles Weib zur Dienerin mißbraucht und dir, der Wahrhaften, eine Botſchaft aufgeliſtet zu haben, eine Botſchaft ſeiner und deiner unwürdig, voller Lüge und Sophismen, welche ich, in den nächſten Tagen ſchon, ihn nöthigen werde zu widerrufen und zu verleugnen. Die Heiligkeit giebt mir Neapel, wenn ich es erobere, und abſolviert mein Gewiſſen, wenn ich es abſtumpfe. Ich aber glaube nicht an ein ſolches Binden und Löſen, nicht in weltlichen Dingen, weder ich noch irgend ein Anderer mehr, und,“ ſagte er höhniſch, „auch in geiſtlichen nicht. Das iſt vorbei, ſeit Savonarola und dem germaniſchen Mönche.“

„Und mein Italien, das du wie ein Magnet anziehſt, läſſeſt du es an dir ſcheitern? Achteſt du es für nichts? Verachteſt du es?“ ſchrie Victoria verzweifelnd.

Der Feldherr erwiderte ſanft: „Wie dürfte ich ein Volk verachten, das mir dich gegeben hat? Aber ich will dir nicht verhehlen: Italien redet umſonſt, es verliert ſeine Mühe. Ich kannte die Verſuchung lange, ich ſah ſie kommen und ſich gipfeln wie eine heranrollende Woge, und habe nicht geſchwankt, nicht einen Augenblick, mit dem leiſeſten Gedanken nicht. Denn keine Wahl iſt an mich herangetreten, ich gehörte nicht mir, ich ſtand außerhalb der Dinge.“

Victoria entſetzte ſich. „Wie? Biſt du kein Menſch? Biſt du ein Geiſt ohne Fleiſch und Blut? Betrittſt du den Boden nicht, über den du wandelſt?“

„Meine Gottheit,“ antwortete er, „hat den Sturm rings um meine Ruder beruhigt.“

Da flehte Victoria: „Deine Gottheit?“ und ſie umſchlang ihn mit beiden Armen, „ich laſſe dich nicht, du nenneſt mir denn deinen Gott!“

Pescara löſte ſich ſachte und erwiderte mit ſchmerzlichen Augen: „Wenn du es verlangſt, aber komm mit mir in den Garten, ich muß Luft ſchöpfen.“

Da ſie auf die Terraſſe traten, ſtanden alle Sterne über ihnen, und drüben im alten Schloſſe erblickten ſie noch ein einſames Licht von irdiſcher Farbe. „Dort,“

ſagte ſie mitleidig, „iſt der Kanzler ſchlummerlos und verzehrt ſich in Angſt und Hoffnung.“ „Ich glaube nicht,“ verſetzte Pescara, „eher hat er ſich mit einem Muthwillen oder einer Nichtswürdigkeit in den Schlaf geleſen und ſeine niederbrennende Ampel leuchtet den Wänden.“ Er hatte es errathen. Nach qualvollen Stunden hatte ſich Morone mit einem Catull eingeſchläfert.

Der Feldherr nahm ſeinen Weg nach dem Boskette mit den weißen Marmorbänken, wo er zu ruhen pflegte. Sie ſaßen unter dem dunkeln Laubdache, Hand auf Hand.

Da flüſterte Victoria: „Nun rede!“ Der Feldherr aber ſchwieg.

Tritte nahten und eine andere Bank füllte ſich mit Geflüſter. „Steht es wirklich ſo mit dem Feldherrn, Moncada? Ich habe Mühe es zu glauben.“

„Auch ich glaube es noch nicht, Leyva, aber ich forſche. Erlange ich Gewißheit, ſo trete ich hervor und wir handeln. Der König darf ſein Heer in Italien nicht verlieren.“

„Ihr meint?“

„Du ziehſt deine Truppen zuſammen und wir verhaften ihn.“

„Er wird ſich zur Wehre ſetzen.“

„Dann fällt er.“

„Und die Majeſtät?“

„Beſorge nichts, die Majeſtät bedarf unſer, wir beherrſchen ſie. Verweigerſt du mir deine Hilfe, ſo muß ich ihn durch eine gedungene Hand tödten laſſen. Kann ich auf dich zählen?“

„Ihr dürft . . . eine ſchwere That . . .“ Da zog ihn der Andere fort. „Mir iſt,“ ſagte er, „ich habe hier athmen hören.“

Wirklich, die feuchte Nachtluft drückte den lauſchenden Feldherrn und benahm ihm den Athem. Er keuchte leiſe. Jetzt ſagte auch er: „Gehen wir. Thau fällt und Verderben brütet in der Luft.“ Sie drängte ſich an ihn.

Drei Hornſtöße ertönten, vom alten Schloſſe her.

„Ein Courier. Ich werde heute noch zu leſen haben.“

„Ferdinand,“ flehte ſie, „du biſt umlauert. Du wirſt dem Kaiſer verdächtig. Du biſt verloren! Wirf dich Italien in die Arme! Da iſt dein Heil und deine einzige Rettung!“

„Ich fürchte nichts,“ ſagte er. „Der Weg iſt dunkel, aber meine Zuflucht iſt offen.“

Jetzt ſtanden ſie in der kleinen Halle des Landhauſes, und Pescara weckte den auf einem Schemel ſchlummernden Ippolito. „Geh hinüber,“ befahl er, „und bringe, was eben angelangt iſt.“ Dann ſagte er zu Victorien: „Ich meine, es iſt von Madrid, vielleicht eine Zeile der Majeſtät ſelbſt, die mir zuweilen ſchreibt, ohne das Wiſſen ihrer Miniſter. Ich bin doch begierig.“

Jetzt ſchlug die Thurmuhr des alten Schloſſes Mitternacht, müde und zitternd, mit ſo weit ausholenden Schlägen, daß je zwiſchen zweien ein Leben Raum zu haben ſchien. Der zwölfte Schlag — unwiderruflich.

Ippolito kratzte an der Thür und brachte ein Packet, das der Feldherr öffnete. Es enthielt, neben einigen andern Briefſchaften, einen kaiſerlichen Erlaß, welcher den Marſch auf Mailand guthieß und den Oberfeldherrn bevollmächtigte, in der genommenen Stadt durchaus nach ſeinem Ermeſſen und gemäß den Umſtänden zu verfahren.

„Alles?“ fragte Pescara.

Da bog der Knabe ehrfürchtig das Knie, überreichte ein Briefchen, welches er dem Courier mit Noth abgerungen hatte, und entfernte ſich. Es war überſchrieben: „In die eigenen Hände des Marcheſe.“

„Vom Kaiſer,“ ſagte Pescara und öffnete. „Da, Victoria, lies vor. Er ſchreibt ſo kritzlig.“ Sie gehorchte. Es war nicht viel, wenige Zeilen, und lautete:

„Mein Pescara!

Ich bin es, der dieſe Vollmacht durchgeſetzt hat gegen meine Miniſter. Ihr habet viele Feinde. Hütet Euch vor Moncada. Ich aber bin gläubig an Euch, denn ich habe für Euch gebetet und ſah einen Engel, der Euch an der Hand hielt. Ich traue. Ich euer König.“

Pescara lächelte mühſam. „Karl traut zu leicht,“ ſagte er. „Das könnte ihn zu Schaden bringen mit einem Andern, als ich bin. Aber — ſeltſam — er hat meinen Genius erblickt.“

„Jetzt nenne mir deine Gottheit!“ flehte Victoria. „Ich beſchwöre dich, Pescara, nenne ſie mir!“

„Ich glaube, da iſt ſie ſelbſt,“ keuchte er heiſer. Immer ſchwerer begann er zu athmen, er ſtöhnte, er ächzte, er röchelte. Ein furchtbarer Krampf beklemmte ſeine Bruſt. Er ſank, mit der Hand nach dem gepeinigten Herzen langend, auf die Ottomane und rang nach Athem. Da kniete ſich Victoria neben ihn nieder, hielt und ſtützte ihn mit ihren Armen und litt mit ihm. Sie wollte Ippolito rufen und den Knaben nach ſeinem

Großvater dem Arzte ſchicken, er verbot es mit einer Gebärde. Endlich entſchlummerte er, aufs tiefſte erſchöpft, nachdem Viktoria geglaubt hatte, er ſtürbe ihr. Da ſie ſich der Thränen geſättigt, entſchlummerte auch ſie. Dann erloſch die Ampel.

Fünftes Capitel.

Als Victoria erwachte, lag ihr Haupt auf einem leeren Pfühle, und durch das geöffnete Fenster strömte die Morgenluft. Sie sprang auf, den Gatten zu suchen, und fand ihn, der die Terrasse auf und nieder schritt und den der Schlummer erfrischt und wie neu belebt hatte. Sie wurde ungläubig an den nächtlichen grausamen Kampf in ihren Armen, er war ihr wie ein Traum.

Da begann Pescara: „Gestern, liebe Herrin, habet Ihr mich um den Namen meines Genius befragt und mir bangte ihn vor Euch auszusprechen. Endlich hättet Ihr mir mein Geheimnis fast entrissen, denn es ist schwer, einem geliebten Weibe etwas vorzuenthalten. Da erschien er selbst und berührte mich. Ihr kennet ihn nun und der gefürchtete Name bleibe unausgesprochen. Keine Thränen! Ihr habet sie gestern vergossen. Sondern saget mir jetzt, wohin wünschet Ihr

Euch zu begeben, während ich das Heer des Kaiſers gegen Mailand führe?“

„Wie konnteſt du es mir ſo lange verbergen, Ferdinand?“

„Zuerſt — nicht lange — verheimlichte ich es mir ſelbſt . . . doch nein, ich wußte mein Los ſchon am Schlachtabend von Pavia. Mit jener blutigen Winterſonne bin ich untergegangen. Meines Zieles und meiner gezählten Tage gewiß, wie hätte ich die deinigen vorzeitig verfinſtern dürfen? Du ſagteſt mir zuweilen, es ſei grauſam, eine ſüß Schlummernde zu wecken, und litteſt es nicht. Ich aber bin nicht grauſam.“

„Du biſt es,“ erwiderte ſie, „ſonſt hätteſt du mich nicht ſo bitter getäuſcht, ſondern mich gerufen und dich von mir pflegen laſſen.“

„Niemand durfte darum wiſſen,“ ſagte er.

„Und dein Arzt? Der mußte es wiſſen und ich zürne ihm, daß er mich belogen hat, da ich an ihn ſchrieb und ihn beſchwor, mir die Wahrheit zu ſagen!“

„Der arme Numa!“ ſagte der Feldherr. „Er iſt ſchon unglücklich genug, daß er mich nicht heilen kann. Er rieth mir damals eine lange Ruhe auf Iſchia, ich

aber ſagte ihm: es iſt umſonſt. Doch wozu dies Alles? . . . Wohin gedenkſt du zu gehen, Victoria?“

„Nein, Ferdinand, ſprich! Verheimliche mir nichts mehr!“

„Es iſt umſonſt, ſagte ich ihm, die Lunge iſt durchbohrt und das Herz leidet. Friſte mich, Numa! Ziehe mich hinaus, in den Sommer, in den Herbſt, bis zu den erſten Flocken! Soviel Zeit brauche ich, meinen Sieg zu vollenden. Und vor allem, ſagte ich, halte reinen Mund! Niemand erfahre unſer Geheimnis! Es würde die Kräfte des Feindes verdreifachen und mich und mein Heer verderben. Noch einmal, ſchweige! Ich will es! gebot ich ihm . . . Und ich habe das Leben geheuchelt, ſo gut, daß mir Italien den Brautring bot!“ Er lächelte. „Und ich werde noch ein Mal zu Pferde ſitzen! Du aber, Victoria, gelobſt mir — doch kein Gelübde, du thuſt es mir zu Liebe — nicht ungerufen mir nachzueilen durch die Staubwolke meines Marſches und über blutgetränkte Felder. Auch würdeſt du dem Kriegsvolke zu ſpotten geben, nicht über dich, gut und ſchön wie du biſt, ſondern über den verhätſchelten Feldherrn. Alſo du bleibſt. Aber wo? Hier?“

Victoria beſann ſich, troſtloſes Leid in den Zügen.

Dann ſagte ſie: „Geſtern, wie ich herritt, kam ich, ſchon im Weichbilde der Stadt, an einem kleinen Frauenkloſter vorüber. Es heißt, wie ich erfuhr, Heiligenwunden. Dort will ich deines Rufes harren, Buße thun und für deine Geneſung beten.“

„Für meine Geneſung?“ lächelte er. „Thue das. Auch wirſt du dich in Heiligenwunden nicht langweilen; das Kloſter, höre ich, hat herrliche Stimmen und iſt berühmt wegen ſeines Chorgeſanges. Reiten wir hin, bald, jetzt da es friſch und der Staub der Heerſtraße noch nicht aufgewühlt iſt.“ Er ging leichten Schrittes durch den Park nach dem alten Schloſſe hinüber, um ſatteln zu laſſen.

Victoria folgte mit langſamen Schritten, und da ſie Numa den Arzt erblickte, der ſich nach der Nacht des Feldherrn zu erkundigen kam, ging ſie auf ihn zu mit ſchmerzlich bewegter Miene: ſie wollte ihm vorwerfen, daß er ihr die Wirklichkeit verhehlt, und zugleich ihn beſchwören, mit den letzten Mitteln und Geheimniſſen ſeiner Kunſt das geliebte Leben zu friſten. Da aber der Arzt die Colonna kommen ſah, ſtreckte er in dem Gefühle ſeiner Ohnmacht die zitternden Hände abwehrend gegen ſie aus, als flehe er: Schone

meiner, ich vermag nichts! Sie verſtand die Gebärde und ging ihres Weges, an Ippolito vorüber, der das Knie vor ihr bog, und den ſie nicht gewahr wurde, zum großen Herzeleid des Knaben.

Im Schloßhofe fand ſie den ſchwer und koſtbar geſchirrten Rappen Pescaras und ihren ebenfalls geſattelten falben Berber. Der Feldherr hob ſie zu Pferde und ſie ritten unter grüßendem Trommelwirbel über die ſich ſenkende Zugbrücke hinaus in die unabſehbaren Reisfelder der lombardiſchen Ebene. Ihnen folgte in gemeſſener Entfernung ein Reitknecht des Pescara, ein von ſüdlicher Sonne geſchwärzter Calabreſe, und auf einem Maulthier die römiſche Zofe Victorias.

Hinter den Reiſenden verhallten im Schloßhof die ungehörten Hilfrufe des vergeſſenen Kanzlers. Er war aus ſchlimmen Träumen erwacht und ſchon in der Frühe durch die Gärten geirrt, immer wieder an Mauern und Wälle gelangend, hier von deutſchen, dort von ſpaniſchen Wachtpoſten beobachtet. Die Schwaben ergötzten ſich weidlich an ſeinem ausſchweifenden Gebärdenſpiel, während die Spanier einverſtandene ſchadenfrohe Blicke tauſchten: ſie zweifelten nicht, der Feldherr habe den Miniſter des Feindes in die Falle ge-

lockt, und verſprachen ſich, ihn morgen, wenn er dem Heere nachgeſchleppt würde, nach Herzensluſt zu quälen und gründlich auszuplündern. Endlich war er in das Rondell gekommen und erſchöpft auf dieſelbe Bank geſunken, wo er geſtern den ſchlummernden Pescara gefunden und belauſcht hatte. Da vernahm er den Salut der Thorwache, rannte nach dem Schloßhof und wollte über die Brücke nachſtürzen. Von dem Poſten mit vorgeſtreckten Hallebarden empfangen, ſah er jammernd den Feldherrn und Victoria in den Dunſt der Ferne entſchwinden.

Es war nach einem leuchtenden ein trüber Tag. Kein Windhauch und nicht der leiſeſte Verſuch einer Wolkenbildung. Keine Lerche ſtieg, kein Vogel ſang, es dämmerte ein ſtilles Zwielicht wie über den Wieſen der Unterwelt. Das Frauenkloſter wurde ſichtbar und vergrößerte langſam ſeine friedlichen Mauern. Freilich ritten die Beiden faſt nur im Schritte, die verwittwende Victoria in tiefem Schweigen, während, durch einen wunderbaren Gegenſatz, das Gedächtnis des jetzt ausruhenden Feldherrn auf leichten und liebenden und inbrünſtigen Schwingen in die Jugend zurückkehrte und die an ſeiner Seite Trauernde wieder in die reizenden

und rührenden Geſtalten des knoſpenden Mädchens und der zärtlichen Braut verwandelte. Er enthielt ſich nicht ſie an kleine Dinge jener glücklichen Tage zu erinnern, aber er gewann ihrer Kümmernis kein Lächeln ab. Er war ſeines laſtenden Geheimniſſes ledig, deſſen Bitterkeit ſie jetzt auf einmal und in vollen Zügen koſtete.

Nun waren ſie ſchon ſo nahe, daß ſie Chorgeſang im Kloſter vernahmen. „Was ſingen ſie dort?“ fragte er gleichgültig. „Ich meine, ein Requiem,“ ſagte ſie.

Wie ſie vor dem Kloſter abſtiegen, da ſiehe trat ihnen aus der Pforte die Aebtiſſin entgegen, hinter ſich zwei beſcheidene Nonnen. Sie mochte irgend ein Kind in ein Reisfeld auf die Lauer gelegt haben, das nun auf ſchnellen nackten Füßen vorausgelaufen war. Die Aebtiſſin hatte die Ankunft Donna Victorias in Novara ſchon geſtern in Erfahrung gebracht und ſich gleich geſchmeichelt, die gottesfürchtige und leutſelige Frau werde Heiligenwunden nicht unbeſucht laſſen, denn das Kloſter beſaß neben den geſchulten Stimmen ſeines Chores noch eine größere Auszeichnung: die myſtiſche und täglich ſterbende Schweſter Beate, welche die blutigen Male an ihrem kranken und abgezehrten

Leibe trug. Die unternehmende und beherzte Aebtiſſin hatte ſich vorgenommen von der Colonna, der ſie Macht über den Gatten zutraute, den Nachlaß einer ſchweren Kriegsſteuer zu erbitten, welche der gottloſe und habgierige Feldherr — dieſes Rufes genoß Pescara bei der italieniſchen Kleriſei — zuwider den kanoniſchen Sätzen und gegen alle Billigkeit auf die Güter des Kloſters gelegt hatte. Daß aber der Feldherr, der es vermied eine chriſtliche Stätte zu betreten, Madonna Victoria begleiten würde, war der Aebtiſſin nicht im Traume eingefallen.

Sie begrüßte, eine angenehme Frau mit dunkeln, klugen Augen und blaſſen, gefälligen Zügen, das hohe Paar in wenigen gewählten Worten. Dann ſchwieg ſie aufmerkſam, die Rede Pescaras erwartend, deſſen edle Erſcheinung ihr Eindruck machte.

„Ehrwürdige," begann der Feldherr, „Donna Victoria wünſcht während des Feldzuges, den ich morgen beginne und deſſen Dauer ich auf eine Woche berechne, ein paar ruhige und fromme Tage hier in eurem Convente zu genießen, bis ich ſie nach Mailand rufen werde, nach vollendetem Kampfe. Habet Ihr ein ſchickliches Gemach zu vergeben?"

Raſch erwiderte die Aebtiſſin, das ihrige ſtehe zu Gebote.

„Ich verlange eine einfache Zelle wie die der geringſten Schweſter, mit dem gewöhnlichen Geräthe,“ ſagte Victoria, deren Bläſſe die Aebtiſſin befremdete. Aber ſie ſchrieb dieſelbe der begreiflichen Sorge um den zu Felde ziehenden Gatten zu.

„Wenn ſich Donna Victoria eingerichtet hat,“ ſchloß Pescara, „werde es mir gemeldet. Ich habe noch mit ihr zu ſprechen, und bitte Clauſur und Zelle betreten zu dürfen. Ausnahmsweiſe, da ich dem Kloſter wohlwill. Ihr findet mich in der Kirche.“ Er verneigte ſich und ſchritt auf dieſe zu.

Victoria fragte, was die Nonnen geſungen hätten, und erhielt die Antwort: „Ein Requiem. Für die junge Julia Dati, die Enkelin unſers greiſen Arztes, welche in Rom geſtorben iſt.“ Dann folgte ſie der Aebtiſſin, während die beiden Nonnen zugeflüſterte Befehle auszurichten gingen.

Indeſſen durchmaß der Feldherr, ohne das Haupt zu entblößen oder irgend eine der üblichen Devotionen zu verrichten, die Länge der Kirche mit feſtem Gange, die Arme über dem Panzer kreuzend. Er hatte ſich,

da er auf dem Heimritte ſeinen in Novara feldmäßig einrückenden Truppen begegnen mußte, leicht behelmt und beharniſcht, und ſchritt wie ein Held und Herrſcher auf der Stätte des Gebetes und der Demuth.

„Nein,“ ſprach er zu ſich mit geſchloſſenem Munde, „es ſei heute das letzte Mal. Ich will von ihr Abſchied nehmen als ein Lebender. Ich will es ihr erſparen, mich leiden zu ſehen. Sie ſoll mich wiederfinden, wenn ich ruhe.“

Sich allein glaubend, wurde er durch das Gitter des Chores belauſcht. Dieſen hatten die Nonnen wieder betreten, auf das Geheiß der Aebtiſſin, denn Pescara ſollte die Stimmen ihres Kloſters hören. Selbſt die myſtiſche Beate war gekommen und vereinigte ihren ſchwärmeriſchen Blick mit demjenigen vieler feurig braunen oder ſchwarzen Augen, welche die Heldengeſtalt verſchlangen. Alle verſammelten Himmelsbräute prieſen die Colonna ſelig und beneideten ihre irdiſche Luſt, während die glücklich Geglaubte nicht ferne davon in einer Zelle mit gerungenen Händen verzweifelte. Auch Schweſter Beate erlag der Verſuchung dieſen ſtolzen Herrn der Welt zu bewundern, überwand ſich aber tapfer und flehte den Himmel inbrünſtig an, der

Colonna zum Heil ihrer Seele ihren Abgott zu entreißen. Aber dieſe heftigen Gefühle wichen dem harmloſeren der Eitelkeit. Nach dem Geflüſter einer kleinen Berathung und einem leiſen Räuſpern intonierten die Schweſtern jubelnd ihr Prachtſtück, ein Tedeum, das ſich auch für den Sieger von Pavia beſſer eignete als irgend eine andere Proſa oder Sequenz.

Und er hätte wohl gelauſcht, aber er ſtand regungslos, wie gebannt vor dem gekreuzigten und ſchon entſeelten Chriſtus eines großen Altarbildes, deſſen helle Farben noch in voller Friſche leuchteten. Doch es war nicht das göttliche Haupt, das er beſchaute, ſondern er betrachtete den Kriegsknecht, der ſeine Lanze in den heiligen Leib ſtieß. Dieſer war offenbar ein Schweizer; der Maler mußte die Tracht und Haltung eines ſolchen mit beſonderer Genauigkeit ſtudiert oder friſch aus dem Leben gegriffen haben. Der Mann ſtand mit geſpreizten Beinen, von denen das linke gelb, das rechte ſchwarz behoſt war, und ſtach mit den behandſchuhten Fäuſten von unten nach oben derb und gründlich zu. Keſſelhaube, Harniſchkragen, Bruſtpanzer, Arm- und Schenkelſchienen, rothe Strümpfe, breite Schuhe, nichts fehlte. Aber nicht dieſe Tracht, die er zur Genüge kannte,

feſſelte den Feldherrn, ſondern der auf einem Stiernacken ſitzende Kopf. Kleine, blaue, kryſtallhelle Augen, eingezogene Stumpfnaſe, grinſender Mund, blonder, krauſer Knebelbart, braune Farbe mit roſigen Wangen, Ohrringe in Form einer Milchkelle, und ein aus Redlichkeit und Verſchmitztheit wunderlich gemiſchter Ausdruck. Pescara wußte gleich, mit dem Geſichtergedächtnis des Heerführers, daß er dieſen kleinen, breitſchultrigen, behenden Geſellen, deſſen ſchwarzgelbe Hoſe den Urner bedeutete, ſchon einmal geſehen habe. Aber wann und wo? Da ſchmerzte ihn plötzlich die Seite, als empfinge er einen Stich, und jetzt wußte er auch, wen er da vor ſich hatte: es war der Schweizer, der ihm bei Pavia die Bruſt durchbohrt. Kein Zweifel. Den Lanzenſtoß des neben ihm an die Erde Geduckten empfangend, hatte er einen Moment in dieſes kryſtallene Auge geblickt und dieſen Mund vergnüglich grinſen geſehen. Nach der Erkennung machte das unerwartete Wiederfinden auf den Feldherrn weiter keinen Eindruck und mit freundlicher Miene fragte er die Aebtiſſin, die jetzt neben ihm ſtand, um ihn zu Donna Victoria abzuholen, wer das gemalt hätte. Sie antwortete, die Augen flüchtig niederſchlagend: „Zwei Mantovaner, be-

gabte junge Leute, aber von bedenklichen Sitten, die das Kloſter gerne wieder ſcheiden ſah.“

Da Peſcara die Zelle öffnete, ſah er Victoria auf den Knieen liegen. Eine Weile ſchaute er ſchweigend, als wolle er nicht ſtören, durch ein Fenſter des gekuppelten Rundbogens, in deſſen Brüſtung er ſich geſetzt hatte, auf Raſenhügel und Grabkreuze, endlich fragte er: „Was thuſt du, Victoria?“

„Buße,“ ſagte ſie.

„Für wen?“

Sie erhob ſich und antwortete mit noch gefalteten Händen: „Ich thue Buße für mich und Euch und Italien. Für dieſes ſeiner ſtolzen Frevel und ungewöhnlichen Sünden wegen, an denen es zu Grunde gehen wird, da Ihr der Einzige waret, der es retten konnte. Für mich, weil ich gekommen bin, Euch in Verſuchung zu führen. Für Euch, da Ihr dieſe Erde verlaſſen wollet. Ich habe gebetet für euer unvergängliches Theil, aber der Himmel“ — ſie ſchüttelte traurig das Haupt — „hat mich noch nicht erhört.“

Er zog ſie auf die Bank der Fenſterbrüſtung und nahm ſie bei der Hand, wie der Bruder die Schweſter. Eine Luſt ſich hinzugeben überkam ihn, ſei es weil das

Geheimnis zwiſchen ihm und ſeinem Weibe weggenommen war, oder in dem unbewußten Wunſche das letzte Beiſammenſein zu verlängern.

„Kleingläubige,“ begann er heiter, „überlaſſe mich meinem dunkeln Beſchützer! Als ein Knabe glaubte ich mit der Mutter, die eine Heilige war, an das, was die Kirche verheißt; jetzt ſehe ich rings das Fluthen der Ewigkeit. Der Todesengel war mir nahe, ſchon in meiner erſten Schlacht, da, von ihm bezeichnet, mein Zeltgenoſſe — dein Bruder, Victoria — lautlos, eine Kugel im Herzen, zuſammenbrach. Ich habe ihm manche Hekatombe geſchlachtet, und auch er hat mich oft, faſt auf jeder Wahlſtatt, grüßend berührt; denn es ſcheint, ich bin verwundbarer als Andere. Aber Zeit hat es gebraucht, bis ich den Schnitter lieben lernte. Noch in den Wochen nach Pavia, da ich wußte, daß er mich erwählt hatte, habe ich mich gegen ihn geſträubt und aufgebäumt und empört wie ein trotziger Jüngling. Allmählig aber ahnte ich und jetzt bin ich gewiß, daß er die rechte Stunde kennt. Der Knoten meines Daſeins iſt unlösbar, er zerſchneidet ihn.“

Die bleiche Victoria hing an ſeinen Lippen und ſtaunte mit ſtarren Augen, als ſehe ſie den herrlichſten

Palaſt brennen und von der lodernden Flamme jeden Säulenknauf beleuchtet.

„Ich ſage dir, Weib,“ fuhr er fort, „mein Pfad verſinkt vor mir! Ich gehe unter an meinen Siegen und an meinem Ruhme. Wäre ich ohne meine Wunde, dennoch könnte ich nicht leben. Drüben in Spanien Neid, ſchleichende Verleumdung, hinfällige und endlich untergrabene Hofgunſt, Ungnade und Sturz; hier in Italien Haß und Gift für den, der es verſchmäht hat.

Wäre ich aber von meinem Kaiſer abgefallen, ſo würde ich an mir ſelbſt zu Grunde gehen und ſterben an meiner gebrochenen Treue, denn ich habe zwei Seelen in meiner Bruſt, eine italieniſche und eine ſpaniſche, und ſie hätten ſich getödtet. Auch glaube ich nicht, daß ich ein lebendiges Italien hätte ſchaffen können. Zwar es trägt die ſtrahlende Ampel des Geiſtes, doch es hat ſich aufgelehnt in der unbändigen Luſt eines ſtrotzenden Daſeins gegen ewige Geſetze. Es büße, du haſt es geſagt, Victoria; in Feſſeln leidend, lerne es die Freiheit. Dieſes ſpaniſche Weltreich aber, das in blutrothen Wolken aufſteigt jenſeits und diesſeits des Meeres, erfüllt mich mit Grauen: Sclaven und Henker. Ich ſpüre die grauſame Ader in mir

ſelbſt. Und das Entſetzlichſte: ich weiß nicht, welcher mönchiſche Wahnſinn! Dein verderbtes Italien aber iſt wenigſtens menſchlich.“

Victorias Augen verklärten ſich, da ſie ſah, daß Pescara Italien liebte. „Du hätteſt ihm Freiheit und Freiheit ihm Tugend gegeben!“ rief ſie, doch Pescara fuhr fort, als hätte er nicht gehört: „Nun aber bin ich aus der Mitte gehoben, ein Erlöſter, und glaube, daß mein Befreier es gut mit mir meint und mich ſanft von hinnen führen wird. Wohin? In die Ruhe. Und jetzt laß uns ſcheiden, Victoria.“ Er wollte ihr die Thränen vom Auge küſſen, fand aber den zärtlichſten Mund, der ihm entgegenkam.

„Noch eines,“ ſagte er. „Laß die Welt über mich urtheilen, wie ſie will. Ich bin jenſeits der Kluft. Lebe wohl! Begleite mich nicht! Beſuche mich in Mailand, aber nicht, bevor ich rufe!“

Victoria verſprach, um nicht Wort zu halten.

Da Pescara ſich bei der Aebtiſſin verabſchiedete, brauchte ſie ihr Anliegen gar nicht auszuſprechen. Der Feldherr gewährte den Nachlaß der Kriegsſteuer als ein ſelbſtverſtändliches Gegengeſchenk für die ſeinem Weibe gegebene Herberge. Ueber dieſes Ende einer

ökonomiſchen Bedrängnis und eines ſchmalen Tiſches ward eine ſolche Freude im Kloſter, daß die Schweſtern zu Ehren ihres Gaſtes die Tafel mit den ausgeſuchteſten Leckerbiſſen beſetzten. Doch Victorias Platz blieb leer.

Sachte ritt Pescara, von den Segnungen des Kloſters begleitet, gegen die Thürme der Stadt zurück. Sein feuriger Rappe ſchien ſich über den gemeſſenen Gang zu wundern. Die auf der Ebene gellende Feldmuſik und die überall marſchierenden Truppen verriethen ihm den Beginn eines Feldzuges. Er ſchnoberte, als wittere er ſchon den Pulverdampf, und ſchritt ſtolz, als trage er den Sieg.

Abſchied iſt ſchwer, dachte der Feldherr, ich möchte ihn nicht wiederholen. Noch einmal hatte ſich das Leben an ihn gedrängt und er das Beſte des Daſeins, Schönheit und Herzenskraft, in den Armen gehalten. Der Jüngling war in ihm aufgelodert und wenige Augenblicke, nachdem er Victorien ſo erbaulich zugeredet, lehnte er ſich auf gegen die Vernichtung. Das edle Blut, das in den ſterblichen Adern rinnt, die Thatkraft, empörte ſich gegen den ewigen Frieden. Ein Zorn blitzte auf in ſeinen hellen grauen Augen gegen

ſeinen Mörder, den er im Bilde wiedererblickt, und er ſchlug mit der gepanzerten Rechten gegen ſeine Bruſt, als zerdrücke er darauf die Weſpe, die ihn geſtochen hatte. Jetzt wieherte auch der Rappe und ſetzte ſich in kurzen Galopp, von dem Feldherrn unwiſſentlich mit der Ferſe berührt oder ſo verwachſen mit ihm, daß er ſeinen Unmuth mitfühlte.

In dieſer Stimmung gewahrte Pescara auf einem nahen Reisfelde die wechſelnden Stellungen eines tollen Kampfes, welcher dasſelbe zerſtampfte. Ein Einzelner wehrte ſich verzweifelt gegen eine Uebermacht. Der zerlumpte kleine Kerl in gelben und ſchwarzen Fetzen focht wüthend mit ſeiner Speerhälfte wider ein Dutzend Spanier. Zweie hatte er hingeſtreckt, wurde jetzt aber von den übrigen überwältigt, und ſchon ſaß ihm eine Schwertſpitze an der Kehle, als der auf ihm knieende Spanier von einem andern zurückgeriſſen wurde, welcher auf den heranſprengenden Feldherrn deutete.

Pescara winkte und der Trupp mit dem Gefangenen folgte ihm unter eine mächtige Eiche, die an der Landſtraße ſtand, weitum der einzige Baum in der ſchwülen Ebene. Der Feldherr ſtieg ab und lehnte ſich an den bemooſten Rieſenſtamm. Seine Bruſt keuchte

von dem raſchen Ritt und es kam ihm gelegen, ſie zu beruhigen, Raſt haltend unter dem Vorwand eines Verhöres.

Der ſpaniſche Wachtmeiſter berichtete: ſie hätten einen Schweizer durch das Getreide laufen ſehen, wohl einen Verſprengten von Pavia, welcher bislang ſich irgendwo untergeduckt, und ihn gehaſcht, da es möglicherweiſe ein mailändiſcher Spion ſei. Seinen Vortrag beendigend, blickte der ſpaniſche Spitzbart zu einem ſtarken Aſte auf, welchen die Eiche wagrecht hervorſtieß.

Pescara deutete die Spanier weg, die ſich in einiger Entfernung wachehaltend vertheilten, und muſterte dann den Schweizer vom Wirbel zur Zehe. So verroſtet der Harniſch und ſo zerlumpt das ſchwarzgelbe Unterkleid war, erkannte er doch gleich die Tracht des Kloſterbildes und nicht minder die glitzernden Aeuglein und jetzt, wahrhaftig, verzog der vor ihm Stehende ſein Geſicht zu jenem lächelnden Grinſen, ſei es aus Angſt, ſei es weil auch er ſich den Feldherrn ins Gedächtnis zurückrief.

„Heb' auf und gieb," befahl dieſer und zeigte auf den Lanzenſtumpf, welchen einer der Kriegsknechte zu

den Füßen des Gefangenen geworfen hatte als Beweisstück für die Verwundung seiner Kameraden. Es war eine vordere Spießhälfte, deren Spitze blutete. Der Schweizer gehorchte, und der Feldherr betastete prüfend die Spitze mit dem Finger; dann warf er den Stummel weg.

„Wie heißest du?“ fragte er.

„Bläsi Zgraggen aus Uri,“ war die Antwort.

Der Feldherr verzichtete darauf, diesen unmundlichen Geschlechtsnamen zu wiederholen, der von dem zerrissenen Kamm eines Schweizergebirges zu stammen schien, und bediente sich des Vornamens, welchen er italianisierte. „Biagio,“ sagte er, „du hast mir zwei Leute verwundet; ich denke, ich lasse dich hier aufknüpfen.“

Bläsi Zgraggen versetzte trotzig: „Lasset Ihr mich henken, so ist es weniger wegen dieses letzten Handels, sondern eher weil ich —“

„Schweig'!“ gebot der Feldherr. Er konnte sich rächen, indem er dem Kriegsrechte freien Lauf ließ, aber eine solche Rache weder sich selbst noch seinem Opfer eingestehen. „Wie bist du hier zurückgeblieben?“ fragte er.

Zgraggen, der ein geläufiges Lombardiſch ſprach, begann herzhaft: „Auf dem Felde von Pavia wurde ich verwundet und niedergeritten und lag, den geknickten Spieß neben mir. Nächtlicherweile ſchleppte ich mich dann den Bergen zu, hungernd und bettelnd. Herr, ſehet Ihr rechts von den zwei Pappeln das lange rothe Dach? Dort hauſt die Narracivallia mit ihrem Manne. Dieſer dingte mich zur Feldarbeit — bis ſich der Krieg verzogen hätte, jetzt käme ich doch nicht über die Grenze. Hernachmals machte mir die Narracivallia Augen. Da erſchienen mir im Schlaf der Vater und die beiden Großväter, die mir Alle noch daheim leben, wenn auch die Ahnen in großer Schwachheit. Zuerſt kam der Vater, hob den Finger und ſagte: „Nimm dich in Acht, Bläſi!“ Dann kam der väterliche Ahn, faltete die Hände und ſagte: „Denk' an deine Seele, Bläſi!“ Zuletzt kam der mütterliche Ahn, zeigte die Thür und ſagte: „Lauf, Bläſi!“ Da ſchoß ich auf und ſuchte meine Kleider. Freilich meine ſeidenen Handſchuhe und meinen gekettelten Kragen hatte mir die Narracivallia abgeſchwatzt, um damit in der Kirche Staat zu machen. Ich war nur noch meines halben Verſtandes mächtig und verlor auch dieſen, da ich im

Morgenlicht bei Heiligenwunden eintrete zum engliſchen Gruß und — denket Euch meinen Schrecken — mich ſelber erblicke wie ich leibe und lebe und Gott erſteche!"

„Ei," lächelte Pescara.

„Ein Schelmſtück!" zürnte Zgraggen. „Wiſſet, Herr, ein paar Pinsler hatten ſich zeither mit ihrem Zeuge da herumgetrieben und ließen ſich einmal in der Meierei ein Glas Milch geben. Der Eine faßt mich ins Auge. „Da haben wir, den wir brauchen," ſagt er und beſchaut mein Schwarzgelb. „Mann, holt euern Spieß und Harniſch." Ich thue ihm den Willen. Jetzt heißt mich der Pinsler die Beine ſpreiten, ſpreitet ſie gleichfalls und reißt mich ab auf ein Stück Leinwand. Dann verſprachen mir die Spitzbuben mein Conterfei zu hohen Ehren zu bringen, ich aber ſtehe in Heiligenwunden und ſteche in den Salvator!"

Der Feldherr empfand ein gewiſſes Wohlwollen für den ehrlichen Geſellen. „Nimm," rief er in einer ſeltſamen Laune und ſtreckte dem Urner ſeinen vollen Beutel entgegen. Dieſer nahm ihn mit der Rechten und ließ die Goldſtücke zählend in die Linke gleiten, ernſthaft und bedächtig. Dann ſchob er die Ducaten in die Taſche und wollte den Beutel dem Feldherrn zurückſtellen.

„Behalte! Er hat goldene Schleifen!“

Der Urner ſchickte den Beutel den Ducaten nach. „Wo ſtellet Ihr mich ein, Herr?“ fragte er. Er konnte ſich nichts denken, als daß ihn Pescara geworben und ihm Handgeld gegeben habe.

Pescara erwiderte: „Ich habe dich nicht gedingt und ich meine, nachdem dich die Dreie ſo ernſt vermahnt haben, kehrſt du am beſten in deine Heimat zurück und nährſt dich redlich, wie es im Sprichwort heißt.“

„Aber warum denn ſchenkt Ihr mir ſo viel Geld wo ich Euch nichts zu Liebe gethan habe?“ ſagte Zgraggen. Sondern viel Leides, ſetzte er in Gedanken hinzu. Dieſe Vergeltung Pescaras überſtieg das Faſſungsvermögen des Urners und beängſtigte ſeine Rechtlichkeit.

„Aus Großmuth,“ ſcherzte der Feldherr.

Bläſi kannte das Wort nicht. Da fiel ihm ein, es werde Großthun bedeuten, und da er im Lager oft geſehen hatte, wie Prahlerei das Geld mit vollen Händen wegwirft, beruhigte er ſich dabei. „Ja ſo,“ ſagte er. Pescara aber winkte, ſein Roß vorzuführen.

„Und damit du durchkommeſt,“ ſprach der Feld-

herr ſchon im Bügel, „nimm noch das.“ Er warf ihm eine Paſſiermarke zu und wenig fehlte, Zgraggen hätte gedankt. Wenigſtens wollte er noch langes Leben wünſchen; aber den Feldherrn zum Abſchied anſchauend, erkannte er das Siechthum in dieſem Antlitze mit ſeinen Aelpleraugen, welche das alle Welt täuſchende geiſtige Leben desſelben nicht beſtach. Unwillkürlich wünſchte er: „Gott gebe Euch ſelige Urſtänd, Herr!“ Dann über ſeine eigene Rede und ihre böſe Bedeutung beſtürzt, lief er querfeldein mit ſeinem halben Spieße, den er ſorglich aufgehoben und nun als Reiſeſtab führte. Die Spanier hatten verwundert zugeſehen, der alte Wachtmeiſter aber ſchüttelte bedenklich und abergläubiſch den Kopf über die ſeltſame Freigebigkeit ſeines ſparſamen Feldherrn.

Der Trupp, welcher den Urner gefangen hatte, gehörte zu dem Heerhaufen, der jetzt in einer Staubwolke hinter ſchlagenden Trommeln heranrückte. Der Feldherr ritt ſeinen Tapfern entgegen, von brauſendem Jubel empfangen, und lenkte das Roß zwiſchen die Feldmuſik und die erſte Compagnie, deren Hauptmann ehrerbietig Raum gab.

Eine Weile blieb er allein an der Spitze der

Truppen. Da nahte von Novara ein Reitender in weißem Mantel und gesellte sich zu ihm. Zusammen ritten sie durch das Schloßthor. Schweigend folgte der Begleiter dem Gange Pescaras und überschritt hinter ihm die Schwelle des Gemaches.

Pescara wendete sich. „Was wollt Ihr, Moncada?“ fragte er, und dieser antwortete: „Eine Unterredung ohne Zeugen, die Ihr mir nicht zum zweiten Male verweigern werdet.“

„Ich stehe zu Diensten.“

„Erlaucht,“ begann der Ritter, „ich habe, wie Ihr erlaubtet, den Kanzler drüben gesprochen. Er war voller Angst und Blässe und betheuerte mit tausend Eiden, er sei gekommen, Aufschub und leichtere Bedingungen zu erlangen, nur Dieses habe ihn nach Novara geführt. Dann schwatzte er wild durcheinander wie das böse Gewissen. Dieser Mensch ist ein Abgrund von Lüge, in welchem der Blick sich verliert. Ich bin sicher, daß er im Namen der Liga hier ist.“

„Nicht anders,“ sagte der Feldherr.

„Und daß er Euch die Führung derselben angeboten hat?“

„Nicht anders.“

Jetzt entstand Lärm im Vorzimmer. Ippolito beiseite werfend verwildert, mit rasenden Mienen und verrückten Augen stürzte der Kanzler herein. Ihm folgten auf dem Fuße, Beide schon gepanzert, Bourbon und Del Guasto, denen er auf dem Gange begegnet, und die ihn zurückhalten wollten. In Verzweiflung warf er sich dem Feldherrn zu Füßen, während Moncada langsam in den Hintergrund zurückwich.

„Mein Pescara," schrie der Geängstigte, „alle Geduld nimmt ein Ende! Ich kann die Marter nicht länger ertragen. Jede Minute dehnt sich mir zur qualvollen Ewigkeit. Ich vergehe. Sei barmherzig und gieb mir deine Antwort!"

Pescara erwiderte mit Ruhe: „Vergebet, Kanzler, wenn ich Euch habe warten lassen. Meine Zeit war nicht frei, doch eben wollte ich nach Euch schicken. Eure gestrige Rede hat mich beschäftigt, denn das Los eines Volkes ist keine Kleinigkeit — aber bitte, setzet Euch, ich kann nicht sprechen, wenn eure Gebärden so heftig dareinreden."

Der Kanzler packte krampfhaft die Lehne eines Sessels.

„Ich habe die Sache gewogen . . . doch, Kanzler,

laſſen wir zuerſt alles Perſönliche, denket weg von Euch ſelbſt und von mir, es bleibt die Frage: verdient Italien zu dieſer Stunde die Freiheit und taugt es, ſo wie es jetzt beſchaffen iſt, ſie zu empfangen und zu bewahren? Ich meine nein.“ Der Feldherr ſprach langſam, als prüfe er jedes ſeiner Worte auf der Wage der Gerechtigkeit.

„Zweimal hat Freiheit in Italien gelebt, zu verſchiedenen Zeiten. In der beginnenden römiſchen Republik, da das Staatswohl Alles war. Dann in jenen herrlichen Gemeinweſen, Mailand, Piſa und den andern. Jetzt aber ſteht es an der Schwelle der Knechtſchaft, denn es iſt los und ledig aller Ehre und jeder Tugend. Da kann Niemand helfen und retten, weder ein Menſch noch ein Gott. Wie wird verlorene Freiheit wiedergewonnen? Durch einen aus der Tiefe des Volkes kommenden Stoß und Sturm der ſittlichen Kräfte. Ungefähr wie ſie jetzt in Germanien den Glauben erobern mit den Flammen des Haſſes und der Liebe.

Aber hier! Wo in Italien iſt, ich ſage nicht Glaube und Gewiſſen, da das für euch veraltete Dinge ſind, ſondern nur Rechtsſinn und Ueberzeugung? Nicht einmal Ehre und Scham iſt euch geblieben, nur die nackte

Selbſtſucht. Was vermöget ihr Italiener? Verführung, Verrath und Meuchelmord. Worauf zählet ihr? Auf die Gunſt der Umſtände, auf die Würfel des Zufalls, auf das Spiel der Politik. So gründet, ſo erneuert ſich keine Nation. Wahrlich, ich ſage dir, Kanzler" — und Pescara erhob die Stimme wie zu einem Urtheilsſpruch — „dein Italien iſt willkürlich und phantaſtiſch, wie du ſelbſt es biſt und deine Verſchwörung!"

„Wahrheit," ließ ſich die Stimme Moncadas vernehmen.

„Auch der Held, Morone, den ihr euch erwählt habet, entbehrt des Daſeins."

Doch dieſe leiſen letzten Worte Pescaras wurden überſchrieen. Morone hatte ſchnell den Kopf gewendet und den Ritter erblickt: wie er ſeinen Anſchlag dem Spanier preisgegeben ſah, gerieth er in Wuth, ſeine Züge verzerrten ſich und er tobte wie ein Beſeſſener. „Falſch und grauſam! Falſch und grauſam! O ich mit Blindheit Geſchlagener!" Dann von ſinnloſer Rachgier überwältigt, ſchrie er gegen Moncada: „Wiſſet es, Ritter, Dieſer" — er wies auf den Feldherrn — „iſt der Schuldige! Seinetwillen die ganze Verſchwörung! Ich bin ſeine Creatur, und nun opfert mich der Unmenſch!"

Jetzt sprang der Herzog dazwischen, der mit Del Guasto hinter Pescara stehend den leidenschaftlichen Auftritt genoß. „Saute, Paillasse mon ami, saute pour tout le monde!“ verhöhnte er Morone. „Ja, wenn wir nicht gelauscht hätten, wir Zweie, hinter dem rothen Vorhang und der goldenen Quaste dort! Ich muß dir das mal erzählen, Schatz, es ist zum Todtlachen. Hörtest du nicht, wie ich dich auspfiff?“ Dann plötzlich ernst werdend, richtete er den Blick fest auf Moncada, legte die Hand auf die Brust und betheuerte: „Bei meinem königlichen Blute, der Feldherr hat in jener gestrigen Stunde nicht haarbreit geschwankt in seiner Ehre und Treue!“

Morone war vernichtet. Del Guasto legte Hand an ihn und zog ihn mit sich fort. „Herr Kanzler,“ spottete er, „bedanket Euch, unser Lauschen erspart Euch die Folter.“ Auch der Herzog ging, einer bittenden Gebärde Pescaras gehorchend.

„Erlaucht,“ begann Moncada, „hier bin ich überzeugt. Mit Diesem habet Ihr nur euer Spiel getrieben, vielleicht herablassender, als für spanischen Stolz sich geziemte. Mit einem solchen Menschen conspiriert kein Pescara. Aber, Erlaucht, in seiner ohnmächtigen

Wuth hat dieſer Verlogene Wahrheit geſprochen, wenn er Euch beſchuldigte, der Urheber der italieniſchen Verſchwörung zu ſein. Nicht der Urheber, aber der Begünſtiger. Sie nicht entmuthigend, habet Ihr ſie genährt und großgezogen. Es war leicht, ein entſchiedenes Wort zu ſprechen und ihr Halt zu gebieten mit einer entrüſteten und weithin ſichtbaren Gebärde. Das habet Ihr nicht gethan: Ihr ſtundet als eine dunkle und deutbare Geſtalt."

„Ritter," unterbrach ihn Pescara, „nicht Euch habe ich Rechenſchaft zu geben von meinem Thun und Laſſen, ſondern allein meinem Kaiſer."

„Eurem Könige," verſetzte Moncada. „Ihn ſo zu nennen, gebietet Euch die Ehrfurcht, denn ein König von Spanien iſt mehr als der Kaiſer. Und der Enkel Ferdinands wird ein König von Spanien werden. Karl entwickelt ſich langſam, unter verſchiedenen und ſtreitenden Einflüſſen, aber ſein ſpaniſches Blut wird erſtarken und ſein deutſches aufſaugen bis auf den letzten Tropfen. Er verabſcheut die Ketzerei und ſeine Frömmigkeit wird ihn zum Spanier machen." Er ſagte das mit einem ſtillen Lächeln und ſchwärmeriſch erglänzenden Augen.

„Avalos," fuhr er fort, „deine Väter haben für den Glauben gegen die mauriſchen Heiden gekämpft, bis dein Ahn mit jenem Alfons nach Neapel ſchiffte. Kehre zu deinem Urſprung zurück! Das edelſte Blut fließt in deinen Adern. Wie kannſt du, der das Große liebt, zaudern zwiſchen dem ſpaniſchen Weltgedanken und den erbärmlichen italieniſchen Machenſchaften? Unſer iſt die Erde, wie ſie einſt den Römern gehorchte. Siehe die wunderbaren Wege Gottes: Caſtilien und Aragon vermählt, Burgund und Flandern erworben, das gewonnene Kaiſerthum, eine entdeckte und eroberte neue Welt, und, das Alles beherrſchend, ein geſtähltes Volk mit einem geſegneten, zwiefach in Heidenblut getauften Schwerte! Was dir jener Elende bot, Spanien giebt es dir tauſendfältig: Schätze, Länder, Ruhm und — den Himmel!

Denn für den Himmel kämpfen wir und für den katholiſchen Glauben, daß eine Kirche herrſche auf Erden. Sonſt wäre Gott vergeblich Menſch geworden. Vorausſehend, wie in dieſen Tagen die Hölle den apoſtoliſchen Stuhl beſudeln und ihre letzte Ketzerei, den germaniſchen Mönch, ausſpeien werde, erſchuf er den Spanier, jenen zu reinigen und dieſe zu zertreten.

Darum giebt er uns die Welt zur Beute, denn alles Irdiſche hat himmliſche Zwecke. Ich habe lange darüber geſonnen in meinem ſiciliſchen Kloſter, und wähnte wohl ſelbſt der Auserwählte zu ſein zu dieſem geiſtlichen Kriegsdienſte. Da wurde er mir in einem Geſichte gezeigt, der Andere, der Berufene. Ich war ſolcher Ehre unwürdig, meiner Sünde wegen, und trat in die Welt zurück."

Pescara ſchwieg und betrachtete den Verzückten.

„Aber ich wirke, ſolange es Tag iſt. Kein Jahr iſt um, ich ſtand hinter Ferdinand Cortez, da ihm auf dem Berge der Dämon die goldenen Zinnen Mexikos zeigte, wie er dir, Pescara, jetzt Italien zeigt. Dieſe Hand hielt den Strauchelnden zurück, und nun ſtrecke ich ſie gegen dich, Pescara, daß du ein Sohn Spaniens bleibeſt, welches die Welt iſt, und das der in der Glorie ſchwebende katholiſche Ferdinand beſchützt."

Jetzt brach der Feldherr ſein Schweigen und zürnte: „Nenne mir Jenen nicht, er hat mir den Vater getödtet!"

Moncada ſeufzte ſchwer.

„Du bereuſt?"

Der Ritter ſchlug ſich zerknirſcht die Bruſt und

murmelte, mit ſich ſelbſt ſprechend: „Meine Sünde . . . meine Sünde . . . ungebeichtet und ungeſpeiſt!“

Da errieth Pescara, daß dieſer Fromme nicht ſeinen Mord bereue, ſondern daß er ihn vollbracht an einem geiſtlich Unvorbereiteten. „Weiche von mir!“ gebot er.

Moncada trat zurück bis zur Schwelle, wie aus einem Traum erwachend. Dann ſammelte er ſich und ſagte: „Verzeihung, Erlaucht! Ich war abweſend. Noch ein nüchternes Wort. Ich kenne euer Ziel nicht. Noch bin ich nicht euer Feind. So oder ſo werdet Ihr Mailand nehmen. Dieſer erſte Schritt enthält weder Treue noch Untreue. Ich erwarte euern zweiten, ob Ihr den Herzog abſetzet und die Empörung ſtrafet. Thut Ihr es nicht, ſo verrathet Ihr Spanien und euern König!“ Und er verſchwand.

Pescara zog ſich zurück und genoß Speiſe. Dann empfing er vor ſeinem flackernden Kaminfeuer, das an einem Herbſtabende nicht fehlen durfte, den Herzog mit Del Guaſto und gab ihnen ſeine letzten Befehle. Den Reſt der Zeit benützte er, um ſeine geheimen Papiere zu ſichten: was ſich um einen Mächtigen dreht, eine Welt von Schlechtigkeit. Er vernichtete das Meiſte, es in den Herd werfend: er wollte Niemanden ver-

derben. Auch das Geheimſchreiben des Kaiſers ſollte verſchwinden, doch ſeine Aſche nicht mit der übrigen ſich vermengen. Er ließ ein glimmendes Kohlenbecken bringen, in deſſen bläulichen Flämmchen er den Brief ſeines Kaiſers verbrannte. Als er zu Ende war, hatten ſich ſeine Kerzen ſchon zur Hälfte verzehrt: es ging auf Mitternacht. Pescara kreuzte die Arme über der Bruſt und verfiel in ein ſo tiefes Sinnen, daß er die Schritte eines Eintretenden nicht vernahm. Da ſprach es zu ihm: „Was iſt dein Ziel, Avalos?“ Er erblickte Moncada.

Der Feldherr griff mit der Hand in das erloſchene Kohlenbecken, ſchloß ſie und ſtreckte ſie gegen Moncada. „Mein Ziel?“ ſagte er und öffnete die Hand: Staub und Aſche.

Jetzt gellten Drommetenrufe durch das Schloß. Trommelwirbel folgten. Alles gerieth in Bewegung. Der Feldherr ließ ſich von ſeiner Dienerſchaft waffnen. Als er bei flackerndem Fackellicht, das ſich auf Speeren und Rüſtungen ſpiegelte, die gepflaſterte Halle des Erdgeſchoſſes betrat, erblickte er ſein ſchwarzes Thier, welches, koſtbar geſchirrt, mit ungeduldigen Hufen Funken aus dem Boden ſchlug, daneben eine Sänfte mit

zwei leichten Trabern. Beide hatte er befohlen, die Wahl dem Augenblicke vorbehaltend. Mit einem Seufzer beſtieg er die Sänfte, ſeine wiederbeginnenden Schmerzen darin zu verbergen, und verſchwand durch das Thor, während ſein verſchmähtes Schlachtroß ſich zornig gebärdete und den Reitknecht, welcher es beſteigen wollte, abwarf. Es mußte ſeinem Herrn ledig nachgeführt werden.

Nun wurde auch der gefangene Kanzler gebracht. Spaniſche Soldaten umringten ihn, beraubten ihn ſeiner Kette, ſeiner Ringe, ſeines Beutels und ſetzten ihn, nicht auf ſein edles Maulthier aus dem mailändiſchen Marſtalle, ſondern rücklings auf einen armſeligen Eſel, deſſen Schwanz ſie ihm nach ihrer grauſamen Art durch die gefeſſelten Hände zogen. Dann ging es durch das Thor unter einem hölliſchen Gelächter, in welches der Kanzler aus Verzweiflung mit einſtimmte.

Letztes Capitel.

Inzwiſchen verlebte in dem aus einer Burg des Glückes zu einer Behauſung der Angſt gewordenen Caſtelle von Mailand Franz Sforza jammervolle Tage und noch ſchlimmere Nächte, hilf- und rathlos nach ſeinem Kanzler rufend. Er hatte den Beſuch Del Guaſtos erhalten, der ihm zu melden kam, ſein Feldherr habe vor ablaufender Friſt den Kanzler von Mailand empfangen, dieſer ihm aber, ſtatt der erwarteten Zugeſtändniſſe, im Namen der Hoheit ebenſo thörichte als verbrecheriſche Eröffnungen gemacht, die den Feldherrn beſtimmen, ohne Verzug, übrigens ganz im Sinne ſeiner erſten Drohung, auf Mailand zu marſchieren und gegen die Hoheit als einen Hochverräther zu verfahren. Del Guaſto hatte ſich an dem Zittern des Herzogs geweidet und war aus der Stadt verſchwunden. Während ſich die kaiſerlichen Truppen in raſchen Märſchen näherten und ſelbſt da ſie ſchon auf den Wällen von Mai-

land in Sicht waren, hatte der Kleinmüthige zwiſchen Uebergabe und Vertheidigung geſchwankt, wurde dann aber von ein paar tapfern lombardiſchen Edelleuten auf den Weg der Ehre geriſſen und endlich ſelbſt von einer kriegeriſchen Stimmung angewandelt, deren er kraft ſeines großväterlichen Blutes nicht völlig unfähig war. Er ließ ſich mit einer kunſtvoll geſchmiedeten Rüſtung bekleiden und ſetzte ſich einen Helm von herrlicher getriebener Arbeit auf das ſchwache Haupt.

Es iſt Thatſache, daß er in der großen Schanze ſtand, in dem Augenblicke da Pescara ſeine Truppen gegen dieſelbe zum Sturm führte. Mit bebender Stimme befahl der Herzog das Feuer ſeiner auserleſenen Geſchütze. Wie ſich der Rauch verzog, lag das Feld mit Spaniern bedeckt. Zwiſchen Todten und Verwundeten ſchritt Pescara, Wenige mehr neben ſich und noch unerreicht von den vielen unter der Führung Del Guaſtos ihm ſtürmiſch Nacheilenden. Er war ohne Harniſch. Der Helm war ihm vom Kopfe geriſſen und ſein dunkler Mantel flatterte zerfetzt. In flammend rothem Kleide, mit gelaſſenen und gleichmäßigen Schritten ging er weit voran, einen blitzenden Zweihänder ſchwingend. Es war, als ſchritte der Würger Tod in Perſon gegen

die Schanze, und da sich dort in demselben Augenblicke die böse Kunde verbreitete, der Borbone habe das Südthor genommen und Leyva stürme an der nördlichen Pforte, packte der bleiche Schreck die Besatzung. Die wieder geladenen Stücke blieben ungelöst, die Hauptleute, die sich den Furchtbethörten entgegenwarfen, wurden niedergetreten und die panische Flucht riß den Herzog mit sich fort.

Wie er, in seinen Palast zurückgekehrt, mit irrenden Schritten den Thronsaal betrat, siehe da stürzte vor seinen Augen die goldbrocatene und mit Löwen und Adlern durchwirkte Bekleidung des Thronhimmels zusammen. In der allgemeinen Verwirrung hatte sich der herzogliche Tapezierer in den Saal geschlichen und das Prachtstück gelockert, um es zu entwenden, war dann aber vor dem sich nahenden Getöse unverrichteter Dinge entwichen. Von dem schlimmen Omen erschreckt, warf sich der Herzog verzweifelnd in einen Lehnstuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, sein Los und den Sieger erwartend.

Dieser ließ nicht lange auf sich harren. Ein kurzer Lärm — die treue schweizerische Palastwache wurde niedergestreckt oder entwaffnet — und Pescara

betrat den Saal, barhaupt und ohne Schwert, hinter ihm Karl Bourbon, behelmt, in voller Rüſtung, den Degen in blutender Fauſt. Er war, der Erſte auf der Sturmleiter, mit derſelben in den Stadtgraben zurückgeworfen worden, ohne ſich jedoch ernſtlich zu verletzen.

Der Marcheſe verneigte ſich vor ſeinem Beſiegten, der ſich von ſeinem Sitze aufraffte. „Hoheit beruhige ſich," ſprach Pescara. „Ich komme nicht als Feind, ſondern um Hoheit aufs neue in Pflicht zu nehmen für ihren Lehensherrn den Kaiſer."

Sforza erhob die Augen, und da er in dem überlegenen Antlitz weder Hohn noch Strafe las, ſondern eher theilnehmende Einſicht und Milde, brach der haltloſe Knabe in Thränen aus und ſtammelte: „In meinem Herzen bin ich der Majeſtät immer treu geweſen, ſie hat keinen ergebeneren Diener und beſſern Lehensmann, aber ich Unſeliger wurde mißleitet, wurde irregeführt . . . mein hölliſcher Kanzler . . . auch den bewaffneten Widerſtand habe ich nicht befohlen . . ich wurde geſchoben, geſtoßen . . . von dem Balabrega und ein paar andern Edelleuten . . . bei allen Apoſteln und Märtyrern, ich bin kein italieniſcher Patriot, ſondern der bedrängteſte Fürſt in der unmöglichſten Lage!"

Dieſe völlige Zerknirſchung des Enkels und Urenkels zweier Heroen ſchien den Feldherrn peinlich zu berühren. Doch ließ er der Buße freien Lauf, weigerte aber, ſcheinbar aus Ehrerbietung, dem endlich Verſtummenden ſeine Hand, welche dieſer zu ergreifen ſuchte. Er befürchtete, der gänzlich Vernichtete möchte ſie küſſen.

Während dieſer Selbſterniedrigung, und ſie im Grunde ſeines verbitterten Herzens koſtend, ſchlürfte Karl Bourbon, welcher hinter Pescara ſtehen geblieben war, in langſamen Zügen einen vollen Becher, den er ſich von einem herbeigewinkten Pagen hatte holen und reichen laſſen.

„Hoheit," ſagte der Feldherr, „ich habe Vollmacht. Wenn Sie davon durchdrungen iſt, daß Sie ſich in ein falſches und gefährliches Spiel eingelaſſen hat, und wenn ſich der feſte Wille in Ihr geſtalten kann, forthin ihr Heil da zu ſuchen, wo es iſt, bei dem Kaiſer, und von der Majeſtät nimmermehr zu weichen, wage ich es, auf meine Verantwortlichkeit, Ihr Verzeihung zu gewähren und ihre Hand darauf anzunehmen. Hoheit darf es mir glauben, Sie fährt in jedem Falle beſſer mit dem Kaiſer als mit der Liga."

Jetzt ſah er, wie die unverhoffte Milde den Sohn

des Mohren plötzlich wieder mißtrauiſch machte, wie der vom Schickſal zum Argwohn Erzogene eine Liſt vermuthete und wie ſeine Hand zögerte und zitterte. „Hoheit darf trauen,“ ſprach er kraftvoll. „Der Kaiſer und ich halten Wort.“

Sforza gab die Hand und der Feldherr fügte freundlich hinzu: „Ich kenne die ſchwierige Lage der Hoheit und — wenn ich es ausſprechen darf — ihre durch eine unglückliche Jugend erkrankte und entkräftete Seele. Sie bedarf vor allem der Stetigkeit. In der Bahn des Kaiſers wandelnd und verharrend, wird Sie von keiner Zeitwelle verſchleudert werden. Ich perſönlich,“ ſchloß er, ſeine Lehrhaftigkeit mildernd, in einem faſt herzlichen Tone, „war der Hoheit immer zugethan, aus Dank für meine Vorbilder, ihre zwei herrlichen Ahnen, obwohl mir die Beiden,“ ſcherzte er, „in meiner Jugend manchen Schlaf geraubt haben: ein ſolcher Reiz und Stachel liegt in Männlichkeit und Seelengröße.“

Franz Sforza getröſtete ſich dieſer Freundſchaft, fragte aber doch ängſtlich: „Und ich bleibe Herzog? Euer Wort, Pescara?“

„Unverbrüchlich. Wenn ich etwas über den Kaiſer vermag, und wenn Ihr es vermöget, eure Seele zu befeſtigen.“

„Und meinem Kanzler geſchieht nichts?“

„Ich glaube nein, Hoheit,“ verſprach Pescara.

„Und er bleibt mein Miniſter?“

Der Feldherr konnte ein Lächeln nicht verwinden über die Unzertrennlichkeit dieſes Paares. „Hoheit vergißt, daß Sie ſoeben Girolamo Morone den verderblichſten aller Rathgeber genannt hat. Ich empfehle Hoheit, ſich von der kaiſerlichen Majeſtät für dieſes ſchwierige Amt einen andern und weiſern Kopf zu erbitten. Es giebt deren in Italien, es braucht kein Spanier zu ſein.“

„Nichts da, Hoheit! Ihren Kanzler bekommt Sie nicht heraus!“ miſchte ſich jetzt der Bourbon ins Geſpräch. „Dieſe Helena iſt mein Beuteſtück.“

Franz Sforza ſtarrte Bourbon mit angſtvollen Augen an. „Der hier?“ ſtöhnte er. „Er will mein Mailand! Er träumt langeher davon. Hilf mir, mächtiger Pescara!“

Da ſchmetterte Bourbon, als zerſtöre er ſich ſelbſt, mit einem zornigen Wurf ſein kryſtallenes Glas an den Marmorboden, daß es mit ſchrillem Mißton in Scherben zerfuhr. „Hoheit,“ rief er, „da liegt mein Fürſtenthum Mailand!“

Während die Scherben flogen, trat Moncada mit

Leyva ein, dieſer von oben bis unten mit Staub und Blut beſudelt. „Erlaucht,“ begann der Ritter, „ich beglückwünſche Sie zu ihrem heutigen ſchönen Siege, der, wieder in voller Kraft erfochten, ſich an ſo viele andere reiht. Ich hielt mich geziemend im Vorzimmer. Doch da ich bechern und lachen hörte und als auch Leyva anlangte, der das Nordthor genommen und ebenfalls ſeinen Trunk verdient hat, wagte ich den Eintritt, und ich glaube zur rechten Stunde. Denn ich meine: hier wird Gericht gehalten werden und Hoheit Bourbon hat dieſem verrätheriſchen Herzog in ſymboliſcher Weiſe ſeinen verdienten Untergang verkündigt. Aber nicht ſo ſtürmiſch, Hoheit! Ich denke, der Feldherr ſetzt ein Kriegsgericht zuſammen, bei dem ich als ein Angehöriger des königlichen Hauſes Sitz und Stimme beanſpruchen darf. Natürlich ein vorläufiges Gericht, in Erwartung des Entſcheides aus Madrid.“

Pescara blieb kalt. „So thue ich,“ ſagte er. „Ich ernenne zu Richtern meine zwei Collegen die Hoheit Bourbon und Leyva. Ich präſidiere. Euch, Ritter, muß ich ausſchließen, weil Ihr keinen Rang bekleidet. Hier meine Beglaubigung.“ Er zog aus ſeinem Wams die kaiſerliche Vollmacht.

Moncada ergriff das Schreiben und las: „Nach ſeinem Ermeſſen . . . gemäß den Umſtänden . . . hm . . . Erlaucht erlaube . . . dieſe kaiſerliche Weiſung ſcheint zu ſagen, daß Sie bevollmächtigt iſt alle militäriſchen und bürgerlichen Maßregeln in dem genommenen Mailand nach Belieben zu treffen, präjudiciert aber in keiner Weiſe die Rechte und Intereſſen der katholiſchen Majeſtät. Ich werde daher bleiben als ein ſtummer, aber aufmerkſamer Zuhörer."

„Sei es," ſagte Pescara geduldig.

Jetzt regte ſich auch Leyva und verlangte, daß Girolamo Morone vorgeführt werde. „Er iſt im Palaſte," ſagte er. „Ich ſah ihn gefeſſelt einbringen unter den Verwünſchungen und Kothwürfen des mailändiſchen Volkes, das ihm ſein ganzes Elend zurechnet." Pescara gab den Befehl.

Eine peinliche Pauſe. Stühle wurden gerückt von der verlegenen Dienerſchaft, welche ihrem verklagten Herrn ehrerbietig den herzoglichen Seſſel mit Krone und Wappen brachte, und als Morone erſchien, nicht ohne Spuren von Mißhandlung, ſah er die drei Feldherrn als Richter ſitzen, Pescara in der Mitte, und vor ihnen ſeinen Herzog. „Muth, Fränzchen," flüſterte er ihm

zu, neben den er ſich aus alter Gewohnheit geſtellt hatte, „wirf du nur alles auf mich!“

Pescara nahm das Wort: „Die Hoheit von Mailand betheuert an der Treue gegen ihren Lehensherrn feſtzuhalten und nur vorübergehend fehlgetreten und in den Schein der Felonie gekommen zu ſein unter den Einflüſterungen dieſes Mannes da.“ Der Herzog nickte mit dem Haupt.

„So iſt es! Ich bekenne, daß ich der allein Schuldige bin!“ ſprach der Kanzler unerſchrocken.

„Auch die Vertheidigung von Mailand gegen das kaiſerliche Heer betheuert die Hoheit nicht befohlen zu haben, ſondern ſie verſichert, es ſei die eigenmächtige That einiger aufrühreriſcher Lombarden, und ich halte es für glaublich. Wie urtheilt Leyva?“

Leyva verzog das häßliche Geſicht und murrte: „Dieſer Franz Sforza iſt der Felonie ſchuldig und durch die nackte Thatſache überwieſen. Er werde in ſchärfſtem Gewahrſam gehalten. Der Kaiſer, wie ich meine, wird ihn abſetzen und nach Spanien bringen laſſen.“

„Und wie urtheilt Sie?“ Pescara hatte ſich gegen Bourbon gewendet.

Der Connétable ſpielte mit ſeinem zerriſſenen Handſchuh und bemerkte mit melodiſcher Stimme: „Die Hoheit wurde bethört von dem wunderlichen Gaukler da, der auch mich und viele Andere bezaubert hat, bis er an unſerm Feldherrn ſeinen Meiſter fand. Aber ſie ſcheint mir wieder zur Beſinnung gekommen zu ſein, und ich meine, daß ihr die Schmach des Gefängniſſes anzuthun weder ſchicklich wäre noch auch nothwendig iſt, da ſich ja die Stadt in unſern Händen befindet. Die Hoheit von Mailand bleibe frei.“

„Zwei Stimmen gegen eine, denn ſo lautet auch meine Meinung,“ entſchied Pescara. Moncada ſchwieg mit verſchlungenen Armen, Leyva, deſſen große Narbe ſich mit Blut zu füllen ſchien, zerrte den Schnurrbart, Bourbon aber erhob ſich, bot Franz Sforza den Arm und geleitete ihn aus dem Saale.

Draußen ſtieß er mit Del Guaſto zuſammen, der ihm zuflüſterte, es ſei befremdend: die Truppen Leybas zögen ſich gegen den Palaſt. Bourbon runzelte die Stirn. „Beobachtet und berichtet!“ gebot er. Del Guaſto wollte enteilen, rief aber zurück: „Noch eins: ich höre, Donna Victoria ſei am Thore angelangt und verlange nach dem Feldherrn.“

Da Bourbon in den Saal zurücktrat, forderte eben Leyva den Kerker, die Folter und, nach vervollſtändigtem Bekenntniſſe, Block und Beil für den erbleichenden Morone.

„Auf die Folter!“ ſtöhnte dieſer. „Wenn ihr mich windet wie ein Tuch, ſo werdet ihr nichts Anderes als Blut und Schweiß aus mir herauspreſſen. Ich habe mich vor dem Feldherrn ausgebeichtet. Du biſt nicht grauſam, Pescara!“

„Pfui, Leyva!“ rief Bourbon, ſich wieder in den Kreis ſetzend. „Will ſich der Herr an den Zuckungen dieſes närriſchen Geſichtes ergötzen? Das leide ich nicht. Ich laſſe mir meinen Morone nicht verdrehen. Zittre nicht, Girolamo! Dir wird kein Haar gekrümmt: du wirſt mein Schreiber. Mein gnädiges Urtheil lautet: Girolamo ſitze in ſeinem Hauſe und man bewache ihn, bis ich mir ihn vom Kaiſer werde erbeten haben.“

„Mir ſcheint, das genügt,“ entſchied der Feldherr. „Morone hat geſtanden vor drei glaubwürdigen Zeugen, deren einer ich ſelber bin. Keine unnütze Marter, ſondern ſichere Haft. Zwei Stimmen gegen eine. Nehmet ihn, Hoheit. Mir ahnt, daß Girolamo Morone ſich noch einmal umwandelt und in kaiſerliche Dienſte tritt.“

Da ſchrie Morone unklug vor Freude über das geſchenkte Leben und die erlaſſene Folter: „Pescara, ohne dich kein Italien! Das iſt vorbei. Mach' mit mir, was du willſt. Ich bin das Geſchöpf deiner Großmuth und Güte . . . Und wenn noch weiter geredet werden ſoll, ſo erfahret, Herrſchaften, und darin iſt alles Andere enthalten: die Liga iſt dem Kopfe der Heiligkeit entſprungen, wie Athene der Stirne des Zeus . . .“ Seine Zunge ſtand plötzlich ſtill, da er neben ſich einen anſehnlichen Mann im Reiſekleid gewahrte, der eben eingetreten war. Dann rief er: „Das weiß Niemand beſſer als Der da!“ Es war Guicciardin, deſſen Blicke neugierig im Kreiſe umliefen, endlich aber unverwandt auf dem Antlitze des Pescara haften blieben.

„Ich ſtöre, Erlaucht?“ ſagte er. „Doch ich werde mich kurz faſſen. Ich komme mit Eilpoſt von der Heiligkeit, die diesmal beſſer einen Andern geſchickt hätte. Die Heiligkeit läßt Erlaucht wiſſen, ſie habe auf die erſte Kunde der eröffneten Feindſeligkeiten einen ihrer Vertrauteſten nach Madrid geſendet, den Kaiſer zu unterrichten, daß ſie dem Bündnis der italieniſchen Staaten fremd geblieben iſt. Eine heilige Liga exiſtiert nicht. Der oberſte Hirte ſchaudert vor dem Schwert.“

„Halleluja!“ rief der Kanzler, den die Lebensfreude berauſcht und völlig toll gemacht zu haben ſchien, der Feldherr aber entgegnete: „Wie, Guicciardin? Eben hat Morone an den Tag gebracht, daß die Liga das Werk der Heiligkeit iſt. Was iſt Wahrheit?“

„Beides,“ verſetzte Guicciardin. „Mein Auftrag iſt ausgerichtet und damit gut.“ Er verbeugte ſich und verließ den Saal, aber Bourbon, in den der Satan fuhr, rief dem Geſandten des Papſtes nach: „Florentiner, ſage deinem Herrn, ich werde nach Rom kommen, ſeiner Wahrhaftigkeit den Pantoffel zu küſſen, mit lauter Lutheranern und Marranen, und Nachts will ich meine brennende Kerze umwerfen, daß der Heiligkeit ein Licht aufgehe!“ Die Lache, die der Unſelige aufſchlug, ſcholl gellend wieder aus der Kuppelwölbung und aus den Ecken des Saales wie aus dem Munde ſchadenfroher Dämonen, ſo daß Guicciardin erſchreckend umblickte. Der Feldherr wies nun auch den Kanzler mit ſeiner Wache weg, ſei es daß er es für unziemlich hielt, das Haupt der Chriſtenheit preiszugeben, oder er war der menſchlichen Komödie müde.

Da ſich Guicciardin und der Kanzler draußen zuſammenfanden, fragte jener: „Man führt dich zum Blocke?“

„Bewahre!“

„Durchgeſchlüpft? Unvergleichlicher! Doch wie begab es ſich in Novara?“

„O, ich kam auf den Eſel zu ſitzen . . . Dieſer Pescara iſt das Räthſel der Sphinx . . .“

„Das ich errathe, Kanzler, aus ſeinem Antlitz. Es trägt die hippokratiſchen Züge, und ich werde vielleicht der Heiligkeit eine Todesnachricht zu bringen haben. Erinnerſt du dich noch, Girolamo, was ich dir in den vaticaniſchen Gärten ſagte, von einem möglichen letzten Hindernis in der Bruſt Pescaras? Wenn ich wörtlich wahr geredet? Wenn der Feldherr bei Pavia den Tod empfing und ihn verheimlicht hat? Wenn wir einen nicht mehr Verſuchbaren in Verſuchung führten?“

Der Kanzler ſchlug ſich vor die Stirn: „Du ſagſt es, Guicciardin! Aehnliches, das ich damals nicht verſtand, hat mir der Arzt des Feldherrn, Meſſer Numa Dati, in Novara angedeutet.“

„Alſo die Wahrheit,“ ſchloß der Florentiner. „Nicht Pescara trog. Wir ſelbſt haben uns betrogen. O Weisheit der Menſchen!“ Mit dieſer Betrachtung ſchieden die Beiden.

In dem Thronſaal herrſchte eine unheimliche Luft.

Die drei Feldherrn und der bei ihnen zurückgebliebene Moncada ſtanden in weiten Entfernungen. Pescara völlig entkräftet wie es ſchien, hatte ſich auf den über den Thron ausgebreiteten Goldbrocat geworfen. Bläſſe bedeckte ſein Geſicht, die Bruſt arbeitete. Bourbon maß den Saal in leichtfertigem Tanzſchritt, während er Moncada ſcharf beobachtete. Dieſer, in einer Fenſterbrüſtung lehnend, winkte aus einer andern Leyva zu ſich und flüſterte ihm ins Ohr: „Es iſt Zeit. Er hat ſich enthüllt. Todt oder lebendig . . .“

Jetzt rief auch Pescara den Herzog. „Setze dich neben mich, Karl,“ keuchte er leiſe. „Führſt du Papier und Stift?“

„Um Gottes willen, Ferdinand, merkſt du nichts? Du biſt bedroht! Die Beiden flüſtern. Leyva iſt verdächtig. Sie wollen dich verhaften!“

„Führſt du Papier und Stift?“ wiederholte der Feldherr. Der Herzog gab ſie. Nach ein paar Zügen ſagte Pescara: „Meine Hand zittert, ſchreibe du, Karl.“

„Ferdinand, biſt du blind? Siehſt du nicht, wie Moncada ſich regt?“

„Er wird mich nicht erreichen,“ ſagte der Feldherr und dictierte mit gepreßter Stimme: „An die Majeſtät

des Kaiſers. Erhabener Herr, Mailand iſt euer. Pescara hält Treue bis zum letzten Athemzug. Lohnet ſie ihm mit drei Erfüllungen . . .“

„Ich beſchwöre dich, Ferdinand! Er kommt auf dich zu! Ermanne dich! Wir fechten . . . Ich rufe die Wachen . . .“ Bourbon wollte aufſpringen, Pescara aber hielt ihn feſt: „Schreibe! Er erreicht mich nicht, ſage ich dir. Wo biſt du? . . . mit drei Erfüllungen: Majeſtät ſchütze Sforza! Majeſtät begnadige Morone! Majeſtät gebe mein Commando dem Connétable! . . .“

„Er ſteht wenige Schritte vor dir! Zieh! Wo haſt du deinen Degen?“

„Ich vergieße kein Blut mehr . . .“ Pescara unterzeichnete, und der Stift entglitt ſeiner Hand. Mit einem ſchwachen Schrei und erlöſchenden Augen ſank er in die Arme ſeines Freundes.

Moncada, der jetzt ganz nahe getreten war, ſtand beſtürzt. „Was iſt dem Feldherrn?“ fragte er, und ihn betrachtend: „Verſchieden?“

„Geſchieden!“ weinte der Herzog.

„Ein Herzſchlag. Der Feldzug hat ihn getödtet,“ ſagte Moncada und hob das Papier auf, das an den

Boden gefallen war. Er las, und bei der dritten Bitte angelangt, ſtand er ſinnend. Dann übergab er, ohne die Miene zu ändern, das Papier dem Herzog mit den Worten: „Wir ehren ſeinen letzten Willen. Hoheit hat das Commando. Hoheit befehle!“

Bourbon erſchien als ein Heimatloſer und Entwertheter dem Sohne Ferdinands des Katholiſchen ungefährlich und war, ohne Pescara, auch Leyva minder verhaßt, denn um die Gunſt des großen Feldherrn hatte dieſer den Connétable beneidet.

Karl Bourbon winkte ſie weg und bettete Pescara auf den Goldbrocat. Der Palaſt war ganz ſtille geworden, und ſelbſt die Wachen an den Thoren ſchritten leiſe, in der Meinung, der Feldherr halte zu dieſer Stunde Sieſta, wie ſeine Gewohnheit war. Auch der Herzog, das geliebte Haupt im Schoße haltend, verſank in einen Mittagstraum, er vergaß das tragiſche Los des Todten und das eigene aus Ruhm und Schmach geflochtene, er empfand nur einen dumpfen Schmerz über den Verluſt des einzigen Freundes.

Stimmen erſchollen vor der Saalpforte. „Nein, Madonna, er ruht!“ verbot Del Guaſto und Victoria rief durchdringend: „Weiche, Böſer! Ich will zu ihm!“

Bourbon vernahm nahende Schritte, er wendete nicht einmal das Haupt. Er legte den Finger an den Mund und flüſterte: „Leiſe, Madonna! Der Feldherr ſchlummert.“

Victoria trat zu dem Gatten. Pescara lag ungewaffnet und ungerüſtet auf dem goldenen Bette des geſunkenen Thronhimmels. Der ſtarke Wille in ſeinen Zügen hatte ſich gelöſt und die Haare waren ihm über die Stirn gefallen. So glich er einem jungen, magern, von der Ernte erſchöpften und auf ſeiner Garbe ſchlafenden Schnitter.

Druck von Böſchel & Trepte in Leipzig.

Huttens letzte Tage.

Eine Dichtung

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Neunte Auflage.

Leipzig
Verlag von H. Haeſſel.
1894.

-30714-
ASTOR LI
MAR
11
1895

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Franz Wille

und

Eliza Wille

zu eigen.

Da mir's zum erſten Mal das Herz bewegt,
Hab' ich das Buch auf euern Herd gelegt,

Und nun, ſo oft es tritt ans Tageslicht,
Vergißt es ſeine alten Wege nicht.

Inhalt.

Huttens letzte Tage.

Die Ufenau.

Seite

I. Die Landung 5
II. Die erste Nacht 8
III. Huttens Hausrat 9
IV. „Ritter, Tod und Teufel“ 11
V. Consultation 13

Das Buch der Vergangenheit.

VI. Das Gefliister 17
VII. Gloriola 18
VIII. Der Stoff 20
IX. Epistolae obscurorum virorum 22
X. Der Vetter Hans 25
XI. Der Ritter ohne Furcht und Tadel 27
XII. Romfahrt 30

Seite

XIII. Die Ablaßbude 33
XIV. Lügengeister 35
XV. Das Hütlein 37
XVI. Das Kindlein in Mainz 39
XVII. Die Mainzerspieße 42
XVIII. Die Geberde 44
XIX. Mißverständniß 46
XX. Jacta est alea 48
XXI. Der Edelstein 51
XXII. Der Comtur 52

Einsamkeit.

XXIII. Die Flut 57
XXIV. Was die Glocken sagen 59
XXV. Astrologie 60
XXVI. Homo sum 61
XXVII. Ariost 63
XXVIII. Bin ich ein Dichter? 67
XXIX. Der letzte Humpen 68
XXX. Der Uli 72
XXXI. Die deutsche Bibel 74
XXXII. Luther 76
XXXIII. Die Vorrede 77
XXXIV. Erasmus 79
XXXV. Das Huttenlied 84
XXXVI. Deutsche Libertät 86
XXXVII. Der Schmied 88

Huttens Gast.

		Seite
XXXVIII.	Der Pilger	93
XXXIX.	Die Mahlzeit	95
XL.	Das Gebet	99
XLI.	Fiebernacht	102

Menschen.

XLII.	Die Bilderstürmer	107
XLIII.	Der Trunk	110
XLIV.	Der Schaffner	112
XLV.	Der kleine Ferge	114
XLVI.	Schweizer und Landsknechte	115
XLVII.	Vermächtniß	118
XLVIII.	Abendstimmung	119
XLIX.	Nachtgespräch	121
L.	Mythos	124
LI.	Der Pfarrer	126

Das Todesurtheil.

LII.	Paracelsus	131
LIII.	Die Beichte	134
LIV.	Göttermord	136
LV.	Das fallende Laub	138
LVI.	Reise	140

Dämonen.

Seite

LVII. Der wilde Hutten 143
LVIII. Herzog Ulrich 144
LIX. Sturm und Schilf 149
LX. Die Menschheit 153

Das Sterben.

LXI. Feldmann 157
LXII. Der „arme Heinrich“ 159
LXIII. Anzeige 160
LXIV. Der letzte Brief 162
LXV. Die Traube 163
LXVI. Das Kreuz 164
LXVII. Ein christliches Sprüchlein 166
LXVIII. Ein heidnisches Sprüchlein 167
LXIX. Der Strom des Lebens 168
LXX. Scheiden im Licht 169
LXXI. Abfahrt 170

Huttens letzte Tage.

. . . ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch . . .

Die Ufenau.

I.

Die Landung.

Schiffer! Wie nennſt du dort im Wellenblau
Das Eiland? — „Herr, es iſt die Ufenau!“

Ein grüner Ort. Dank, Zwingli, für die Raſt,
Die du, der Gute, mir bereitet haſt!

In braunen Wölklein wirbelt auf ein Rauch,
Bewohnt von Menſchen ſcheint das Eiland auch.

Willkommen, mein gewünſchtes Ithaka!
Ein irrender Odyſſeus bin ich ja.

Viel kämpften, edler Dulder, Beide wir;
In andern Stücken gleich' ich wenig dir

Und nicht im Eignen werd' ich wohnen dort,
Ich bleibe Gaſt auf Erden immerfort.

Dir, Vielgewandter, ward ein beſſer Loos,
Du warſt an Klugheit und im Lügen groß!

Und ohne deine Göttin fahr' ich hier . . .
Ein Kirchlein winkt herüber ſtill zu mir.

Sieh dort! Ein Mann erwartet mich am Strand.
Er grüßt. Den Prieſter kündet das Gewand.

Es iſt der Arzt, den Zwingli mir verhieß . . .
Hier waltet Friede wie im Paradies!

Die Wache hält ein Eichbaum düſterkühn
Und färbt den kleinen Hafen dunkelgrün.

Der Ferge mäßigt ſeinen Ruderſchwung
In breiter Abendſchatten Dämmerung.

Mein Wirt, der Pfarrer, hat ein mild Geſicht,
Mit dieſem Antlitz disputier' ich nicht . . .

— „Die Hand, Herr Hutten! Tretet aus dem Kahn!
Ihr ſeid's. Das Falkenauge zeigt es an."

Weß iſt der Boden? — „Kloſtergut! Doch jetzt
Schier herrenlos; hier wohnt Ihr unverletzt."

Wie ſtark iſt, Pfarrer, die Beſatzung hier?
— „Der Schaffner drüben, ich und, Ritter, Ihr."

Du giebſt mir Herberg' unter deinem Dach?
— „Ihr habt in meinem Haus das Gaſtgemach.

Hierdurch! Jetzt, Ritter, bückt Euch, tretet ein!
Die Thür iſt niedrig, das Gemach iſt klein;

Doch ſteht der Bau nach allen Seiten frei,
Ihr ſchlürfet Bergluft ein als Arzenei

Und ſchauet auf den hellſten See der Schweiz,
Das Auge ruht in dieſer Bläue Reiz.

Dem einen Ufer fern, dem andern nah,
Hauſt, Ritter, Ihr nicht allzu einſam da.

Macht's Euch bequem! Hier werdet Ihr geſund!"
Ich glaub's. So oder ſo! Wahr ſpricht dein Mund.

II.

Die erſte Nacht.

Ich hört's im Traum und hör' es noch erwacht:
Glockengetöne wandert durch die Nacht.

Nicht Domesglocken ſind es dumpf und ſchwer,
Des Schaffners Herde weidet um mich her.

Sie läutete vom nahen Wieſenrain
In die Gefilde meines Traums herein.

Mir träumte von der Ahnen Burg ſo ſchön,
Die auch umklungen wird von Herdgetön.

Vor zwanzig Jahren aus der Väter Haus
Zog ich mit leichtem Wanderbündel aus.

Das größte Stück der Arbeit iſt gethan,
Nun hebt das Herdeläuten wieder an.

Der Reigen, der die Wiege mir umfing,
Hallt wieder hell und ſchließt den Schickſalsring.

III.

Huttens Hausrat.

Ich ſchau' mich um in meinem Kämmerlein
Und räume meine Siebenſachen ein.

Ich gebe jedem ſeinen eignen Ort,
Die Klinge lehn' ich in den Winkel dort.

Die Feder leg' ich, meinen beſten Stolz,
Auf dieſen Tiſch von rohem Tannenholz.

Mein ganzes knappes Hausgerät iſt hier,
Mit Schwert und Feder half und riet ich mir.

In einer ſchwertgewohnten Hand begehrt
Die Feder ihre Fehde, wie das Schwert.

Erſt flog ſie wie der Pfeil in Feindes Heer,
Doch meine Feder wuchs und ward zum Speer!

Frohlockend ſtieß ich ſie, ein tödtend Erz,
Der Prieſterlüge mitten durch das Herz.

Und Schwert und Feder, wenn mein Arm erſchlafft,
Sind Huttens ganze Hinterlaſſenſchaft.

Mein Schwert, das länger ich nicht führen kann,
Ergreifen mag's getroſt ein andrer Mann —

Von keinem Finger werde ſie berührt,
Die Feder, welche Huttens Hand geführt!

Die ſtreitet fort. Sie ſtreitet doppelt kühn,
Wann ich vermodert bin im Inſelgrün.

IV.

„Ritter, Tod und Teufel".

Weil etwas kahl mein Kämmerlein ich fand,
Sprach ich zum Pfarrer: Ziere mir die Wand.

— „Da meine Brief' und Helgen! Hutten, ſchaut,
Was Euch beluſtigt oder auferbaut!

Ergötzt Euch „Ritter, Tod und Teufel"* hier?
Nehmt hin das Blatt! Der Ritter, Herr, ſeid Ihr."

Das ſagſt du, Pfarrer, gut. Ich häng' es auf
Und nagl' es an mit meines Schwertes Knauf.

Dem garſt'gen Paar, davor den Memmen graut,
Hab' immerdar ich feſt ins Aug' geſchaut.

---

* Der berühmte Kupferſtich Albrecht Dürers.

Mit dieſen beiden ſtarken Knappen reit'
Ich auf des Lebens Straßen allezeit,

Bis ich den einen zwing' mit tapferm Sinn
Und von dem andern ſelbſt bezwungen bin.

V.

Conſultation.

Gieb deine Weisheit kund! Was iſt ihr Schluß,
Mein Gaſtfreund, Seelenhirt und Medicus?

Berichtet hab' ich dir, was ich vermocht,
Du haſt mir lauſchend an die Bruſt gepocht.

Wie ſteht's? Sag' an! — „Herr Hutten, Eure Kraft
Erliegt dem Stoß der Herzensleidenſchaft

Und Euer Geiſt, das ſcharfe Schwert, zerſtört
Den Leib, die Scheide, die zum Schwert gehört.

Des Leibes ſtrengſtes Faſten thut es nicht,
So lang die Seele noch die Faſten bricht.

Beſchränket Euch auf dieſes Eiland hier!
Horcht nicht hinaus, horcht nicht hinüber mir!

Vergeſſet, Ritter, was die Welt bewegt
Und Euch in jeder Fiber aufgeregt!

In dieſer Bucht erſtirbt der Sturm der Zeit:
Vergeſſet, Hutten, daß Ihr Hutten ſeid!“

Für deinen weiſen Ratſchlag habe Dank!
Ich ſehe ſchon, ich bin zum Sterben krank.

Wie? Wenn der Papſt die Chriſtenheit betrügt,
So ruf' ich nicht: Der arge Römer lügt?

Wie? Wirft die Wahrheit auf ihr kühn Panier,
So jubl' ich nicht auf meiner Inſel hier?

Wie? Stürzt ein deutſches Heer in heißen Kampf,
So athm' und ſchlürf' ich nicht den Pulverdampf?

Wie? Sinkt der Sickingen, bedeckt mit Blut,
So brennt mich's nicht, wie eigner Wunde Glut?

Freund, was du mir verſchreibſt, iſt wundervoll:
Nicht leben ſoll ich, wenn ich leben ſoll!

Das Buch der Vergangenheit.

Manch Kränzlein hab' ich ſpäter noch erjagt,
Wie dieſes erſte hat mir kein's behagt;

Denn Süß'res giebt es auf der Erde nicht
Als erſten Ruhmes zartes Morgenlicht.

VIII.

Der Stoff.

Als ich von hoher Schule Weisheit troff,
Bat ich die Muse: Jungfrau, gieb mir Stoff.

„Wohlan, Herr Ritter," sagte sie, „bedenkt,
Ob etwa jemand Euch das Herz gekränkt?"

Ich sprach: Die Lötze schenkten mir Gewand
Und nahmen's wieder mir mit Räuberhand.

Zornmütiger Querelen zweimal zehn
Ließ gegen Sohn und Vater ich ergehn.

Was, Muse, nun? Gieb Stoff! Hilf ab der Not!
Sie sang: „In Schwaben rinnt ein Bächlein rot."

Da rannt' ich wütend Herzog Ulrich an,
Der Vetter Hansen schimpflich abgethan.

Und wieder sprach ich zu der Muse nun:
Ich bin der starke Knecht. Frau, gieb zu thun!

Sie lachte. „Ritter, mäßigt Euren Sturm!
Sonſt ſingt Ihr um den Steckelbergerthurm.“

Gieb, Muſe, Stoff! Erhöre mein Geſuch!
Gieb Stoff! Ein ſtarkes, dauerhaftes Tuch!

„Ein ſächſiſch Mönchlein aus der Kutte ſchloff.
Da, Ritter, habt Ihr einen guten Stoff!“

IX.

Epistolae obscurorum virorum.

Wir ſchaarten uns zu luſt'gem Mummenſchanz,
Kapuzen über vollem Lockenkranz!

Wir trugen Pfaffenlarven heuchleriſch
Und blitzten draus mit Augen jugendfriſch.

Wir ſchlurften tappig mit Sandalentritt,
Wir äfften nach bis auf der Kutte Schnitt.

Gründlich ſtudierten wir beim Becherklang
Der Mönchlein närriſchen Gedankengang.

Die Dummheit haben wir mit Witz verziert,
Die Thorheit mit Sentenzen ausſtaffiert!

Wir haben ſie zum Spott der Welt gemacht,
Wir haben uns und ſie zu Tod gelacht!

Zu Tode? Nein. Wir haben ſie geweiht
Ariſtophaniſcher Unſterblichkeit.

Schleiferius! Caprimulgius! Ochſenhorn!
Schlaraff! Der ſaubre Täufling Pfefferkorn!

Wir brachen keck in ihre Zellen ein
Und hauſten ſchlimm in ihrem Bücherſchrein.

Wir ſprachen ihr Latein — ergötzlich Spiel —
Und Briefe ſchrieben wir im Kloſterſtyl:

«Laetificor archiangelice
Cum una speciosa virgine!»

Hellauf! Der Narrenglöcklein ſchriller Schall!
Und heißa, huſſa, Jagd und Peitſchenknall!

Die Pfaffen ſprangen über Stock und Stein,
Der Eſel bockte, grunzend lief das Schwein.

Du Feſt der jugendlichen Grauſamkeit,
Verklungen biſt du längſt! Streng ward die Zeit.

Als wir im loſen Mummenſchanz getobt,
Da hat man unſres Witzes Salz gelobt;

Doch als die Wahrheit wir im Ernſt geſagt,
Da wurden wir, die Jäger, ſelbſt gejagt.

Wir irren heimatlos, geächtet, arm
Und eſſen fremdes Brot in Not und Harm.

Die Pfäfflein, denen unſere Hetze galt,
Sie tafeln alle noch geſund und alt.

Die Mönchlein, die wir kniffen bis aufs Blut,
Sie bechern alle wieder wohlgemut;

Und ſchneidet eines apfelſchälend ſich
Und quillt ein Tropfen Bluts beſcheidentlich,

So ſtöhnt es: „Würd'ge Brüder, ſchauet hier!
Das blut'ge Märterthum erleiden wir!“

X.

Der Vetter Hans.

Ein ſchöner Menſch, mit dem das Glück gedahlt,
Hat dunklem Schickſal ſchweren Zoll bezahlt.

Fortunens Liebling war der Vetter Hans,
Der mich an Lebenskraft verdunkelt ganz.

Oft dacht' ich, dem die Wange früh gebleicht:
In einem ſolchen Körper lebt ſich's leicht!

Das Haupt mit dem gepflegten Bart, er trug's
Siegreich und war von ſchlankem Edelwuchs.

Er ritt und focht und tanzte meiſterhaft,
War aller Frau'n und Mädchen Leidenſchaft.

Er freite flink. Das junge Weib gefiel
Dem Herzog und der Teufel trat ins Spiel.

Der Herzog ſank vor Vetter Hans aufs Knie:
„Dein Weib! Nicht leben kann ich ohne ſie!"

Der Stier im Wappen ſagt: Hie hat gehauſt
Der Borgia Luſt, davor's dem Teufel grauſt!

Der zehnte Leo nun verkauft den Geiſt,
Der über ſeinem roten Käppchen kreiſt!

Du maleſt, Raphael, zu ſeinem Glanz?
Mal' ihm zur Warnung einen Totentanz,

Damit der Unfehlbare nicht vergißt,
Daß er, wie wir, ein armer Sünder iſt!

Ich ging. Mit einem derben Kohlenſtrich
Beſchrieb des Vaticanes Mauer ich:

„In dieſen tauſend Kammern thront der Trug!
Ein Deutſcher kam nach Rom und wurde klug.“

XIII.

Die Ablaßbude.

Und, ſieh, da wälzte ſich das Rad der Zeit,
Wir traten mit der welſchen Macht in Streit.

Ich ſchrie: Ihr Männer, geht mir an die Hand:
Des Papſtes Ablaßbude wird berannt!

Erkaufen Gold und Silber Seelenheil,
So ſteht es bald auf allen Märkten feil.

Die Waare wird von Jung und Alt geſucht
Und nur der arme Schlucker bleibt verflucht.

Die Taſche wende Jeder! Iſt ſie leer,
So trete keck in unſer Lager er!

Das rat' ich dir, du heilsbedürft'ger Mann,
Der keinen Ablaßzettel löſen kann!

Wir greifen nach dem Himmel unverwehrt!
Uns wird die Seligkeit umſonſt beſchert!

Der Stier im Wappen ſagt: Hie hat gehauſt
Der Borgia Luſt, davor's dem Teufel grauſt!

Der zehnte Leo nun verkauft den Geiſt,
Der über ſeinem roten Käppchen kreiſt!

Du maleſt, Raphael, zu ſeinem Glanz?
Mal' ihm zur Warnung einen Totentanz,

Damit der Unfehlbare nicht vergißt,
Daß er, wie wir, ein armer Sünder iſt!

Ich ging. Mit einem derben Kohlenſtrich
Beſchrieb des Vaticanes Mauer ich:

„In dieſen tauſend Kammern thront der Trug!
Ein Deutſcher kam nach Rom und wurde klug."

XIII.

Die Ablaßbude.

Und, ſieh, da wälzte ſich das Rad der Zeit,
Wir traten mit der welſchen Macht in Streit.

Ich ſchrie: Ihr Männer, geht mir an die Hand:
Des Papſtes Ablaßbude wird berannt!

Erkaufen Gold und Silber Seelenheil,
So ſteht es bald auf allen Märkten feil.

Die Waare wird von Jung und Alt geſucht
Und nur der arme Schlucker bleibt verflucht.

Die Taſche wende Jeder! Iſt ſie leer,
So trete keck in unſer Lager er!

Das rat' ich dir, du heilsbedürft'ger Mann,
Der keinen Ablaßzettel löſen kann!

Wir greifen nach dem Himmel unverwehrt!
Uns wird die Seligkeit umſonſt beſchert!

Der Stier im Wappen ſagt: Hie hat gehauſt
Der Borgia Luſt, davor's dem Teufel grauſt!

Der zehnte Leo nun verkauft den Geiſt,
Der über ſeinem roten Käppchen kreiſt!

Du maleſt, Raphael, zu ſeinem Glanz?
Mal' ihm zur Warnung einen Totentanz,

Damit der Unfehlbare nicht vergißt,
Daß er, wie wir, ein armer Sünder iſt!

Ich ging. Mit einem derben Kohlenſtrich
Beſchrieb des Vaticanes Mauer ich:

„In dieſen tauſend Kammern thront der Trug!
Ein Deutſcher kam nach Rom und wurde klug.“

XIII.

Die Ablaßbude.

Und, ſieh, da wälzte ſich das Rad der Zeit,
Wir traten mit der welſchen Macht in Streit.

Ich ſchrie: Ihr Männer, geht mir an die Hand:
Des Papſtes Ablaßbude wird berannt!

Erkaufen Gold und Silber Seelenheil,
So ſteht es bald auf allen Märkten feil.

Die Waare wird von Jung und Alt geſucht
Und nur der arme Schlucker bleibt verflucht.

Die Taſche wende Jeder! Iſt ſie leer,
So trete keck in unſer Lager er!

Das rat' ich dir, du heilsbedürft'ger Mann,
Der keinen Ablaßzettel löſen kann!

Wir greifen nach dem Himmel unverwehrt!
Uns wird die Seligkeit umſonſt beſchert!

Der Stier im Wappen ſagt: Hie hat gehauſt
Der Borgia Luſt, davor's dem Teufel grauſt!

Der zehnte Leo nun verkauft den Geiſt,
Der über ſeinem roten Käppchen kreiſt!

Du maleſt, Raphael, zu ſeinem Glanz?
Mal' ihm zur Warnung einen Totentanz,

Damit der Unfehlbare nicht vergißt,
Daß er, wie wir, ein armer Sünder iſt!

Ich ging. Mit einem derben Kohlenſtrich
Beſchrieb des Vaticanes Mauer ich:

„In dieſen tauſend Kammern thront der Trug!
Ein Deutſcher kam nach Rom und wurde klug."

XIII.

Die Ablaßbude.

Und, ſieh, da wälzte ſich das Rad der Zeit,
Wir traten mit der welſchen Macht in Streit.

Ich ſchrie: Ihr Männer, geht mir an die Hand:
Des Papſtes Ablaßbude wird berannt!

Erkaufen Gold und Silber Seelenheil,
So ſteht es bald auf allen Märkten feil.

Die Waare wird von Jung und Alt geſucht
Und nur der arme Schlucker bleibt verflucht.

Die Taſche wende Jeder! Iſt ſie leer,
So trete keck in unſer Lager er!

Das rat' ich dir, du heilsbedürft'ger Mann,
Der keinen Ablaßzettel löſen kann!

Wir greifen nach dem Himmel unverwehrt!
Uns wird die Seligkeit umſonſt beſchert!

Ich ſprach ein rauhes Deutſch in Haſt und Zorn,
Es dröhnte wie vom Thurm das Wächterhorn.

Antwort erſcholl wie Sturm und Meergebraus:
„Herr Hutten, faſſet an und räumet aus!“

XIV.

Lügengeiſter.

Der Zaub'rer Fauſt erſchien am Hof zu Mainz,
Er liebt der Cardinäle Purpur, ſcheint's.

Verhangen ward ein Saal und blaß erhellt
Für die Beſuche der Geſpenſterwelt.

Der Kurfürſt ſetzte ſich. Ihm ſtand ich links.
Der bleiche Magier harrte ſeines Winks.

Natürlich ging die erſte Frage da
Nach der erlauchten Bübin Helena.

Er rief der Leda Kind. Es zeigte ſich
Ein blanker Fuß und tanzte wunderlich.

Das leere Gaukelſpiel, das mich verdroß,
Entzückte den vernarrten Pfaffentroß.

Was ſchiert die Metze mich? Herr Nekromant,
Seid Ihr mit edlern Todten nicht bekannt?

— „Wen fordert Ihr?“ Den Kaiſer Conſtantin!
Er rief. Ein Purpurtragender erſchien.

Ich frage Majeſtät, ob ihr gedenkt,
Daß ſie dem Papſt die ew'ge Stadt geſchenkt?

„Ja,“ nickte das Geſpenſt. Wie? Wo? Und wann?
Ein Märchen iſt's, das Eigennutz erſann!

Es iſt Betrug und das beweiſ' ich ſtramm
Mit ſcharfer Kunſt, die nennt man Criticam.

Du biſt ein Pfaffengeiſt! Zur Hölle fort!
Der Lügenkaiſer ſchwand vor meinem Wort.

XV.

Das Hütlein.

Es war in Brüſſel vor dem Ständehaus.
Die Sage ging: „Der Kaiſer reitet aus!“

Noch hatt' ich nie das junge Haupt geſchaut,
Dem wir des Reiches höchſtes Amt vertraut.

Ein edles Roß iſt unſre Zeit. Es ſtampft.
Es wiehert muthig. Seine Nüſter dampft.

Ob er die Zügel klug und kühn ergreift?
Ob er's bewältigt? Ob's ihn wirft und ſchleift?

Da wir Poeten abergläubiſch ſind,
Erdacht' ich ein Orakel mir geſchwind:

Für dieſen Kaiſer gelte fort und fort
Das erſte ſeinem Mund entfallne Wort!

Er kam. Ein Hütlein trug er, meiner Treu,
Mit Reiherfedern, funkelnagelneu!

Der Himmel macht' ein mißvergnügt Geſicht,
Sich ſelber fragend: Regn' ich oder nicht?

Jetzt klatſchten Tropfen auf das Pflaſter ſchwer,
Die junge Stirne legt' in Falten er

Und lugte ſorgend zu den Wolken auf.
„Mein altes Hütlein!“ rief er, „Kämm'rer, lauf!“

Ich aber ſprach zu mir: Das wird nicht gut!
Sein erſter Ruf geht nach dem alten Hut.

XVI.

Das Kindlein in Mainz.

O Mainz, du luſt'ger Sitz, du traute Stadt,
Die Huttens Feder oft belobet hat!

Der Mainzer Albrecht war mir redlich hold
Und bot mir manchen Trunk in purem Gold.

Er lauſchte meinen kühnen Scherzen gern,
Ich nannt' ihn meinen Freund und meinen Herrn.

Ich ſpottete vor ſeinem Ohre dreiſt,
Er zürnte nicht, er iſt ein freier Geiſt;

Doch in der Stunde der Verſuchung, ach,
Der Geiſt war willig und das Fleiſch war ſchwach.

Ihm hielt ich Treue, bis er mich verſtieß.
Wo lebt der Freund, den Hutten je verließ?

Die Kanzellei von Rom ſchrieb Brief um Brief,
Bis mich der Albrecht nicht mehr zu ſich rief.

Geächtet wurde Luther und gebannt . . .
Ich lebte von der Faust und streift' im Land.

Ein treuer Rüde, stahl ich wieder hin
Zum Mainzer mich und still umschlich ich ihn.

Ich blickt' ihm ins Gemach; er saß beim Mahl,
Landfremden Pfaffen bot er den Pokal.

Gemunkel ging: mit Luther sei's vorbei,
Der eingethan und aufgehoben sei.

Die langen welschen Nasen nickten fein
Und freuten sich an ihren Schelmerei'n.

Er lächelte! Mir gab es einen Stich —
Mein Edelfalke, Gott behüte dich!

Ade, mein Albrecht, mein verlorner Hort! . . .
Ich schlich betrübt mich in die Krone fort,

Wo einst bei Becherklang ich manche Nacht
Mit witzigen Gesellen durchgelacht.

Hier setzt' ich mich zu einem Kruge Bier,
Des Wirthes Kind gesellte sich zu mir.

Das Mägdlein, mein' ich, ſtand im vierten Jahr,
Ich fuhr ihm durch das blonde Ringelhaar:

Sag' mir dein Nachtgebetlein, wie du's weißt!
Das Kind hub an: „Gott Vater, Sohn und Geiſt,

Dein Name ſei gelobt! Hüt' uns vor drei:
Vor Waſſernoth und Brand und Kriegsgeſchrei!

Den Schiffern gnade Du in Nacht und Sturm!
Sei Bruder Martins Burg und feſter Thurm!

Umſchleicht ihn mit dem Dolch ein Mörder wild,
So deck' ihn, Herr, mit Deinem ſtarken Schild!

Und leidet Dein Gerechter Hungersnoth,
So ſchick' ihm Du durch Deine Raben Brot!"

Wer lehrte dich, mein Kindlein, dies Gebet?
— „Die Mutter heißt mich's beten früh und ſpät."

Nun mein' ich aber, daß kein Leid geſchicht
Dem Mann, für den zu Gott ein Kindlein ſpricht.

XVII.

Die Mainzerſpieße.

Sie machten mir ein Kämmerlein bereit,
Doch mied der Schlaf mich drinnen lange Zeit.

Ich hörte, wie das Pflaſter dumpf erklang:
Die Mainzer Schaarwach' ſchritt mit ſchwerem Gang.

Mich heimelt's aus den alten Zeiten an,
Denn oft mit dieſem Heer gedieh mir Span,

Wann nächtlich ich, vom Humpen übermocht,
Mit ihnen auf der Gaſſe klirrend focht.

Verſuchte Männer ſind's von Schluck und Hand,
Geworben rings in Hoch- und Niederland.

Ich lauſcht' im Finſtern heiter und mir ſchien:
Die Spieße ſangen etwas vor ſich hin.

Ein alter Brummbaß ſang gemüthlich vor
Und zehen Bäſſe ſummten nach im Chor:

„Das reine Wort ſie ſollen laſſen ſtan
Und dafür keinen Dank noch Löhnung han.

Gerichtet iſt der Fürſte dieſer Welt,
Uns thut er nichts, wie ſaur' er auch ſich ſtellt —"

Ich, von den Mainzerſpießen auferbaut,
Sang mit in meiner dunkeln Kammer laut:

„Drum fürchten wir uns wahrlich nicht zu ſehr,
Denn unſer Gott iſt eine ſtarke Wehr."

XVIII.

Die Geberde.

S'war in der Krone, daß mich einer fand,
Der mich in meinem erſten Flaum gekannt.

Der Ott von Gemmingen. Er drückte ſich
Durch das Gelag und rückte neben mich.

„He da! Utz! Lieber Utz! Was ward aus dir?
Biſt du am Hof von Mainz ein großes Thier?

Biſt Doctor juris utriusque du?
Des Kaiſers Schreiber oder Rath dazu?

Nein? Nun, was biſt du denn? Des Hofgerichts?"
Ich aber ſagte trocken: Ich bin nichts.

Jetzt muſtert' er mein ausgedient Gewand,
Die hohlen Wangen auch, die magre Hand.

„Eins biſt du: Siech! Das redet dein Geſicht!"
Ich glaubte mich geheilt und bin es nicht.

Da ſtreckt' den Finger er und zog damit
Sich ſauber um die Gurgel einen Schnitt.

Du räthſt . . . ? Er nickte. Drob hab' ich gelacht.
Dann hab' ich der Geberde nachgedacht.

Unleidlich ſcheint dem frohen Kind der Welt
Dein Daſein, Hutten — drum verbrauch's als Held!

Wovor des kühnſten Mannes Buſen zagt,
Das ſei von dir in freier Luſt gewagt!

XIX.

Mißverſtändniß.

Der Vater ſprach zu mir mit leiſem Hohn:
„Verſtehſt du's, bau' mir eine Preſſe, Sohn!“

(Sie nennen Preſſe dort im Frankenland,
Was andern Ortes Kelter wird benannt.)

Sprach's und verritt. Ich ohne viel Geſchrei
Berief die Meiſter ſchwarzer Kunſt herbei.

Da ward geſetzt, gedruckt, gepreßt, gedreht,
Viel tauſend Blätter flogen rings verweht.

Auf einem ward dem Cajetan gedroht:
„Schlagt, fromme Leute, den Legaten todt!“

Hier ſtand: „Und würd' ich drüber Lands verjagt,
Ich Hutten breche durch, ich hab's gewagt!“

Und dort: „Die harſche Luft der Freiheit weht,
Ich Hutten ſporn' und ſtachle früh und ſpät."

Das war ein heißer und ein zorn'ger Wein,
Den ich gepreßt am Steckelbergerrain.

XX.

Jacta est alea.

Nachdem ich meinen großen Wurf gethan,
Da hub der Vater mich zu ſchelten an:

„Du trittſt mit Rom in Fehde? Biſt du toll?
Mich wundert's, Ulrich, wie das enden ſoll!

Poet war ſchlimm und klingt erbärmlich ſchon,
Doch Ketzer iſt noch weit ein ſchlimm'rer Ton!

Erlebt' ich's nicht! Ein Sohn in Bann und Acht,
Der meinen grauen Haaren Schande macht!

So, Ulrich, mehrſt du deines Stammes Glanz?
Jetzt gehſt du halb zerlumpt, bald biſt du's ganz!

Was kümmert dich, ob unſer Haus zerfällt?
Was kümmert irgend noch dich auf der Welt?

Wenn nur in Holzſchnitt du und Kupferſtich
Den Lorbeer trägſt — was anders kümmert dich?

Du lächelſt? Du verziehſt den Mund zum Scherz?
Ich wußt' es nicht: du haſt ein böſes Herz."

Der Vater ſprach's und blickte finſter drein,
Mit Thränen bat das fromme Mütterlein:

„Mein ſüßer Ulrich, laß das böſe Spiel!"
Ich gab zur Antwort: Nein! Der Würfel fiel.

Mein Mütterlein, behalt mich lieb und gern!
Bleib du mir milde wie der Abendſtern!

Du kränkſt mich, Vater, nicht, ſo herb du biſt!
Hier ſchlägt ein Herz, das guter Meinung iſt.

Beleidigt dich mein abgebraucht Gewand,
So laß mich treten aus des Hauſes Band!

Ich ſei ein Fremdling dir! Du bleibſt in Ruh',
Mein Gut, du theilſt es meinen Brüdern zu.

Und ärgre, Vater, dich am Lorbeer nicht,
Der nur im Bildniß mir die Stirn umflicht!

Ich ſelber trage ſonder Prunk und Glanz
Im Leben einen ſchlichten Dornenkranz.

Wozu der Lorbeer? Das hat keinen Sinn.
Ein Jeder weiß, daß ich der Hutten bin,

Den weder Zeit noch Tod, noch Acht, noch Bann,
Vom Herzen ſeines Volkes ſcheiden kann! —

Burg Steckelberg, die von der Höhe ſchaut,
Von Frankens ſchönen Hügeln rings umblaut,

Die Brücke nieder! Oeffne mir dein Thor!
Ich reit' aus dir zum letzten Mal hervor.

Blas, Thürmer, blas mir noch ein tapfer Stück!
Ich fahr' in Kampf und kehre nicht zurück.

XXI.

Der Edelſtein.

Als ich gen Zürich ritt im Abendſchein,
Da rief ich aus: „Du ſchmucker Edelſtein!“

Bei Meiſter Zwingli lebte man nicht ſchlecht,
Er deckte mir den Tiſch mit einem Hecht.

Den hab' ich auf der Brücke dann verdaut,
Luſtwandelnd nahes Schneegebirg geſchaut —

Da ſah ich einen unterm Volke gehn,
Von deſſen Hute Geierfedern wehn.

Dem bog ich fluchend aus dem Wege ſchnell,
Denn Herzog Ulrich war's, der Mordgeſell!

O blaue Flut, o freier Bergeshauch,
Giebſt ein Aſyl du dem Tyrannen auch?

XXII.

Der Comtur.

Als ich entlang das helle Seegeſtad
Nach Pfäffers ritt ins heiße Felſenbad,

Wo man in Unterwelt und Wellenguß
An ſchwankem Seile niederſchweben muß,

Wo keck zur Hölle fahren Mann und Weib
Und wiederkehren mit geheiltem Leib —

Fand ich in Küsnach gaſtlich Nachtquartier
Und ſcherzend ſagte der Comtur zu mir:

„Braucht Ihr Moneten? Thuet nicht verſchämt!
Der Pächter brachte XX Gulden. Nehmt!

Werft Keinen nieder! Hier iſt's unerlaubt.
Nehmt! Und Ihr habet blos den Staat beraubt!

Mein theurer Ritter, nehmet ungeziert!
Wir werden morgen ſäculariſiert!"

Ich ſtrich es ein und ſchwang mich in den Sitz
Und lachte: Herr Comtur, Ihr habet Witz.

Und weiter oben, wo ſich biegt der See
Und nah und näher tritt der ew'ge Schnee,

Beſpiegelt' in der Flut ein Eiland ſich,
Daran ich leichten Sinns vorüber ſtrich.

Ich ließ es rechts im flücht'gen Wellenſpiel
Und ahnte nicht mein letztes Wanderziel.

Einſamkeit.

XXIII.

Die Flut.

In meine Kammer blickt das blaue Licht
Der nahen Flut. Ich widerſtehe nicht.

Die Mittagsſonne rüſtet mir das Bad,
Ich ſchleiche mich verſtohlen ans Geſtad.

Ich hab' es eilig. Wär' mein Pfleger hier,
Mich hieß' er Waghals und verwehrt' es mir.

Zum Strande nieder führt mich dieſe Schlucht
Und krauſe Wellchen plätſchern in der Bucht.

Hinaus! Hinaus! Du abgrundkühle Flut,
Wie thuſt du meinem heißen Herzen gut.

Mit blauen Bannern ziehſt du weit heran
Und immer neue Heere ſeh' ich nahn.

Die Reihen ſchlagen mit gelindem Prall
Mir an die Bruſt und brechen ſich am Wall.

Noch lob' ich meiner Arme Schwung und Zug —
Nur etwas ſachter — eben Kraft genug.

Die Kunſt des Knaben hab' ich nicht verlernt,
Doch ſind die Ufer weiter hier entfernt.

Ich ſchlug als Kind in übermüt'ger Luſt
Den ſanften Main und trat ihn auf die Bruſt.

Da hab' ich unter mir zu ſehn geglaubt
Ein ſchilfbekränztes, göttlich mildes Haupt.

Es war mir immer nur zu nah das Land,
Mich warf der Flußgott ſcherzend auf den Sand.

Was einſt des Knaben Spiel und Freude war,
Wird nun dem Mann zur Arbeit und Gefahr.

Er weiß es, wenn er ringt und wenn er ſtrebt,
Daß er auf einer Todestiefe ſchwebt!

XXIV.

Was die Glocken ſagen.

Heut geht am See ein endlos Glockenſpiel,
Mir ſcheint, die taufen und begraben viel.

Wann Menſchenblut in neuen Adern kreiſt,
Erneuert ſich der träge Menſchengeiſt.

Das Glöcklein ſagt, das dort ſo kläglich ſchallt:
Ein Päpſtler ſteigt ins Grab vergilbt und alt.

Das Glöcklein ſagt, das hier ſo luſtig ſchellt:
Es kam ein kleiner Proteſtant zur Welt.

XXV.

Aſtrologie.

Ihr lieben Sterne, tröſtlich allezeit,
Wer dächte, daß ihr arge Zwingherrn ſeid!

Ihr ſeid's! Als ſich die Erde mir erhellt,
Ward mir ein widrig Horoſkop geſtellt.

Weil, als ich kam, der Widder juſt geglüht,
Bin ich von unverträglichem Gemüt.

Ein flackernd Himmelsirrlicht trägt die Schuld
An meiner Wanderluſt und Ungeduld.

Gewiſſen, laſſe fürder mich in Ruh'!
Den Sternen ſchreib' ich meine Sünden zu.

Doch überleg' es, Hutten! Dreimal nein!
Ein Sklave willſt du nie geweſen ſein.

Du biſt ein Feind von jeder Tyrannei
Und deine Sünden auch begingſt du frei!

XXVI.

Homo sum.

Ich halte Leib und Geiſt in ſtrenger Zucht
Und werde doch vom Teufel hart verſucht.

Ich wünſche meiner Seele Seligkeit
Und bin mit Petri Schlüſſelamt im Streit.

Am Tiſch der Fugger ſpeiſt' ich dort und hie
Und ſchimpfe weidlich Pfefferſäcke ſie.

Den Städterhochmut haßt' ich allezeit
Und hätte gern ein ſtädtiſch Kind gefreit.

Auf ehrenfeſte Sitten geb' ich viel
Und fröhne dem verdammten Würfelſpiel.

Ich bin des Kaiſers treuſter Unterthan
Und riet dem Sickingen Empörung an.

Das plumpe Recht der Fauſt iſt mir verhaßt
Und ſelber hab' ich wohl am Weg gepaßt.

Ich bete chriſtlich, daß es Friede ſei,
Doch mich ergötzen Krieg und Kriegsgeſchrei.

Der Heiland weidet alle Völker gleich —
Nur meinen Deutſchen gönn' ich Ruhm und Reich!

Das heißt: ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Menſch mit ſeinem Widerſpruch.

XXVII.

Arioſt.

Die Feder leg' ich weg. Heut iſt ein Tag,
Da keine Zeile mir geraten mag!

Wie wend' ich ab der langen Weile Fluch?
Ein Buch, Herr Pfarrer! Ein ergötzlich Buch!

— „Zu Dienſt, Herr Ritter! Wenn Ihr Welſch verſteht?"
Ich konnt' es einſt und meine noch, es geht.

Woher das Buch? — „Ein welſcher Architekt
Las drinnen hier und hat's nicht eingeſteckt."

Roland in Furie. Verſe, welſcher Gauch?
Nun, Verſe machen kann der Hutten auch.

Nur keinen Schwulſt, mein Dichter, keinen Froſt!
Dein Name lautet? Ludwig Arioſt.

Mir unbekannt. Dein Erſtling, junges Blut?
Reſpekt! Ich bin ein Alter! Zieh den Hut!

Du hoffſt, daß ich dich leſe? Wahn! mein Kind.
Ich ſtöb're durch die Blätter, wie der Wind.

Verwunſchene Prinzeſſin — Drachenbrut —
Das tolle Zeug iſt für die Kinder gut.

Was ſoll uns noch die bunte Wunderzeit?
Wir fußen jetzt in harter Wirklichkeit.

Ein friſches Bild! Nun ja — ein feiner Spruch!
Ei Zauber! Ueppig Grün entſprießt dem Buch!

Da ſetzen zwei Verliebte ſich hinein,
Das Blatt gewendet und ſie ſind allein.

Es kracht! Ein Ritterpaar, das Lanzen bricht!
Die Splitter fliegen auf zum Sonnenlicht

Und fallen nieder, ſchwärzlich angebrannt,
Auf die Behelmten, die ſich umgerannt.

Hanswurſt, gemach! Das lohn' der Teufel dir!
Verſpotteſt du das löbliche Turnier?

Weß Geiſtes Kind? Laß ſehen! Blättre, Hand!
Ein Feldgeſchütz erobert Held Roland

Und flucht der Kugel und dem Pulverknall,
Als wären ſie des Ritterthums Verfall —

Der Sickingen erfuhr's, den, ach, ein ſcharf
Gezielter Schuß zum Sterben niederwarf!

Gewiß, viel änderte der Pulverblitz!
Und hier — das iſt ein kapitaler Witz —

Hier läuft ein Kerl und ſchwingt die Halebard,
Der's nicht bemerkt, daß er getödtet ward!

Bei meinem Bart! Das Bild der alten Zeit,
Die noch die Waffe führt und ſchilt und ſchreit,

Den jungen Tag bekämpft mit Trutz und Liſt
Und nicht bemerkt, daß ſie verſtorben iſt!

Ich wittre, Welſcher, deinen Schlich und Brauch,
Des Witzes ſcharfen Bolzen ſchoß ich auch:

Aus wunderbaren Mären ſeh' ich braun
Und lachend eines Schalkes Augen ſchaun.

Vor einer Fabelwelt verbeugſt du dich
Und grüßeſt hübſch — und machſt ſie lächerlich.

Was ich befehdet mit des Herzens Kraft,
Zerſtörſt du mit des Scherzes Meiſterſchaft.

Ich reich' dir über das Gebirg die Hand,
Mein Meiſter Ludowig im welſchen Land!

In deines Maskenſcherzes Fröhlichkeit
Biſt du, wie ich, ein echtes Kind der Zeit.

XXVIII.

Bin ich ein Dichter?

Das Lied des Welſchen wandelt voller Glanz,
Es ſchwebt wie Muſenſchritt und Grazientanz.

Der Reim des Welſchen hat ein hell Geläut —
Ob ich ein Dichter bin? Das plagt mich heut.

Du zweifelſt, Hutten? Hat dich eines Tags
In Augsburg nicht gekrönt der Kaiſer Max?

Das gilt! . . . Auch neben dieſem welſchen Lied?
Wär' ich am Ende blos ein Verſeſchmied?

Ich bin ein Verſeſchmied! So nenn' ich mich!
Am Feuer meines Zornes ſchmiedet' ich

Rüſtung und Waffen zu des Tags Bedarf,
Und wahrlich, meine Schwerter ſchneiden ſcharf!

XXIX.

Der letzte Humpen.

Herr Konrad der Comtur vergaß mich nicht
Und ſeine Sendung lacht wie Sonnenlicht.

Sie iſt, ob auch in ſchlichtes Stroh gehüllt,
Bis oben an den Rand mit Geiſt gefüllt.

Statt eines Briefs hat der Bequeme mir
Geſchickt den Krug voll Rüdesheimer hier.

Dank! Einmal ſolche würz'ge Labe noch!
Ihr Gutes hat die Pfaffengaſſe doch.

Der Arzt verordnet mir den Waſſerſtrahl,
Wohlan, ich zeche heut zum letzten Mal!

Nicht brauch' ich dich zu ſchwenken, du biſt rein,
Du kommſt vom Brunnen, hölzern Becherlein!

Herr Rüdesheim, was giebt's am Rhein? Wie geht's
Der Kleriſei von Mainz? Sie durſtet ſtets?

Erlaucht, auf Schweizerboden keinen Stolz
Bequemet Euch in dies Gefäß von Holz!

Lab' ich allein mich aus dem Zauberquell?
Liegt nirgend hier im Gras ein Zechgeſell?

Allein zu trinken iſt mir ſchwer verhaßt,
Ein Mönchlein ſelber wär' mir recht als Gaſt.

Ein Mönchlein! Wäre nur der Luther hier,
Mit Feuerzungen ſprächen Beide wir!

Ihn trat der Frundsberg auf der Dornenbahn
Zu Worms mit einem vollen Humpen an

Und ſprach ihm zu: „Mach' dir die Kehle naß!
Dann rede friſch! in vino veritas.“

Im Weine Wahrheit! Doch auch du biſt hie,
Anmut'ge Lüge, Traum und Poeſie!

Aus meinem Becher ſteigt ein Reigen klar
Und lächelnd grüßt mich eine Geiſterſchaar.

Voraus die ewig junge Lebensluſt,
Sie legt den Lockenkopf mir an die Bruſt

Und ſchaut zu mir mit hellen Augen auf:
„Du wirſt geneſen, Hutten! Zähle drauf!“

Und hier die Blaſſe mit dem ſüßen Schein
Der trauten Blicke muß die Liebe ſein!

Sie flüſtert das beſeligende Wort:
„Noch hüte, Hutten, ich dir deinen Hort!“

Mit beiden Armen winkt ſie Heil mir zu:
„Es iſt die Schönſte, Hutten! Traue du!“

Und der Poet in meinem Herzen ſingt,
Von holder Erdefreuden Chor umringt,

In tauſend Melodieen ein Getön:
O Erde, du biſt wonnig, du biſt ſchön! . . .

Verbleiche, Reigen! Sinnentanz, erliſch!
Herr Reformator Hutten, auf vom Tiſch!

Des Weines Hälfte blieb, die heb' ich auf
Dem Freunde, kehrt er müd vom Arzteslauf.

Drei Züge noch, das iſt die heil'ge Zahl!
Drei Sprüche noch und ſonder lange Wahl!

Den erſten Trunk dem heil'gen röm'ſchen Reich!
Möcht' es ein weltlich deutſches ſein zugleich!

Den zweiten meinem Kaiſer! Möcht' er ſein,
Der fünfte Karl, ſo echt, wie dieſer Wein!

Den dritten bring' ich Jedem auf der Welt,
Der ſich und ſeinen Becher wacker hält!

XXX.

Der Uli.

Gelaſſen ſchreitet dort im Ackerfeld
Ein rüſt'ger Mann, der ſpäte Saat beſtellt.

Schön iſt ein jedes Werk das Jahr entlang,
Am liebſten doch iſt mir des Säers Gang . . .

Mein wackrer Albrecht Dürer, mal' mir heut
Den lieben Heiland, wie er Körner ſtreut,

Mit einem deutſchen Himmel friſch und klar
Und deutſcher Landſchaft — für den Frohnaltar . . .

Als ich mit Zwingli jüngſt am Mahle ſaß,
Erzählt' er etwas, das ich nicht vergaß.

Er ſprach: „Das wilde Thal, das mich gebar,
Bringt weder Wein noch Frucht im wärmſten Jahr.

So kam's, daß ich gelebt der Jahre zehn,
Bevor ich Egge, Pflug und Saat geſehn.

Da nahm der Vater mich zu Thale mit,
Die Säer drunten zählten Schritt um Schritt

Und ſtreuten edeln Wurfs, geheimen Winks
Die wunderſamen Körner rechts und links.

Ich ſchaute die Geberden alleſammt,
Streng und gemeſſen, wie beim heil'gen Amt,

Und endlich frug ich mit erſtauntem Wort:
„Vater! Was thun die Männer Frommes dort?“

Er lachte. „Solches ſahſt du nie zu Haus!
Sie ſtreu'n das Brot des lieben Gottes aus.

Was iſt dir, Uli? Weinſt du? Schäme dich!“
„Ei, Vater, es iſt gar ſo feierlich.“

XXXI.

Die deutſche Bibel.

Ein frommer Tag, da ich, geſtreckt ins Gras,
Die „Schrift, verdeutſcht durch Martin Luther“ las.

Gern hör' ich deiner Sprache, Luther, zu,
Wer braucht das Wort gewaltiger als du?

Auf einer grün umwachſnen Burg verſteckt,
Haſt du die Bibel und das Deutſch entdeckt.

Ich las und alte Mär aus Morgenland
In Fleiſch und Blut verwandelt vor mir ſtand.

Den Heiland hör' ich, der mich traulich lehrt,
Aus einem Fiſcherboot mir zugekehrt.

Und plaudert' hier am Brunn im Schattenraum
Mit einem Weiblein er, mich wundert's kaum.

Vielleicht dortüben wandelt am Geſtad
Durchs hohe Korn er auf verdecktem Pfad . . .

Der Rittersmann, der Knecht im Bauerkleid
Vernimmt von ihm den Weg zur Seligkeit —

Auch seine Henker tragen deutsche Tracht,
Zu Köln wird er im Dornenkranz verlacht

Und spottend geht an seinem Kreuz vorbei
Ein Chorherr aus der Mainzerklerisei . . .

Leer steht das Holz. Ein Zettel flattert dran
Mit goth'scher Schrift. Es hebt die Predigt an.

Die Feuerzungen wehn. Fest Pfingsten flammt.
Martinus tritt in das Apostelamt.

Der Sturm erbraust und jede Sprache tönt —
Wie tief das Erz der deutschen Zunge dröhnt!

XXXII.

Luther.

Je ſchwerer ſich ein Erdenſohn befreit,
Je mächt'ger rührt er unſre Menſchlichkeit.

Der ſelber ich der Zelle früh entſprang,
Mir graut, wie lang der Luther drinnen rang!

Er trug in ſeiner Bruſt den Kampf verhüllt,
Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt.

Er brach in Todesnot den Kloſterbann —
Das Größte thut nur, wer nicht anders kann!

Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch
Und feſt umklammert er ſein Bibelbuch.

In ſeiner Seele kämpft, was wird und war,
Ein keuchend hart verſchlungen Ringerpaar.

Sein Geiſt iſt zweier Zeiten Schlachtgebiet —
Mich wundert's nicht, daß er Dämonen ſieht!

XXXIII.

Die Vorrede.

Heut übermochte mich — ſeit langer Zeit
Zum erſten Mal — ein Sturm von Luſtigkeit.

Ich lag im Gras. Da blitzt' mir durch den Sinn,
Wie mit dem Papſt ich umgeſprungen bin.

Unbändig lacht' ich in der grünen Saat
Und freute mich der frechen Jugendthat.

In einer Widmung und Praefatio
Schrieb ich an unſern heil'gen Vater ſo:

„Die dir im Amt vorangegangen ſind,
Die taugten nichts. Das weiß ein jedes Kind.

Sie fälſchten, ſtahlen, raubten allezeit,
Ein beſſ'rer Menſch iſt deine Heiligkeit.

Sie waren Schelme. Meinſt du nicht? Verglich'
Ich dich mit ihnen, es betrübte dich!

Du billigſt meine Rede, weiß ich ſchon,
Bezeug' es, Vater, ſchriftlich deinem Sohn!

Verkünd' es aller Chriſtenheit und gieb
Ein Breve: **„Ulrich Hutten iſt mir lieb!“**

Ich muß es mir bekennen dann und wann:
Nicht völlig ungerecht bin ich im Bann.

XXXIV.

Erasmus.

Frau Schwermut ſetzt ſich heute neben mich
Und raunt mir zu: „Die Menſchen laſſen dich.

Du biſt ein halbzertrümmert Kriegsgerät,
An dem man achtungslos vorübergeht.

Die Freunde wenden ſich von dir mit Scheu,
Nur deine Feinde bleiben dir getreu.

Du warſt zu kühn und, ſtreckſt du dich erbleicht,
So wird es dir und wird den Andern leicht“ . . .

Der Schiffer kommt. Freund! Was iſt dein Geſuch?
— „Hier, Ritter, bring' ich etwas wie ein Buch.“

Verſiegelt iſt's. Von wem? Ich weiß es nicht.
Die Rechte zaudert, die das Siegel bricht.

Schickt, Büchlein, dich ein Freund, mich zu erfreun?
Ein Feind, mir alte Wunden zu erneun?

Ich, sonst so kampfgewöhnt und wetterhart,
Auf dieser stillen Insel werd' ich zart,

Und dessen Hand so rasch zum Schwerte fuhr,
Friedselig wird er hier wie die Natur.

Wie? Hutten zagt? Enthielt'st du Gottes Spruch
Und Urtel selbst, ans Licht, verhülltes Buch!

„Erasmus gegen Hutten. Offner Brief."
Recht! Hutten und Erasmus wäre schief.

Latein ist gut! Latein verdient ein Lob!
Glatt, elegant . . . Potz Blitz, da wird es grob!

„Zerlumpter Ritter!" redest du mich an,
Betitelst mich „verkommener Kumpan!"

„Zerlumpter Ritter!" Ein erbaulich Bild!
Mißgönnt der Bankert mir das Wappenschild?

Ich Hutten weiß, wie viel die Tinte thut,
Doch mehr vermag ein dreister Reutersmut!

Der Römling, der in unſern Landen hauſt,
Erbleicht vor der geſchienten Edelfauſt!

„Potator, aleator“ . . . Geht's auf mich?
Du munkelſt, deutelſt, heuchelſt — ſchäme dich!

Und hier... und hier — nicht möglich! Büchlein, ſchweig!
Ein Muſenliebling! Und ſo ſchlecht und feig!

Erasmus rät den Zürchern — niedrig Thun —
Mir zu verbieten, hier mich auszuruhn.

Mich aufzunehmen in des Gaſtes Recht,
Gefährlich ſei's! Du kennſt die Zürcher ſchlecht!

Das alles, weil ich, der du brav mir ſchienſt,
Dich werben wollte für der Freiheit Dienſt.

Mann, wären nicht gezählt die Tage mir,
Zu Baſel auf die Bude ſtieg' ich dir!

Ich zöge dich mit dieſen Armen, glaub'
Es mir, hervor aus deinem Bücherſtaub.

Doch, zittre nicht! dir ſollte nichts geſchehn,
Ich würde nur dir Aug' in Auge ſehn.

Dein edles Wiſſen, ſpräch' ich, liegt dir todt,
Du bieteſt Gold und wir bedürfen Brot!

Die Menge hungert, ahnteſt du es nie?
Hervor mit deinen Horten! Speiſe ſie!

Dein Denken, ſpräch' ich, iſt ein eitler Traum,
Wächſt drangvoll nicht daraus ein Lebensbaum. . .

Was willſt du? Weihrauch? Ehrerbietung? Gern.
Du biſt ein ſchimmernd Licht, ein heller Stern!

Vor deinem Ruhme beugt der Hutten ſich —
Nun aber, als ein Mann, ermanne dich!

Die Satyrmaske lege ſie beiſeit —
Ein offnes Antlitz will die große Zeit.

Freund — alles iſt vergeben, rede frei!
Ich ſchütze dich vor Papſt und Kleriſei!

Du kennſt die Wahrheit, übe nicht Verrat,
Gieb Zeugniß! Wage eine Mannesthat!

Bekenn', Erasme, ob du ein Papiſt,
Ein Römer oder evangeliſch biſt!

Kein Drittes! Gieb in klarem Style dich!
Du kneifft die Lippen — biſt du unſer? Sprich! . . .

Dein ſchlaues Auge blickt mich ſpöttiſch an? . . .
Vale, Erasme! Todt und abgethan!

XXXV.

Das Huttenlied.

Der Ufenau vorüber glitt ein Kahn
Ganz nah. Faſt ſtieß er an das Ufer an.

Von fahr'nden Schülern war der Nachen voll,
Ein Lied aus zwanzig jungen Kehlen ſcholl.

Im Buchenlaub verborgen, unſichtbar,
Lag nahe zum Berühren ich der Schaar.

Das Ruder ſchlug den Takt der Melodie,
Entlang das Inſelufer ſangen ſie:

„Behüte Chriſt das edel fränkiſch Blut!
Es ſchreibet uns viel koſtlich Bücher gut!

Aus Treuen thut's der Ritter, ohne Lohn,
Die Treu verſpürt dieſ' deutſche Nation!

Der Römer ſchickt dir Mörder vor die Thür,
Ach edler Hut aus Franken, ſieh dich für!“ *

Sie brachen Zweiglein ab vom Buchenhag
Und keiner ahnte, wer dahinter lag.

* Huttenlied.

XXXVI.

Deutſche Libertät.

Ein luſtig Trommeln zieht den Strand entlang
Mit gellen Pfeifen und mit Kriegsgeſang.

Sie löſen ihre Stücke. Rauch und Dampf.
Er lichtet ſich. Standarten, Roßgeſtampf.

Gewalt'ge Körper! Es iſt eine Luſt,
Wie ſie daher ſtolzieren ſelbſtbewußt.

S'iſt Schwyzerboden. Ueppig fließt der Sold,
Wild, immer wilder brennt der Durſt nach Gold.

Die Aelpler haben Lebensüberfluß
Und ſtarkes Blut, daß man ſie ſchröpfen muß.

Wem ziehn ſie bei? Die Lilien ſeh' ich wehn,
Zu König Franz wird dieſer Reislauf gehn.

Nicht treibt der Schweizer ſeinen feilen Lauf
Allein. Der Landsknecht nimmt es mit ihm auf.

Der deutſche Ritter auch, er ficht und rauft
Für jeden fremden König, der ihn kauft.

Fürſt, Pfaffe, Bauer, Städte, Ritterſchaft,
Ein Jedes trotzt auf eigne Lebenskraft!

Nichtsnutzig eine Freiheit, die vergißt,
Was ſie der Reichesehre ſchuldig iſt!

Nichtsnutzig eine deutſche Libertät,
Die prahleriſch in Feindeslager ſteht!

Geduld! Es kommt der Tag, da wird geſpannt
Ein einig Zelt ob allem deutſchen Land!

Geduld! Wir ſtehen einſt um ein Panier
Und wer uns ſcheiden will, den morden wir!

Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!
Was langſam wächſt, das wird gedoppelt ſtark.

Geduld! Was langſam reift, das altert ſpat!
Wann Andre welken, werden wir ein Staat.

XXXVII.

Der Schmied.

Am Ufer drüben ſeh' aus einem Schlot
Ich luſt'ge Funken wirbeln purpurrot

Und Schmied und Amboß kommt mir in den Sinn,
Davor ich einſt erſtaunt geſtanden bin.

Als ein vom Weg Verirrter macht' ich Halt:
Es war um Mitternacht im ſchwarzen Wald.

Ein rieſenhafter Schmied am Amboß ſtand
Und hob den Hammer mit berußter Hand.

Zum erſten ſchlug er nieder, daß es ſcholl
Ringsum im nächt'gen Forſt geheimnißvoll,

Und rief: „Mach', erſter Streich, den Teufel feſt,
Daß ihn die Hölle nicht entfahren läßt!"

Den Hammer er zum andern Male hob,
Den Amboß ſchlug er, daß es Funken ſtob,

Und ſchrie: „Triff du den Reichsfeind, zweiter Schlag,
Daß ihn der Fuß nicht fürder tragen mag!“

Den Hammer hob er noch zum dritten Mal,
Der niederfuhr wie blanker Wetterſtrahl,

Und lachte: „Schmiede, dritter, du die Treu
Und unſre alte Kaiſerkrone neu!“

Huttens Gast.

XXXVIII.

Der Pilger.

Mich drückt der Föhn. Er athmet ſchwer und ſchwül.
Dort im Kapellendunkel iſt es kühl.

Zu einer Abendruhe kehr' ich ein
Und werde wohl der einz'ge Beter ſein.

Grüß' Gott, mein ſchwäb'ſcher Nachbar Adalrich!*
Du lächelſt blöd. Ein Stümper malte dich.

Ein Kirchlein trägſt du ſittig in der Hand:
Du ſchufſt ein Kloſter, merk' ich, hie zu Land!

Du gingeſt im Geleite deiner Zeit
Und haſt's gethan in Herzenslauterkeit.

Mir ſinkt das Haupt ... Wer da? Bin ich belauſcht?
Am Fuß des Altars hat Gewand geraunſcht.

---

* Der Kirchenheilige der Ufenau.

Ein Pilger kniet, der ſtumm die Lippen regt
Und betend ſeinen Roſenkranz bewegt.

Ein kühner Wuchs, geduckt in Mönchsgewand!
Und — mein' ich — eine ſchwertgewohnte Hand —

Was haucht mich an? Wie fällt mir plötzlich bei,
Daß dieſer Mönch ein böſes Weſen ſei? . . .

Was flüſtert mir im Ohr, daß dieſer ſtill
Verſunkne Menſch mir an das Leben will? . . .

Ein Mörder iſt's, geſendet gegen mich!
Nein. Ruhig kniet und edel hebt er ſich.

Er wendet ſich der Uferbrandung zu —
Du biſt ein Ritter! Warum pilgerſt du?

XXXIX.

Die Mahlzeit.

Er ſteht am Strand und ſcheint hinauszuſehn,
Als wollt' er auf dem Kamm der Wogen gehn.

Ein Blitz! Er ſtürzte praſſelnd in die Flut!
Das Ufer glomm in bleicher Schwefelglut . . .

Das leidenvolle Schwärmerangeſicht
Umgab ein Heil'genſchein von Höllenlicht . . .

Mein armer Hutten — du biſt leibesſchwach!
Ruf du den Pilger lieber unter Dach!

Ins Trockne, Pilger, eh' der Regen wogt!
Des Hauſes Herr iſt fort. Ich bin der Vogt.

Was ſtehet Ihr verzückt? Ihr werdet naß!
Gebt mir die Hand! Wir treten ins Gelaß.

Seid hier willkommen! Machet's Euch bequem!
Wohin die Reiſe? „Nach Jeruſalem."

Das, rüſt'ger Pilgrim, liegt meerüber ſchon
Ich fragte nach der nächſten Station.

„Dort hinterm Berg Einſiedelns Gnadenhaus.“
Leer iſt das Neſt.. Die Vögel flogen aus.

Ihr ſchlagt ein Kreuz, als wär' der Böſe hier?
Erlaubt! Mit einem Chriſten redet Ihr!

(Die welſche Frömmelei behagt mir ſchlecht . . .
Sei freundlich, Hutten! Er hat Gaſtes Recht!)

Ich wette, Herr, Ihr trugt Soldatentracht,
Nennt mir den Feldzug, den Ihr mitgemacht!

„Pamplonas Wälle, Herr, vertheidigt' ich.“
Das ehrt. Die Feſtung hielt ſich ritterlich.

Und kämpftet Ihr in keinem neuern Krieg?
„Ich kämpfe ſtets. Maria giebt den Sieg.“

Sein redlich Bündel trägt ein jeder Chriſt.
„Maria rettet uns vor Satansliſt.“

(Raſch dunkelt's. Lodre, Lämpchen! . . . Ein Geſicht,
Das meinem tiefſten Weſen widerſpricht!

Weltfremde Augen voller Traum und Wahn —
Und doch der Mund Entſchluß ... die Stirne Plan!)

Pilger, ich hol' Euch einen Becher Wein?
Ihr weigert Euch? So ſchenkt Euch Waſſer ein.

(Er murmelt, exorciert den lautern Quell
In Ketzerland ... Unheimlicher Geſell!)

— Hidalgo, Ihr beginget wilde That
Und ſuchet jetzt an heil'gen Orten Rat?

Ihr büßt? (Er kreuzt die Hände auf der Bruſt
Und ſchweigt. Auch mir erſtirbt der Rede Luſt.

S'iſt beſſer ſo, uns dürfte Streit entſtehn,
Am klügſten iſt es, wenn wir ſchlafen gehn.)

Seht, Pilger, wie der nächt'ge Himmel loht!
Heut Abend fändet ſchwerlich Ihr ein Boot.

Nehmt hier vorlieb, iſt auch der Raum beſchränkt!
Wir ſuchen jetzt die Ruhe, wenn Ihr denkt.

Ihr wollet lagern auf dem nackten Stein?
Das duld' ich nicht. Ihr werdet müde ſein.

Da meine Decke! Hier den Mantel auch!
Ihr bettet Euch nach ſchlichtem Feldgebrauch!

Gut' Nacht! Ihr ſeid ein Spanier? „Ritter, ja.“
Und nennet Euch? „Iñigo Loyola.“ *

---

* Die Pilgerfahrt Loyolas nach Jeruſalem fällt in dieſe Zeit.

XL.

Das Gebet.

Ein grauſer Wetterſchlag! Der Donner kracht.
Was ſah ich dort in blitzerhellter Nacht?

Und wieder jetzt! Ein Rücken — ſchauerlich,
Der Spanier geißelt mit dem Gürtel ſich!

An ſeinen hagern Schultern rieſelt Blut!
Zu beten hebt er an in Andachtsglut.

Gezwungen lauſchend hör' ich jedes Wort
Auf jenen qualberauſchten Lippen dort:

„Maria, makellos empfangne Magd,
Zu deinen Knie'n hab' ich der Welt entſagt.

Dem ird'ſchen Ritterthum erſterb' ich hier
Und zeichne mich zum ew'gen Knechte dir.

Wo darf ich bluten? Gieb das Feldgeſchrei!
Du deuteſt ſchmerzlich auf die Ketzerei —

Ein Pilger kniet, der ſtumm die Lippen regt
Und betend ſeinen Roſenkranz bewegt.

Ein kühner Wuchs, geduckt in Mönchsgewand!
Und — mein' ich — eine ſchwertgewohnte Hand —

Was haucht mich an? Wie fällt mir plötzlich bei,
Daß dieſer Mönch ein böſes Weſen ſei? . . .

Was flüſtert mir im Ohr, daß dieſer ſtill
Verſunkne Menſch mir an das Leben will? . . .

Ein Mörder iſt's, geſendet gegen mich!
Nein. Ruhig kniet und edel hebt er ſich.

Er wendet ſich der Uferbrandung zu —
Du biſt ein Ritter! Warum pilgerſt du?

XXXIX.

Die Mahlzeit.

Er ſteht am Strand und ſcheint hinauszuſehn,
Als wollt' er auf dem Kamm der Wogen gehn.

Ein Blitz! Er ſtürzte praſſelnd in die Flut!
Das Ufer glomm in bleicher Schwefelglut . . .

Das leidenvolle Schwärmerangeſicht
Umgab ein Heil'genſchein von Höllenlicht . . .

Mein armer Hutten — du biſt leibesſchwach!
Ruf du den Pilger lieber unter Dach!

Ins Trockne, Pilger, eh' der Regen wogt!
Des Hauſes Herr iſt fort. Ich bin der Vogt.

Was ſtehet Ihr verzückt? Ihr werdet naß!
Gebt mir die Hand! Wir treten ins Gelaß.

Seid hier willkommen! Machet's Euch bequem!
Wohin die Reiſe? „Nach Jeruſalem."

Das, rüſt'ger Pilgrim, liegt meerüber ſchon
Ich fragte nach der nächſten Station.

„Dort hinterm Berg Einſiedelns Gnadenhaus."
Leer iſt das Neſt.. Die Vögel flogen aus.

Ihr ſchlagt ein Kreuz, als wär' der Böſe hier?
Erlaubt! Mit einem Chriſten redet Ihr!

(Die welſche Frömmelei behagt mir ſchlecht . . .
Sei freundlich, Hutten! Er hat Gaſtes Recht!)

Ich wette, Herr, Ihr trugt Soldatentracht,
Nennt mir den Feldzug, den Ihr mitgemacht!

„Pamplonas Wälle, Herr, vertheidigt' ich."
Das ehrt. Die Feſtung hielt ſich ritterlich.

Und kämpftet Ihr in keinem neuern Krieg?
„Ich kämpfe ſtets. Maria giebt den Sieg."

Sein redlich Bündel trägt ein jeder Chriſt.
„Maria rettet uns vor Satansliſt."

(Raſch dunkelt's. Lodre, Lämpchen! . . . Ein Geſicht,
Das meinem tiefſten Weſen widerſpricht!

Weltfremde Augen voller Traum und Wahn —
Und doch der Mund Entſchluß ... die Stirne Plan!)

Pilger, ich hol' Euch einen Becher Wein?
Ihr weigert Euch? So ſchenkt Euch Waſſer ein.

(Er murmelt, exorciert den lautern Quell
In Ketzerland ... Unheimlicher Geſell!)

— Hidalgo, Ihr beginget wilde That
Und ſuchet jetzt an heil'gen Orten Rat?

Ihr büßt? (Er kreuzt die Hände auf der Bruſt
Und ſchweigt. Auch mir erſtirbt der Rede Luſt.

S'iſt beſſer ſo, uns dürfte Streit entſtehn,
Am klügſten iſt es, wenn wir ſchlafen gehn.)

Seht, Pilger, wie der nächt'ge Himmel loht!
Heut Abend fändet ſchwerlich Ihr ein Boot.

Nehmt hier vorlieb, iſt auch der Raum beſchränkt!
Wir ſuchen jetzt die Ruhe, wenn Ihr denkt.

Ihr wollet lagern auf dem nackten Stein?
Das duld' ich nicht. Ihr werdet müde ſein.

Da meine Decke! Hier den Mantel auch!
Ihr bettet Euch nach ſchlichtem Feldgebrauch!

Gut' Nacht! Ihr ſeid ein Spanier? „Ritter, ja.“
Und nennet Euch? „Iñigo Loyola.“ *

---

* Die Pilgerfahrt Loyolas nach Jeruſalem fällt in dieſe Zeit.

XL.

Das Gebet.

Ein grauſer Wetterſchlag! Der Donner kracht.
Was ſah ich dort in blitzerhellter Nacht?

Und wieder jetzt! Ein Rücken — ſchauerlich,
Der Spanier geißelt mit dem Gürtel ſich!

An ſeinen hagern Schultern rieſelt Blut!
Zu beten hebt er an in Andachtsglut.

Gezwungen lauſchend hör' ich jedes Wort
Auf jenen qualberauſchten Lippen dort:

„Maria, makellos empfangne Magd,
Zu deinen Knie'n hab' ich der Welt entſagt.

Dem ird'ſchen Ritterthum erſterb' ich hier
Und zeichne mich zum ew'gen Knechte dir.

Wo darf ich bluten? Gieb das Feldgeſchrei!
Du deuteſt ſchmerzlich auf die Ketzerei —

Sie haben dir die Krone von dem Haupt
Und aus der Hand die Lilie dir geraubt.

Du weineſt? Deine Thränen brennen mich —
Ich führe deine Sache. Tröſte dich!

Ein Wink von dir — ſo ſtürz' ich in die Schlacht.
Nicht kennſt du ſelbſt die Größe Deiner Macht!

Im Bibelbuche ſpricht der eigne Sohn
Zu dir, du Hohe, nicht in würd'gem Ton.

Die heil'gen Schriften ſind der Ketzer Hort —
Du lächelſt und beſiegſt das Bibelwort.

Der ein'ge Richter Chriſtus ſchreckt die Zeit,
Gern folgt ſie eines Weibes Lieblichkeit.

Wenn ſich der Sohn zu Martin Luther kehrt,
Dich krönen wir, die nicht der Wonne wehrt!

Du bebſt in aller Abendglocken Erz,
Du füllſt die Seele, du beglückſt das Herz.

Wir decken dich mit duft'gen Roſen zu,
Gen Himmel ſchwebeſt ungekreuzigt du!

Die du dem gläub'gen Spanier oft erſchienſt,
Ihm glüht der Buſen noch von deinem Dienſt.

Dir, Fürſtin, werb' ich eine Kompanie
Und führe gegen deine Feinde ſie.

Ein unbarmherzig Heer, das nie erſchlafft,
Verſamml' ich unter meiner Hauptmannſchaft.

Die Ketzer tötend, doch den Sündern mild,
Bekehren wir die Welt zu deinem Bild.

Wo wir zerſtörte Tempel wieder weihn,
Beſteige, Göttin, den Altar allein!

Und wer zum Erdenweibe dich entweiht,
Gerichtet ſei er und vermaledeit! . . .

Tauch' unter, Schwan, und aus der Welle Schoß
Erſtehe doppelt blank und makellos! . . .

Du lächelſt deinem Knecht belohnend zu,
In goldne Himmelsglorie ſchwindeſt Du . . ."

— — —

XLI.

Fiebernacht.

Der Morgen graut — des Pilgers Stätte leer?
Beim Hahnenruf verſchwand geſpenſtiſch er!

Was ich geſchaut, iſt's Wahrheit? War es Traum?
Schlief mit dem Teufel ich im gleichen Raum?

Es war ein Spuk! Es war ein Fieberwahn!
Die welſche Fratze hat mir's angethan!

Nein, Wahrheit war's! Kein Morgenwind verweht
Das andachtsvoll irrſinnige Gebet! . . .

Was quäl' ich mich? Unfähig iſt der That
Ein Frömmler! Doch ein Spanier? Ein Soldat?

Kein Mönchlein iſt's, in Müßiggang erſchlafft,
Er hat des Kriegers Zucht und Willenskraft.

Er iſt ein Schwärmer! Voller Selbſtbetrug!
Daneben iſt er wie die Hölle klug!

Ein Weib vergöttern — Aberwitz und Schmach —
Von Even ſtammend, die den Apfel brach!

Zuthulich naht die üpp'ge welſche Kunſt,
Andacht verkuppelnd mit der Sinne Brunſt.

Die Kirche ſteigt phantaſtiſch wieder auf
Und gürtet ſich zu neuem Siegeslauf;

Mit feiger Fürſtentyrannei gepaart,
Steht ſie um ihre Götzen feſt geſchaart;

Der Drache Rom, getroffen bis ins Mark,
Durch ſeine Wunde wird er wieder ſtark

Und von der Wahrheit Schwert des Kopfs beraubt,
Wächſt er empor mit einem gift'gern Haupt.

O Menſchheit, qualenvoller Siſyphus,
Der ſeinen Felſen ewig wälzen muß!

Ein flüchtig Vorgefecht hat mich genarrt,
Jetzt erſt erblick' ich meinen Widerpart.

Nun ich auf Erden meinen Tag verthan,
Fängt ſich der grimmſte Feind zu zeigen an.

Abſonderliche Laute: „Loyola“ —
Blutstropfen röten dieſe Silben da.

Das iſt ein Name, der die Wahrheit höhnt,
Wie Flammen lodert, wie die Folter ſtöhnt!

Der Höllenſendling wird die Welt durchziehn!
Was ſtieß ich nieder nicht im Beten ihn?

Pfui, Hutten, Meuchelthat! Das Fieber plagt
Und rüttelt dich. Gottlob, der Morgen tagt . . .

Vielleicht war's eine Ausgeburt der Nacht?
Und doch! Hätt' ich den Spanier umgebracht!

Menſchen.

XLII.

Die Bilderſtürmer.

Ich ſprach: So, Hutten, kann's nicht länger gehn,
Heut mußt du wieder einmal Menſchen ſehn!

Und ſprang ins Boot und bahnte mir den Pfad
Mit Ruderſchlag ans rechte Seegeſtad.

Ein ſtattlich Dorf erzielt' ich mit dem Boot —
Da regte ſich's, als wäre Feuersnot.

Wo ſich der Dorfbach in den See ergoß,
Lärmt' eine Männerſchaar, ein Kindertroß.

Aus ihrem Kirchlein ſchleppten mit Geſchrei
Die Bilder ihrer Heil'gen ſie herbei

Und warfen in die Flut der Väter Hort
Mit manchem ſchnöden Witz und frechen Wort.

Der Strudel führte weg den alten Graus
Und wuſch der Märt'rer blut'ge Wunden aus.

Wachsherz, Votivgeſchenk, Reliquienſchrein
Flog alles luſtig in den Bach hinein —

Da werd' ich eines Steingebilds gewahr,
Mit ſchwiel'gen Händen hob's ein Männerpaar

Und ich erſchrak. Es war ein zart Gebild:
Die Magd Maria lächelte ſo mild

Und ſah das grobe Volk ſo rührend an,
Als ſpräche ſie: „Was hab' ich euch gethan?"

Wie kam das Werk in dieſes Kirchleins Raum?
In Nürnberg ſelber ſah ich Beſſ'res kaum.

Man fühlte, daß ein Meiſter ſpät und früh
Daran gewendet lauter Lieb' und Müh'.

Zerſtören, was ein gläubig Herz erſchuf,
Gehorſam einem leiſen Engelruf,

Vernichten eine fromme Schöpferluſt,
Ein Frevel iſt's! Ich fühlt's in tiefer Bruſt. . .

Gebiet' ich Halt? Ich? Ulrich Hutten? Nein . . .
Ihr Männer, ſtürzt das Götzenbild hinein!

Ich trat hervor und rief's mit ſtrengem Mund.
Sie warfen. Etwas Edles ging zu Grund.

XLIII.

Der Trunk.

Blaufarbne Krüge brachten her ſie dann,
Sie ſchenkten ein und das Gelag begann.

— „Dem fremden Herrn ein Glas! Thut uns Beſcheid,
Wenn Ihr nicht einer von den Stolzen ſeid!

Stoßt an, Herr Ritter! ... Ihr verzieht den Mund?
Trinkt! Unſer Wein iſt fürnehm und geſund!

Potz Hagel! Iſt Euch unſer Wein zu ſchlecht?
Seid Ihr ein Päpſtler oder Fürſtenknecht?

Schmeckt's?" — Köſtlich. — „Noch ein Glas, und eines noch!
Der deutſche Herr auf Ufnau lebe hoch!"

Ich trank und würgt' — es war ein ſaurer Schluck —
Und ſchied mit einem biedern Händedruck.

Ich machte mich davon mit guter Art
Und lachte ſtill ergötzt in meinen Bart:

Der ich dem Kaiſer und dem Papſt gedreut,
Dem Volke zu Gefallen log ich heut.

XLIV.

Der Schaffner.

Im Paradieſe ſelber träfe man
Wohl einen an, den man nicht leiden kann.

Der Kloſterſchaffner macht mich nimmer froh
Mit ſeiner Faunenfratze, pfiffig roh.

Ich möchte höchſtens in der Leſe ſehn
Gekrümmt ihn unter einer Bütte gehn.

Ich Ketzer bin dem Kloſterknecht verhaßt
Und ſeinen Geiz verdrießt der arme Gaſt.

Er ſchielt. Er blinzelt gegen's Sonnenlicht
Und meinen graden Blick verträgt er nicht.

Er wünſcht mir: „Euch gedeih' der Aufenthalt!"
Und betet: „Hole dich der Teufel bald!"

Ein Schurke, wer mir ſo ins Angeſicht
Und hinter meinem Rücken anders ſpricht!

Nun hab' ich ihn gelobt und damit gut!
Sein wackrer Junge hat geſunder Blut.

Hier wandeln die Geſchlechter ſich geſchwind
Und anders als der Vater blickt das Kind.

Natur iſt in den Hochgebirgen ſtark
Und ihre Lüfte ſtählen Herz und Mark:

Der Junge, der mit Hutten ſaß im Boot,
Wird brav und treu und bleibt's bis in den Tod!

XLV.

Der kleine Ferge.

Laß, Ruodi, deinen Nachen sachter gehn!
In klare Gründe laß mich niedersehn!

Hier im kristallnen Spiegel farbenmild
Erscheint ein Mann und eines Knaben Bild.

Du schaust empor, von lichter Wolkenzier
Umrahmt. Vor zwanzig Sommern glich ich dir.

Und noch ein ander Bildniß schaut empor,
Das tief gefurchte kommt bekannt mir vor!

Nun, diese schwer beschriebne Stirn ist mein —
Fürwahr, ich möchte nicht ein Andrer sein!

Die Fläche kräuselt sich im Abendwind,
Zergangen beide Bilder! Rudre, Kind!

XLVI.

Schweizer und Landsknechte.

Heut hat man mit Soldaten mir getiſcht.
Ein ungebunden Volk. Mich hat's erfriſcht.

Päpſtler und Ketzer ſaßen im Verein
Bei unſrer lieben Frauen Kloſterwein.

Sie kamen eben braun und beuteſchwer
Bergüber aus der welſchen Sonne her.

Gleich frug ich einen, der ein Pflaſter trug:
Bekenn', daß dich ein frommer Landsknecht ſchlug!

Unſinn, daß ihr euch täglich reizt und rauft,
Landsknecht und Schweizer, beide deutſch getauft?

— „Warum, Herr Ritter, ich vom Leder zog?
Weil Heini Wolleb mein Gefühl betrog.

Zum Imbiß ſaßen unſer zwanzig da
In den „Drei Königen" von Mantua.

Rings Pfuhl und Wall. Das Fieber hauchte ſchwül.
Am Seelisberge, dacht' ich, weht es kühl.

Da brüllt's. Ein langgezogen ehrlich Muh.
Mich denkt's der braunen Lisli, unſrer Kuh.

Und wieder brüllt's. Nun kommt mir in den Sinn
Die andre Lisli auch, die Melkerin.

Zum Dritten muht's. Aufblinkt der Ürnerſee,
Scharf blitzt am Himmel ein Gezack von Schnee.

Mir tropft das Aug'. Da lacht der Jauch: „Du Stier,
Ein Landsknecht brüllt. Kein Rindlein graſet hier."

Ich fuhr empor: „Bei meinem Eid und Schwur!
So täuſchend muht der Heini Wolleb nur!"

Ins Freie rannt' ich. Um die Ecke ſtrich
Der Heini grinſend und verhöhnte mich.

„Steh, Heinz!" Er ſtand und ehrlich fochten wir,
Wie Zeugniß giebt das ſchwarze Pflaſter hier.

In ſumpf'gem Mantovanerboden ruht
Der Heini, der ſo trefflich hat gemuht.

Ehrbarer Ritter, reichet mir die Hand,
Und wäre ſie geächtet und gebannt!

Hier hauſt Ihr ungekränkt im Firnelicht,
Nur muhet, Herr, auf Eurer Inſel nicht!“ *

---

* Das Muhen, womit der Landsknecht den Schweizer verſpottete, hat in jenen Tagen viel Blut gekoſtet.

XLVII.

Vermächtniß.

Der Florentiner grollte vor ſich her:
„Der Fremde Treppen, ach wie ſteil, wie ſchwer!“

Hier ſing' ich außerm Reich und doch im Reich:
Der Schweizerraſen tritt ſich leicht und weich!

Deutſchland, vergiß nicht, wer dem Hutten bot
Den letzten Boden und das letzte Brot!

Zu arm bin ich zu einem Gaſtgeſchenk,
So bleibe meiner Schuld du eingedenk!

— —

XLVIII.

Abendſtimmung.

Des Morgens lacht wie eine junge Frau,
Streng blickt am Abend meine Ufenau,

Durch Flutendunkel geiſterhaft geſtreckt,
Von nahen Bergesſchatten zugedeckt.

Lang hat ſich das Soldatenſchiff ergetzt
An einem Echo. Beide ſchweigen jetzt.

Verklungen iſt der Veſperglocke Schall,
Ein dunkler Friede waltet überall.

Wär' ich ein Jüngling voller Leidenſchaft,
Beängſtigt von der eignen Lebenskraft,

In Thränen löſte ſich, was bang und wild
Ein junges Herz beſtürmt, vor dieſem Bild.

Nun hab' ich handelnd meine Glut gedämpft
Den Veſperfrieden hab' ich mir erkämpft,

Und ſchreite, wann du, Sonne, dich entfernſt,
Getroſt durch dieſen tiefen Abendernſt.

In den geſtrengen Zügen der Natur
Empfind' ich die verwandte Seele nur.

XLIX.

Nachtgeſpräch.

Mit glüh'nden Spuren iſt der Tag entflohn,
Am Himmel blitzen frühe Sterne ſchon.

Der Alte ſitzt auf ſeiner Lieblingsbank:
Du träumeſt, Pfarrer? Rück' ein wenig! Dank.

Was ſchauſt verzückt du auf zum Himmelszelt?
Was ſiehſt du droben? — „Ritter, Welt an Welt!

Erfahrt, daß unter uns, die wir bemüht
Um die Natur ſind, ein Geheimniß glüht!

Mir hat's ein fahr'nder Schüler anvertraut.
Neigt Euch zu mir! Man ſagt's nicht gerne laut.

Ein Chorherr lebt in Thorn, der hat gewacht,
Bis er die Rätſel deutete der Nacht.

Herr Köpernik beweiſt mit bünd'gem Schluß,
Daß — ſtaunet — unſre Erde wandern muß!

Wißt, um die Fürſtin Sonne kreiſen wir
Und glaubten dienend uns umkreiſt von ihr!

Ihr meint, wir ſitzen ruhig hier? Erlaubt —
Wir ſchweben, wie von Adlerkraft geraubt!

Nicht wandern, Ritter, wir allein! Erhebt
Das Haupt! Der ganze Himmel zieht und lebt!

Ein Kreis von Pilgern iſt's, der uns umringt,
Von denen jeder ſanft den andern zwingt,

Und unſer Sternlein iſt in dieſer Schaar
Wohl einer der geringſten Pilger gar.

Wir nahmen Welt und Himmel uns zum Raub,
Wir wähnten uns das All und ſind ein Staub.

Doch beſſer als ein König und allein,
Iſt, eines großen Ganzen Glied zu ſein.

Mit höhern Welten bringt uns unſer Gang
In einen leuchtenden Zuſammenhang!

Ein neues Leben wird uns aufgethan
Auf hellern Stufen nach durchlaufner Bahn.

Ich lieb' Euch, Hutten, und ich möchte gern
Euch wiederſehn auf einem ſchönern Stern.

Je näher dem Geſtirn, das ewig ruht,
Um deſto reiner wird die Liebesglut.

Die Leiter iſt's, die Jakob einſt erblickt.
Ihr lächelt, Ritter? Red' ich ungeſchickt?

Iſt's zu begehrlich, was mir ahnen will?
Ins Dunkle blicket Ihr und bleibet ſtill . . ."

— Auf Ufnau, Pfarrer, iſt der Abend kühl.
Ruhſame Nacht! Ich ſuche meinen Pfühl

Und laß Euch mit den Sternen jetzt allein,
Ich möchte morgen wieder wacker ſein.

Erſt dien' ich aus auf Erden meine Zeit
Und bin ich dannzumal nicht dienſtbefreit,

Vertheilt man auf den Sternen neues Lehn —
Wohlan! ich denke meinen Mann zu ſtehn.

L.

Mythos.

„Herr Ritter, habt Ihr, ſagt mir's im Vertraun,
Jüngſt eines Mönchleins Ohren abgehaun?

Iſt's wahr, wo blieb der feine Humaniſt
Bei der Cyklopenthat? Wo blieb der Chriſt?

Ihr ſeid ein prächt'ger Hausgeſelle zwar,
Doch habt ihr ein gefährlich Augenpaar:

Im Zwiegeſpräche leuchtet's heiter mild,
Derweil Ihr ſinnt und brütet, droht es wild.

Sagt, tapfrer Ritter, wiſpert mir ins Ohr,
Ob jenes arme Pfäfflein ſein's verlor?"

— Pfarrer, Kritik! Bin ich ein Polyphem?
Nie hab' ein Glied gekappt ich irgendwem.

Erwirbt ein Erdenſohn ſich Lob und Preis,
Gleich bildet ſich um ihn ein Sagenkreis.

Den Pfaffen, merkt, hab' ich das Haar gerupft,
Den fetten Ohrenlappen auch gezupft —

Das, Pfarrer, iſt geſchichtlich aufgehellt,
Das andre ſpielt in ſchwanker Fabelwelt.

LI.

Der Pfarrer.

Ein müdes Ruder rauſcht. Der Pfarrer kehrt
Zurück, mit einem Pflanzenbund bewehrt.

Dort hoch am Etzel wächſt ein kräftig Kraut,
Davon er mir ein heilſam Tränklein braut.

Noch weht die Abendluft nicht allzu friſch —
Im Freien rüſt' ich Beiden uns den Tiſch.

Hieher! Dir iſt gedeckt! Nimm's nicht genau!
Noch fehlt die Wirtin auf der Ufenau.

Trotz deinem grauen Barte mußt du frein!
So reihſt du dich der neuen Pfaffheit ein!

Ob dieſe neue Pfaffenart gedeiht
Und was ſie taugt, iſt ein Problem der Zeit. . .

— „Der neuen Pfaffheit wünſch' ich alles Heil,
Mir ſelber doch kür' ich ein ander Theil.

Mich treibt's aus meinem kirchlichen Beruf
Hinaus zu Dem, der mich ernährt und ſchuf,

Der heute noch gelind auf Erden geht,
Von ſeinem blauen Mantel weit umweht.

Der Kirche ſchwere Fragen ſind verwirrt,
Und ewiglich verdammt iſt, wer ſich irrt.

Die laß ich ohne Harm auf ſich beruhn
Und halte mich zu meinen Pflanzen nun.

Die Körper heilen ſei mein künftig Amt,
Zur Sühne, daß ich Seelen einſt verdammt!

Ein großer Arzt, der hier im Land verkehrt,
Hat mich der Kräuter ſtille Kraft gelehrt.

Von Paracelſo habt Ihr, Ritter, ſchon
Gehört, der Mutter Erde Lieblingsſohn,

Dem ſie geſchäftig ihre Schätze zeigt,
Dem plaudernd kein Geheimniß ſie verſchweigt?

Unfern von hier am Etzel hält er Haus.
Ich ſandte neulich einen Boten aus

Und lud nach Ufenau den Wundermann.
Ich tröſte mich, daß er Euch helfen kann.

Ihr zuckt die Achſeln . . . Seine Kunſt iſt groß,
Und, Ritter, Ihr ſeid gar zu glaubenslos!“

Das Todesurtheil.

LII.

Paracelſus.

Giebt's auf der Welt ein Herz ſo männlich feſt,
Daß ſich's von Hoffnung nicht bethören läßt?

Was mir der Freund von Paracelſus ſprach,
Das flog mir wie ein lichter Falter nach,

Das ſenkte ſich, mir ſelber unbewußt,
Ein treibend Keimlein in die ſieche Bruſt.

Ich ſehnte mich, bis der Gewünſchte kam,
Wie Mägdlein blicken nach dem Bräutigam.

Heut war er da. Ich lag erbärmlich krank
Im Eichenſchatten auf der Raſenbank.

Er that, als würd' er meiner nicht gewahr,
Doch ſtreifte mich ſein ſcharfes Augenpaar.

Er nahm den Pfarrer dort am Strand beiſeit
Und ſprach zu ihm geheim mit Heftigkeit.

Er hat ein abenteuerlich Geſicht,
So denk' ich mir den ernſten Forſcher nicht.

Ich lauſchte hin. Ob er mir Rettung ſchafft?
Und ich vernahm: „Es fehlt die Lebenskraft!“ . . .

Mein feines Ohr hat flüſtern ihn gehört:
„Hier iſt ein edles Organon zerſtört“ . . .

Indem verſtohlen er herüber ſah,
Raunt' ſchnell er: „Facies hippocratica!“ . . .

Was ſpricht der Geck das liebe Deutſch nicht rein
Und miſcht ſo garſt'ge fremde Brocken ein!

Er trat heran, er bot die Rechte mir,
Er ſprach mit Pomp: „Ich grüße Deutſchlands Zier!“

Er nannte mich der Freiheit Thurm und Hort,
Von meiner Krankheit redet' er kein Wort.

Mir deucht', daß ſich ein Seufzer ihm entwand,
Als ſeinen Finger ich am Puls empfand.

Drauf hat er meine Verſe mir gerühmt,
Der Narr. Er hieß ſie „ſtolz“ und „reich beblümt“.

„Die Ulfnau", ſprach er, „wird durch Euch bekannt
Und noch von Kind und Kindeskind genannt.

Nicht einſam lebt Ihr auf dem Eiland hier,
Bevölkert mit Gedanken habt es Ihr!"

Ich dachte: Wie zu dir dein Name paßt!
Bombaſtus nennſt du dich — und ſprichſt Bombaſt!

Ihm gab ich das Geleit bis an den Kahn,
Dann ſtieg den Hügel langſam ich hinan.

Es war ein goldner Morgen im Auguſt,
Das zweite Gras gedieh mit Kraft und Luſt!

Die ganze dichte blüh'nde Wieſe klang
Und wogt' und ſchwirrt' und flattert', zirpt' und ſang.

Ich ſchritt in Halm und Blumen, überflammt
Vom ſüßen Sonnenlicht — zum Tod verdammt!

Da warf ich in die duft'ge Wieſe mich,
Verbarg das Haupt und weinte bitterlich. —

Und lange lag ich ſtill im grünen Thal,
Mein eigen Bildniß oder Grabesmal.

LIII.

Die Beichte.

Hier ſchreit' ich über meinem Grabe nun —
Hei Hutten, willſt du deine Beichte thun?

S' iſt Chriſtenbrauch. Ich ſchlage mir die Bruſt.
Wer iſt ein Menſch und iſt nicht ſchuldbewußt?

Mich reut mein allzuſpät erkanntes Amt!
Mich reut, daß mir zu ſchwach das Herz geflammt!

Mich reut, daß ich in meine Fehden trat —
Mit ſchärf'ren Streichen nicht und kühn'rer That!

Mich reut die Stunde, die nicht Harniſch trug!
Mich reut der Tag, der keine Wunde ſchlug!

Mich reut — ich ſtreu' mir Aſchen auf das Haupt —
Daß nicht ich feſter noch an Sieg geglaubt!

Mich reut, daß ich nur einmal bin gebannt!
Mich reut, daß oft ich Menſchenfurcht gekannt!

Mich reut — ich beicht' es mit zerknirſchtem Sinn —
Daß nicht ich Hutten ſtets geweſen bin!

LIV.

Göttermord.

Heut aber that ich, was die Frommen freut:
Entgöttert meine Schriften hab' ich heut.

Wo „Zeus" und „Herakles" zu lesen stand,
Schrieb „Jesus Christus" ich mit fester Hand.

Statt „Nectarkrügen" und statt „Bacchanal"
Setzt' flugs ich „Abrams Schoß" und „Himmelssaal".

Kein einz'ger Griechenschwur und Römerfluch
Prangt mehr in meinem Dialogenbuch.

Ich löge, sagt' ich, daß mir Bann und Acht
Des Heidenhimmels großen Kummer macht.

Das Wiesenbächlein flutet leicht und hell,
Was braucht's, daß eine Nymphe bad' im Quell?

Brennt Herz und Stirn dem Zecher minder heiß,
Der nichts vom Kranz des Dionysos weiß?

Schiert's, ob man einen Sohn des Mars ihn tauft,
Den deutſchen Knecht, der todesluſtig rauft?

Was heißt: „Ich weihe dich der Furienſchaar?“
„Der Teufel hole dich!“ iſt kurz und klar.

So komm' ich heim aus einer tapfern Schlacht:
Ich habe Götz und Götzin umgebracht!

— — — —

LV.

Das fallende Laub.

Heut klang ein Beil den ganzen Morgen laut
Und bis zum Abend fort. Der Schaffner baut.

Ein Vordach nur, doch mocht' ich's gerne ſehn,
Iſt's doch ein Werden, iſt's doch ein Entſtehn!

Da war ein Zimm'rer, der es wacker trieb
Und ſeinen Balken ſäuberlich behieb.

In guten Treuen mühte ſich der Mann,
Daß ihm das Waſſer von der Stirne rann.

Am Abend kam der Zimmermeiſter leis,
Mit langgelocktem Bart ein güt'ger Greis,

Und rührt' dem Knecht, der nimmer wollte ruhn,
Die Schulter, mahnend: „Lieber, feire nun!"

Jetzt ward die Stätte leer; ich aber ſchlich
Hinaus und auf den Balken ſetzt' ich mich.

Betrachtend das behau'ne Tannenſtück,
Dacht' ich ans eigne Tagewerk zurück . . .

Ich ſtarrte nieder, der Gedanken Raub,
Da traf die Schulter mir ein fallend Laub.

Mich ſchauderte, da ich das Blatt geſpürt,
Als hätte mich des Meiſters Hand berührt

Und mich gemahnt: Genug! Die Sonn' iſt fern,
Geh ein, du Knecht, zur Ruhe deines Herrn!

LVI.

Reife.

Es wendet ſich das Jahr, die Welle raucht,
Mein Eiland iſt in Morgenduft getaucht.

Vor mir in herbſtlicher Verſchleierung
Bewegt ſich einer Barke Ruderſchwung.

Herüber glänzt durch ſchwankes Nebelſpiel
Die hochgethürmte Burg von Rapperswyl.

Zu Häupten mir durch hell're Schleier bricht
Das ſüße Blau, das warme Sonnenlicht;

Und ſchwerer hangt die Traube ſchon am Schaft,
Sie ſchwillt und läutert ihren Purpurſaft,

Sie fördert ihre Reife früh und ſpat —
Was meinſt du, Hutten? Auch die deine naht!

Dämonen.

LVII.

Der wilde Hutten.

Glückſelig ſchreit' ich hier im Abendglanz,
In klaren Lüften zittert Mückentanz.

Das Heute war ſo ſonnig, wolkenrein,
Das Morgen wird noch wolkenloſer ſein.

Ein Zug von Tagen warm und wonniglich
Geleitet zu den Todesſchatten mich.

So heiter glaubt ich nicht davon zu ziehn,
Der wilde Hutten fährt in Frieden hin.

Nicht allzu köſtlich, reiche Erde, haſt
Du mich bewirtet, deinen armen Gaſt!

Nun nehm' ich Urlaub und zur Scheidezeit
Erweiſeſt du mir alle Lieblichkeit,

Nun geh' ich und du ſprichſt mit leichtem Sinn:
Du wanderſt, Hutten? Sieh, wie ſchön ich bin!

LVIII.

Herzog Ulrich.

Er war's! Mir pocht das Herz von Groll bewegt
Und jede Fiber zittert aufgeregt.

Er war's! Er ſtand auf meiner Friedensſtatt,
Der mir den Vetter Hans erſchlagen hat,

Der ihm, zu ſeinem Weib entbrannt in Luſt,
Den Degen meuchlings rannte durch die Bruſt,

Der ihm, da bang er mit dem Tode rang,
Ein Henker! um den Hals den Gürtel ſchlang,

Den ich vertrieb von ſeiner Väter Herd,
Mit meines Gurts und meiner Rede Schwert,

Auf deſſen Spur ich wies den Furienchor,
Auf deſſen Scheitel ich die Acht beſchwor. . .

Ich ſaß im Hauskleid ſtill am Hügelrand,
Ein philoſophiſch Büchlein in der Hand,

Da hört' ich einen Fremden halb bezecht
Den Schaffner loben, wie man lobt den Knecht.

Ich kannte dieſer hohen Stimme Schrein!
Er lachte widrig — er gewahrte mein.

Der Trunkne trat mit vollem Humpen vor —
Mir ſträubte ſich vor Graus das Haar empor;

Mich ſtarr betrachtend, zweifelnd, ungewiß:
„Trink," ſchrie er, „ſiecher Bettler und vergiß!"

Ich bin der Hutten, rief ich, den du kennſt!
Er lallte: „Grabentſtiegenes Geſpenſt!"

Ich ſtieß ihn weg, daß er den Wein vergoß,
Der purpurn über ſeine Hände floß.

Mit roten Händen, wie im Walde dort
Von meines Vetters Leiche, ſtürzt' er fort.

Verſchollen bin ich auf der Erde ſchon!
Er wußte nicht, daß ich hieher geflohn.

Warum betrat er meine Friedensflur,
Der Böſewicht, dem ich Verderben ſchwur?

Der Schaffner wirbt! Schon lange weiß ich drum!
Es treibt ſich öfter hier Geſindel um.

Zum Lachen iſt's! An meinem Sterbehaus
Hangt Herzog Ulrichs Werbefähnlein aus!

Um Blut gefeilſcht wird neben meiner Gruft
Und Schweizerlanzen führen heim den Schuft.

Es ſcheint, er iſt in Zürich angeſehn,
Man ſieht ihn fleißig dort zur Predigt gehn.

Doch Ulrich Zwinglis lautres Auge kennt
Den Mann, in deſſen Blick die Hölle brennt.

Er weiß, daß dieſer wohlbeſchaffne Chriſt
Ein Mörder und ein Ehebrecher iſt.

Ich that Bekenntniß meinem Glück zum Trutz,
Der ſchnöde Bube thut's aus Eigennutz!

Was mir aus tiefſtem Herzen quoll empor,
Hält dieſer Heuchler ſich als Larve vor!

Mit Chriſti Jüngern ſitzt im Tiſchverband
Wie Judas er, den Beutel in der Hand.

Der Schurke nahm den reinen Glauben an;
Potz Blut und Wunden, er hat wohl gethan!

Der Meuchler hat das reine Wort bekannt!
Darüber jubiliert das Schwabenland!

Der Gleißner Ulrich zahlt — es ist bequem —
Nicht für den Ulrich mehr von ehedem!

„Rom oder Luther," spottet er beim Wein,
„Schuh oder Stiefel — Herzog will ich sein!"

Ich glaub's, daß er in Stuttgart Einzug hält —
Wer thront im Himmel? Wer regiert die Welt?

Wir stehn in gleichem Lebensalter schier,
Um zehen Jahre schien er jünger mir!

Er ist in voller Manneskraft erblüht,
Ich welke mit verbittertem Gemüt!

Ich büße leichte Jugendsünde schwer,
Den Fluch des Bösen überwindet er!

Er athmet unbeklommen, altert heil,
Und ich? Mir keucht die Brust — das Grab mein Theil!

Er wird von einem guten Sohn geehrt,
Wann längſt mich ekles Erdgewürm verzehrt. . .

Dort gleitet durch die Flut des Mörders Boot —
Kein Wetter brütet, keine Wolke droht!

Gerechtigkeit, biſt du nicht außer Amt,
Wirf einen Blitz, der tötend niederflammt!

Dort fährt ein Mörder! Hör', Gerechtigkeit,
Was dir der Hutten in die Ohren ſchreit!

Der Himmel lacht in unverwölktem Licht —
He, haſt du Ferien, himmliſch Hofgericht?

Die Wage falſch! Gefälſcht das Schuldenbuch!
Wie Wetterlaunen walten Heil und Fluch —

Halt! Frevle nicht! Die Läſt'rung ſei verweht!
Beleid'ge, Hutten, nicht die Majeſtät!

— . .

LIX.

Sturm und Schilf.

Mit Gott zu hadern iſt nicht wohlgethan,
Es lockt Geſellſchaft von Dämonen an.

Durch meine Fenſterluke ſpäh' ich vor,
Der Wurf der Welle ſprüht zu mir empor.

Den ſchwarzen Rieſenbaum am Inſelhorn
Umlodert flammender Gewitterzorn.

Aufrauſcht's im Schilf, wild fährt der Sturm einher,
An tiefſten Lebenswurzeln rüttelt er.

Der Teufel ſauſt im Wind und pfeift und lacht
Und meinen Namen ruft er durch die Nacht.

„Hei Hutten, der, von Wellenſchaum umſpritzt,
Auf einer öden Kloſterinſel ſitzt!

Du gleichſt dem Helden deines Scherzgedichts,
Du biſt der Niemand und zerrinnſt in Nichts!

Der du gedurſtet und gehungert haſt,
Hinweg! Mach' Raum für einen klügern Gaſt!

Dir ſchlag' ich eine Grabesinſchrift vor:
„Er focht für Wolken und er war ein Thor.“

Fahr hin! Doch eh' du ſtirbſt, der Welt ein Spott,
Erleichtre dir das Herz und läſtre Gott!“

— Geberde, Teufel, dich nicht allzu wild!
Entgegen halt' ich dir des Glaubens Schild!

Den lichten Helm des Heils zerſpellſt du nicht
Mit deinen Feuerpfeilen, Böſewicht!

Ein Gutes giebt's! Du biſt mir ärgerlich —
Und eine Wahrheit! Teufel, hebe dich!

Geſättigt wird das menſchliche Geſchlecht
Mit Wahrheit werden und getränkt mit Recht!

Der Sturm verſtummt. Der Hohn des Böſen ſchweigt...
Dort! Ein Gebilde, das dem Schilf entſteigt!

Es ringt die Hände, wie ein Geiſt in Pein!
Erblaßt und jammernd, wie mein Mütterlein!

„Was wandelteſt den Frieden du in Streit?
Warum zerſtörteſt du die alte Zeit?

Wo dich die Kirche liebevoll umfing
Mit ihrer ſieben Gaben heil'gem Ring!

Wo dich die Kirche mütterlich begrub
Und triumphierend in die Himmel hub!

Der den erprobten Segenskreis zerriß,
Biſt, Hutten, du des neuen Pfads gewiß?"

— Wer flüſtert mir ſo traute Worte zu?
Verſchlagner Dämon, wieder biſt es du!

Ich glaube nicht an alter Zeiten Glück!
Ich breche durch und ſchaue nicht zurück!

Hinüber retten wir in neue Zeit
Und edle Form den Hort der Frömmigkeit . . .

Wir ziehn! Die Trommel ſchlägt! Die Fahne weht!
Nicht weiß ich, welchen Weg die Heerfahrt geht.

Genug, daß ihn der Herr des Krieges weiß —
Sein Plan und Loſung! Unſer Kampf und Schweiß!

Geſiegt! Doch ſchwer! Mir keucht die Bruſt ſo bang
Wie einem Menſchen, der mit Rieſen rang.

LX.

Die Menſchheit.

Ich ſchaute — wunderſamer Morgentraum —
In eines Kampfs geſtaltenvollen Raum.

Ein mächtig Ringen war's der Geiſterwelt,
Von weh'nden Flammen wechſelvoll erhellt.

In Welſchland, wenn ich mich beſinnen mag,
Sah ſchier ich ſo gemalt den jüngſten Tag:

Wo, ſtreng gerichtet, was von Even ſtammt,
Zur Hälfte ſteigt, zur Hälfte ſinkt, verdammt.

Doch nein! Die letzte Scheidung war es nicht.
Es war ein mut'ger Sturm empor ins Licht!

Sie rangen alle mit vereinter Kraft,
Beſeelt von Eines Kranzes Leidenſchaft.

Wankt' einer wie gelähmt von Pfeilgeſchoß —
Den riß empor ein ſtärk'rer Kampfgenoß

Und mancher Kühne ſtieg in ſchwerem Flug,
Der einen Wunden auf der Schulter trug.

Da hab' ich eines Führers Ruf gehört:
„Der Kerker," ſchrie er, „Geiſter, iſt zerſtört!

Das Thor gebrochen! Offen iſt die Bahn!
Befreit die Brüder! Auf! Empor! Hinan!"

Aus lichten Wolken ſcholl Poſaunenton,
Doch war's ein Siegesjubel, nicht ein Drohn.

Da plötzlich ſtund ich im Gewölke vorn
Und ſtieß aus voller Bruſt ins Jägerhorn.

Aufſchwebt' der ſel'ge Zug in mächt'gem Drang,
Ich ſtieß ins Horn, daß mir das Herz zerſprang.

Das Sterben.

LXI.

Feldmann.

Land, Waſſer, Himmel — rings dasſelbe Grau!
Wer ahnte deine Anmut, Uſenau?

Im Schilfe ſchwadert eine Entenſchaar
Und kündet frühen Winter dieſem Jahr.

Des Schaffners „Feldmann“ ſtellt zur Jagd ſich dort.
Noch eine Birſch, bei meinem Ritterwort!

Mir hangt ein ländlich Armbruſt an der Wand . . .
Hier iſt's! Der Spanner fehlt, ich ſpann' von Hand . . .

Gehorche, Ding! Schon manches Seil geſtrafft
Hat dieſe Fauſt . . . Verdammt! Mir fehlt die Kraft!

Wie? eine Thräne? . . . Nieder, täppiſch Thier!
Der wackre Köter leckt die Wange mir.

Gelt, wer die Armbruſt nicht mehr ſpannen kann,
In deinen Augen iſt's ein armer Mann!

Die wilde Jagd des Lebens geht zu End' . . .
Komm! Seh'n wir, ob im Herd ein Feuer brennt.

LXII.

„Der arme Heinrich".

Heut ſaß ich armer Ulrich ſtill daheim
Und las den „armen Heinrich", Reim an Reim.

Des ſiechen Ritters Abenteuer las
Ich gerne, der durch Wunderwerk genas.

Ihr braven Heil'gen, könntet — frag' ich nun —
Am Hutten ſchließlich ihr ein Wunder thun?

Am Hutten? Nein. Da fühlt er ſelber, wißt,
Wie das von euch zu viel gefordert iſt.

LXIII.

Anzeige.

Mein Ende ſteht bevor! Mir hat geahnt.
Mich hat mein Franz, der Sickingen, gemahnt.

Ich ſaß im abendſtillen Kämmerlein
Juſt zwiſchen Tageslicht und Ampelſchein —

Stracks ging ein Reutersmann durch mein Gelaß.
Er trug ein rot Barett. Mir ſchien er blaß. . .

Ha, Sickingen, du biſt's, mein Kampfgeſpan!
An meine Bruſt, du redlicher Kumpan!

Da log Frau Fama wieder einmal dreiſt!
Sie rief ins Land, daß du getötet ſeiſt.

Du lebſt, mein Vielgetreuer! Du entrannſt!
Ich gönne dir's, daß du noch fechten kannſt. . .

Er ſchwieg. Ich ſah des Auges mindre Glut,
Das ſonſt ſo trutzig drohte unterm Hut.

Doch ſchaut' er ſelig, da die Schattenwelt
Für einen Helden keine Schmach enthält.

An mir vorüber ſchritt er ohne Wort
Und wandte noch ſich an der Schwelle dort,

Und winkte mir gelaſſen mit der Hand,
Als wollt' er ſagen: Komm nun! — und verſchwand.

LXIV.

Der letzte Brief.

Mein lieber und gewogner Prugner, merk'
Es dir und ſchick' mir etwas Feuerwerk!

Die Leſe naht. Da blitzt und pufft und knallt
Es rings um meinen Inſelaufenthalt.

Raketen kreuzen ſich. Der Böller kracht.
Lodernde Räder rollen in der Nacht.

Nicht was ſich dreht und ſchwingt und ſpritzt und ſprüht,
Schick' eine Leuchte mir, die ſtetig glüht!

Schick' eine Kugel mir, die ruhig ſteigt
Und meiner Inſel ganzen Umriß zeigt!

An meinem letzten Feſte koſt' im Schein
Der Geiſterfackel ich den neuen Wein.

LXV.

Die Traube.

Freund Holbein, fehlt im Totentanze dir
Der Dichter noch, ſo komm und mal' mich hier,

In meinem Seſſel ſchlummernd ausgeſtreckt,
Das Angeſicht mit ſtillem Blaß bedeckt!

Daneben trete leis der Tod ins Haus
Doch laß mir lieber weg der Senſe Graus!

Am Bogenfenſter ſiehſt die Traube du?
Die male goldig angehaucht hinzu!

Ein blitzend Winzermeſſer giebſt du dann
In die verdorrte Hand dem Knochenmann!

Und der Verſtänd'ge merkt des Bildes Sinn,
Daß ich die Edeltraube ſelber bin,

Die heut gekeltert wird und morgen kreiſt
In Deutſchlands Adern als ein Feuergeiſt.

LXVI.

Das Kreuz.

Heut iſt der erſte leidenvolle Tag,
Da ich mich nicht vom Lager heben mag!

Auf ſeiner Meeresinſel ſtöhnt' und fleht'
Und wimmerte der wunde Philoktet;

Mir geht das Jammern wider die Natur,
Weit eher noch entführe mir ein Schwur.

Doch beiß' ich ſchweigend nur die Lippe mir;
Denn als ein Chriſt und Ritter lieg' ich hier.

Fernab die Welt. Im Reiche meines Blicks
An nackter Wand allein das Crucifix!

An hellen Tagen liebt' in Hof und Saal
Ich nicht das Bild des Schmerzes und der Qual;

Doch Qual und Schmerz iſt auch ein irdiſch Theil,
Das wußte Chriſt und ſchuf am Kreuz das Heil.

Je länger ich's betrachte, wird die Laſt
Mir abgenommen um die Hälfte faſt,

Denn ſtatt des Einen leiden unſer Zwei:
Mein dorngekrönter Bruder ſteht mir bei.

LXVII.

Ein chriſtliches Sprüchlein.

In meinen Leidensnächten ohne Stern
Erlab' ich mich an guter Sprüche Kern.

Sankt Paule, der du mir zu jeder Friſt
Aus dem Apoſtelbund der liebſte biſt,

Eins deiner Sprüchlein ſo von ungefähr
In bittern Nöten bet' ich vor mich her:

Es ängſtet ſich, es ſehnt ſich allezeit
Die Creatur in ihrer Endlichkeit! . .

Oft wird der edle Leib, das ſchöne Sein
Zum dumpfen Kerker ohne Licht und Schein.

Dann iſt es nicht ein hergebracht Gebet,
Es iſt der Geiſt, der in uns ſeufzt und fleht,

Und wärſt du, Gott und Herr, nicht ewiglich,
Ein ſolches Stoßgebet erſchüfe dich.

LXVIII.

Ein heidniſches Sprüchlein.

Heut fiel mir wieder ein — ich weiß nicht wie —
Ein Spruch aus Sokrates' Apologie:

„Was wartet unſer, wann des Erdeſeins
Unruhig Licht erliſcht? — Von Zweien Eins:

Für ſel'gen Wandel ein bequemer Raum!
Ein ungekränkter Schlummer ohne Traum!"

Wir Chriſten haben ein gewiſſes Licht,
Doch auch ein Heidenſprüchlein ſchadet nicht.

LXIX.

Der Strom des Lebens.

Mir war: ich fuhr in halber Finſterniß
Auf einem Strom, der mich von dannen riß.

Unwiderſtehlich, ohne Friſt und Halt
Entführte mich die jähe Stromgewalt.

Vorüber glitten dunkel Stadt und Schloß.
Ein ferner Donner ſcholl. Der Nachen ſchoß.

Und ich erriet, daß ich den Rhein befuhr
Ein wenig über ſeinem Sturze nur.

LXX.

Scheiden im Licht.

Verſchärfte Schmerzen foltern mein Gebein,
Doch, ſoll ich ſterben, muß es Morgen ſein!

Doch, ſoll ich aus der Welt von hinnen gehn,
So muß ich erſt erhellte Pfade ſehn!

In meine Todesſchauer ſei gemiſcht
Der Frühe Schauer, der das All erfriſcht!

Verſtöhnen laß mich hier im Dunkel nicht,
Befreie deinen Kämpfer, ſtarkes Licht!

Auf deinen goldnen Schwingen trägſt du Heil,
Erlege mich mit deinem erſten Pfeil!

LXXI.

Abfahrt.

Ich reiſe. Freund, ein Boot! Ich reiſe weit.
Mein letztes Wort ... ein Wort der Dankbarkeit ...

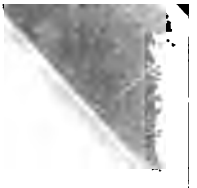
Auch dir, du Inſel, dunkle grüne Haft!
Den Hutten treibt es auf die Wanderſchaft.

Gewoge rings! Kein Segel wallt heran!
Die Welle drängt und rauſcht! Wo iſt der Kahn?

Es ſtarrt der Firn mir blaß ins Angeſicht ...
Die ſteile Geiſterküſte ſchreckt mich nicht ...

Ein einzler hagrer Ferge rudert dort ...
Schiffer! Hieher! Es will ein Wand'rer fort!

Du hältſt mich, Freund, in deinen Arm gepreßt?
Bin ich ein Sklave, der ſich binden läßt?

Leb wohl! Gieb frei! Leb wohl! Ich ſpring' ins Boot...
Fährmann, ich grüße dich! Du biſt — der Tod.

MAR 2 6 1930